

Deutschland € 9,- • Schweiz sfr 18,60 • Österreich € 10,20 •
Nr. 14 Benelux € 10,80 • Finnland € 13,80 • Frankreich € 12,20 • Italien € 12,20 • Norwegen NOK 120,- • Spanien € 12,20

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

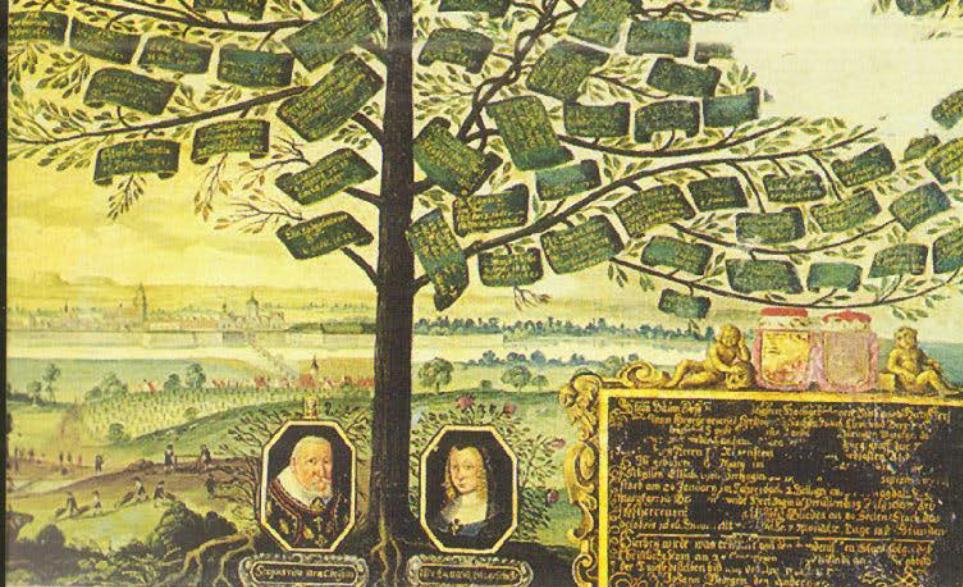


Der Erste Weltkrieg

Von Sarajevo bis Versailles: die Zeitenwende 1914-1918

DER ERSTE WELTKRIEG GEO EPOCHE

ISBN 978-3-8338-2509-6
14
4 194875 509006



Kaiser, Königin, Mustermann? Der neue Volkssport **Ahnenforschung**.

Die Erforschung der eigenen Familiengeschichte erlebt eine Renaissance: Kirchenarchive werden durchstöbert, Urkunden gesichtet, Stammbäume entworfen, Gen-Analysen betrieben. Die Ursachen, die Reize und die Ergebnisse der Suche nach sich selbst – jetzt in GEO.

GEO
31. September 2004 - DAS NEUE BILD DER ERDE

32 SEITEN EXTRA
Der GEO-Tag der Ahnenforschung
Im Fokus: Namibia, die Thürer Wölfe

FAMILIEN-GESCHICHTE
**Die Spur
der Ahnen**

ANGOLA PFERDE POLEN HUMBOLDT

CHEFREDAKTEUR
Peter-Matthias Gaede

STELLVERTRETER CHEFREDAKTEUR
Michael Schaper

GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTEURE
Cay Rademacher (Text),
Ruth Eichhorn (Bild), Jutta Krüger (Art Direction)

TEXTREDAKTION
Dr. Anja Herold

BILDREDAKTION
Christian Gargerle

ART DIRECTOR
Johannes Dönges

DOKUMENTATION

Freie Mitarbeit: Olaf Mischer,
Andreas Sedlmaier

WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG
Dr. Christine Beil, Marc Hansen (Militärgeschichte)

MITARBEITER DIESER AUSGABE:

Susanne Krieg, Jens Schröder

Freie Mitarbeit: Ernst Arnt Albaum, Jörg-Uwe Albig,

Jens-Rainer Berg, Jürgen Bischoff, Nina Daebel,

Emanuel Eckardt, Nina Fischer-Düstehoff, Prof. Dr. Sieg Forster,
Prof. Dr. Ute Frevert, Nahin Ingwersen, Heinrich Jaencke,
Caroline Lahsen, Irene Leipprand, Harald Martenstein,
Daniel Portmann, Dr. Jörg Vöhrer, Katja Zipp

KARTOGRAPHIE

Stefanie Peters

SCHLUSSREDAKTION

Hinnerk Seehoff

Assistenz: Hannelore Koehl

HONORARE: Petra Schmidt

KOORDINATION: Ursula Arens

GEO-BILDARCHIV

Bettina Behrens, Gunda Lerch, Gudrun Lüdemann, Peter Müller
REDAKTIONSBURO NEW YORK: Nadja Masri (Leitung),
Brigitte Barkley, Wilma Simon, Anuschka Tomat (Sekretariat),
375 Lexington Avenue, New York, NY 10017-5514,
Tel. 001-212-499-8100, Fax 001-212-499-8105,
E-Mail: geo@geo.com

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:
Peter-Matthias Gaede

VERLAGSLEITUNG: Dr. Gerd Brüne, Ove Saffe

ANZEIGENLEITUNG: Anke Wiegel

VERTRIEBSELEITER: Markus Böhler

MARKETINGLEITER: Florian Wagner

HERSTELLER: Peter Grimm

Anzeigenabteilung

Anzeigenverkauf: Thorsten Triepke,

Tel: 040 / 37 03 29 32, Fax: 040 / 37 03 57 73

Anzeigenabteilung: Wolfgang Rüders,

Tel: 040 / 37 03 38 24, Fax: 040 / 37 03 57 73

Es gilt die GEO-Anzeigenpreisliste Nr. 25 vom 1. Januar 2004

Heft-Preis: € 8,00 ISBN-Nr. 3-570-19451-5

© 2004 Gruner + Jahr, Hamburg

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,
Konto 0322800, BLZ 200 700 00

Druck: Gruner + Jahr AG & Co KG

Druck und Verlagshaus

Itzehoe/Holstein

GEO-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

Telefon: 040 / 37 03 20 73, Telefax: 040 / 37 03 56 48

E-Mail: briefe@geo.de

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

ABONNEMENT DEUTSCHLAND Jahres-Abonnement: 60,60 €

BESTELLUNGEN:

Gruner + Jahr AG & Co KG

KUNDENSERVICE ALLGEMEIN:

GEO-Kundenservice

Mo - Fr 7.30 bis 19.00 Uhr

20080 Hamburg

Sa 9.00 bis 14.00 Uhr

Telefon: 01805 / 861 80 03

Telefon: 01805 / 861 80 03

[112 Cent/Min.]

[12 Cent/Min.]

Telefax: 01805 / 861 80 02

[12 Cent/Min.]

E-Mail: geo-service@guj.de

ABONNEMENT ÖSTERREICH

KUNDENSERVICE:

Postfach 5, A-6960 Wolfurt

Telefon: 0820 / 00 10 85

Telefax: 0820 / 00 10 86

E-Mail: geo@abo-service.at

ABONNEMENT ÜBRIGES AUSLAND

KUNDENSERVICE:

Postfach, CH-6002 Luzern:

Telefon: 0041-41 / 329 22 20, Telefax: 0041-41 / 329 22 04

E-Mail: geo@leserservice.ch

BESTELLADRESSE FÜR

GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.

DEUTSCHLAND

SCHWEIZ

ÖSTERREICH

BESTELLUNGEN PER TELEFON UND FAX FÜR ALLE LÄNDER

Telefon: 0049-1805 / 06 20 00, Telefax: 0049-1805 / 08 20 00

E-Mail: service@guj.com



Liebe Leserin, lieber Leser

Das Schlachtfeld von Verdun ist noch heute ein bedrückender Ort. Das berichtet mein Kollege Cay Rademacher, der die Kriegszone kürzlich für seine historische Reportage auf Seite 42 besichtigt hat. Die alten Festungen gleichen zernarben Steinbrüchen, mit Gängen und Kavernen, in denen selbst im Sommer das Schwitzwasser knöchelhoch steht. Der Boden des neu gepflanzten Waldes lässt noch immer die Granattrichter erkennen. Und überall treffen Besucher auf Zünden und verrostete Geschosssplitter – und manchmal auch auf menschliche Gebeine.

Die zehnmonatige Schlacht in den Argonnen, in der 1916 mehr als 200000 Männer ums Leben kamen, war grausiger Tiefpunkt in der „Erbfeindschaft“ zwischen Deutschland und Frankreich. Auch wenn es bereits 1870/71 zum Krieg zwischen den Nachbarn gekommen war (und sie 1940 erneut gegeneinander standen) – so menschenverschlingend wie Verdun war keine der vielen kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Franzosen und Deutschen.



Cay Rademacher, 39, ist
Geschäftsführender
Redakteur von GEOEPOCHE

Dieses Heft erzählt von der Gewissenlosigkeit der Offiziere auf beiden Seiten, die Zehntausende in sinnlosen Attacken opferten. Und von der Hybris der Politiker, die stets auf Eskalation setzten. So war es in Verdun. So war es auch auf anderen Schlachtfeldern des Ersten Weltkriegs – an der Ostfront, wo in der Schlacht von Tannenberg innerhalb von fünf Tagen 60000 Männer starben, oder auf der türkischen Halbinsel Gallipoli, wo mehr als 500000 Soldaten umkamen.

Die deutschen Verluste in diesem Krieg waren hoch, die der Franzosen prozentual noch höher: 1,9 Millionen vor allem junge Männer blieben im Felde. Es war eine demographische Zäsur, von der sich die Grande Nation lange nicht erholt hat. Und deshalb ein Trauma, weit stärker als ihre anfänglichen militärischen Niederlagen im Zweiten Weltkrieg.

„Betrachtet man die ungeheuren Verwüstungen an Leben und Land, die sich Deutsche und Franzosen zwischen 1870 und 1945 beigebracht haben“, bemerkt Rademacher, „dann wird erst deutlich, welch großer politischer und moralischer Fortschritt die europäische Einigung ist. In beiden Staaten sind inzwischen Generationen herangewachsen, die von der alten Feindschaft nur noch in Schulbüchern lesen.“

Rademacher weiß, wovon er spricht: Er ist seit 13 Jahren mit einer Französin verheiratet.

Herzlich Ihr

Michael Schaper

Michael Schaper

INHALT

FRONTALLTAG

Begeistert ziehen junge Männer in einen Kampf, der, so hat man ihnen versprochen, nur ein paar Wochen dauern soll. Doch am Ende verbringen sie Jahre im Schützengraben – falls sie überleben. Bilder einer Generation in Waffen.

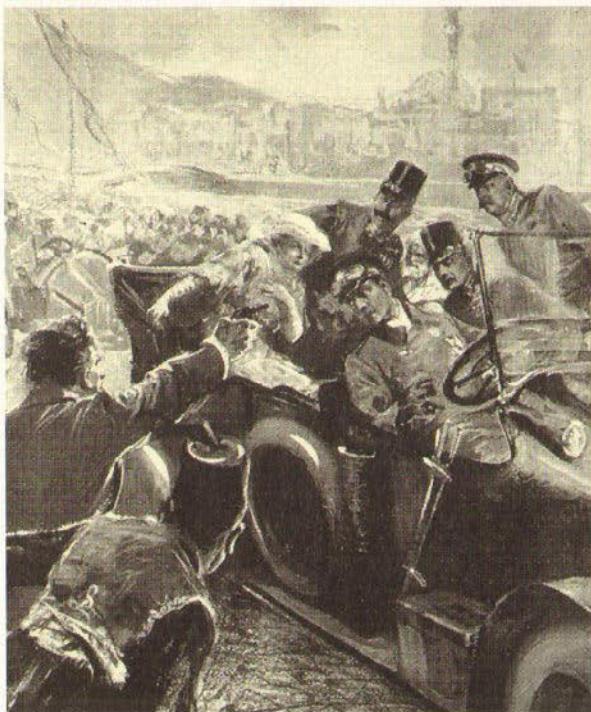
Seite 6



SARAJEVO 1914

Über Jahrzehnte verharren Europas Mächte in einem Gleichgewicht des Misstrauens. Doch irgendwann ist der Frieden für Politiker und Militärs keine Option mehr. Und so reichen zwei Schüsse auf dem Balkan aus, um den Kontinent in Flammen zu setzen.

Seite 24



VERDUN 1916

Die Schlacht um Frankreichs stärkste Festung ist sinnlos von Anfang an und kennt keinen Sieger, sondern nur unzählige Opfer. Gerade deshalb wird sie zum Mythos.

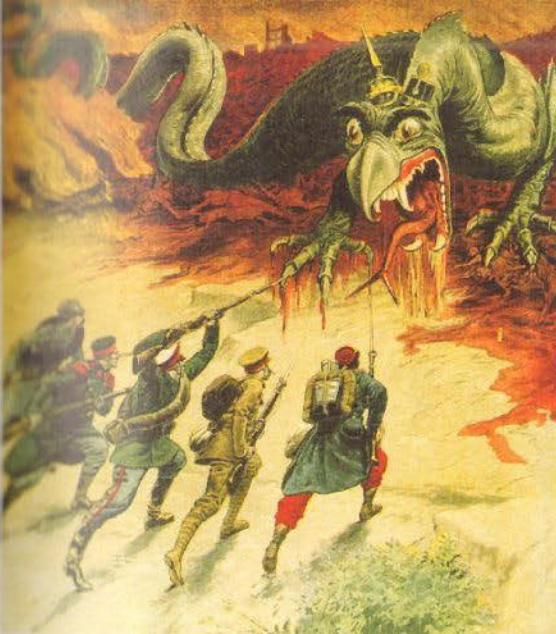
Seite 42

FARBOTOS

Für die französische Armee dokumentieren Reporter den Kriegsalltag – erstmals auch in Farbe: Aufnahmen, die hinter einem überraschenden Idyll den Schrecken verbergen.

Seite 114





PROPAGANDA

Wir sind Helden, der Gegner ist ein Monster: Mit drastischen Bildern werben die Kontrahenten um Opfermut, Geld, Freiwillige. Und schaffen dabei manchmal Ikonen der modernen Werbekunst.

Seite 64

HEIMLICHE HERRSCHE

Paul von Hindenburg und Erich Ludendorff führen für den Kaiser den Krieg gegen Russland. Sie retten Ostpreußen vor den Truppen des Zaren. Dann greifen die Generäle nach der Macht im Staat.

Seite 100



WAFFENGANG

Europas Konflikt erfasst Afrika und Amerika, Indien, Japan, Australien. Der Historiker Stig Förster über den Verlauf des technisierten, des ersten wahrhaft globalen Krieges.

Seite 74



KIEL 1918

Vier Jahre nach Kriegsausbruch meutern die Matrosen der deutschen Flotte. Sie fordern Frieden, Brot und Demokratie. Als die Waffen an der Front endlich ruhen, steht das Reich im Innern vor einem Bürgerkrieg.

Seite 144

Frontalltag: Eine neue Dimension des Tötens

6

Zeitenwende: Das Ende der Alten Welt

22

Kriegsbeginn 1914: Das Attentat von Sarajevo

24

Wirtschaft: Walther Rathenau – der Kommandeur der Heimatfront

40

Krieg im Westen: Verdun

42

Propaganda: Bildersturm hinter den Linien

64

Globalisierung: Eine Welt in Waffen

74

Giftgas: Fritz Haber und der Tod aus dem Labor

86

Literatur: Augenzeugen schreiben

88

Kolonien: Die Front in den Tropen

96

Krieg im Osten: Paul von Hindenburg und Erich Ludendorff – die heimlichen Herrscher

100

Autochrome: Die Farben des Krieges

114

Russland: Lenin und die „Oktobерrevolution“

124

Omanisches Reich: Thomas E. Lawrence und der Aufstand in Arabien

138

Kriegsende 1918: Das Volk erhebt sich

144

Versailler Vertrag: Der gescheiterte Frieden

162

Zeitläufte: Daten und Fakten

172

Vorschau: Maya, Inka, Azteken

178

Impressum:

3

Fotohinweise:

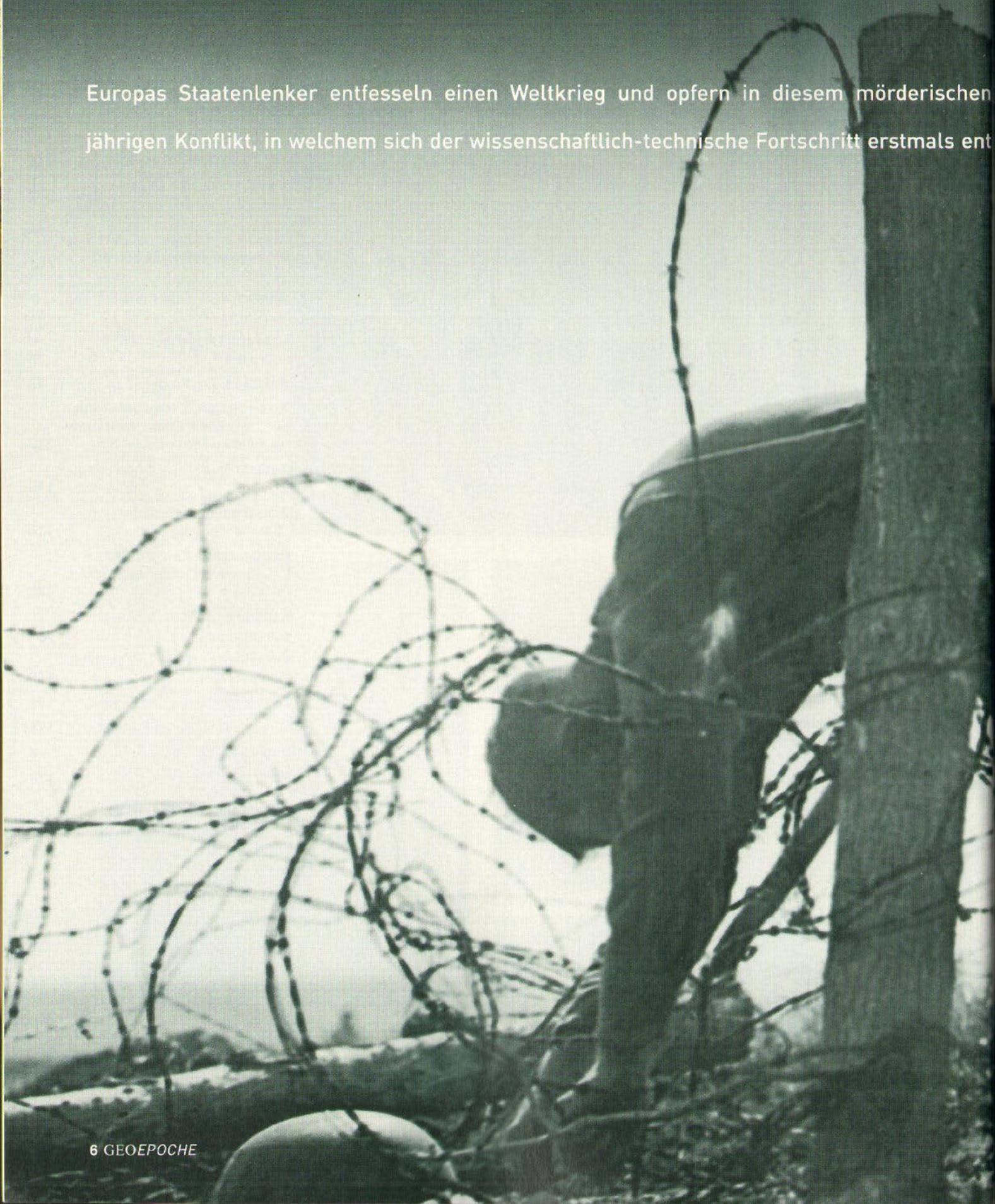
178

Titelbild: Britische Sanitäter versorgen deutsche Verwundete. Aufgenommen von J. M. Liles im September 1918

Redaktionsschluss: 9. August 2004

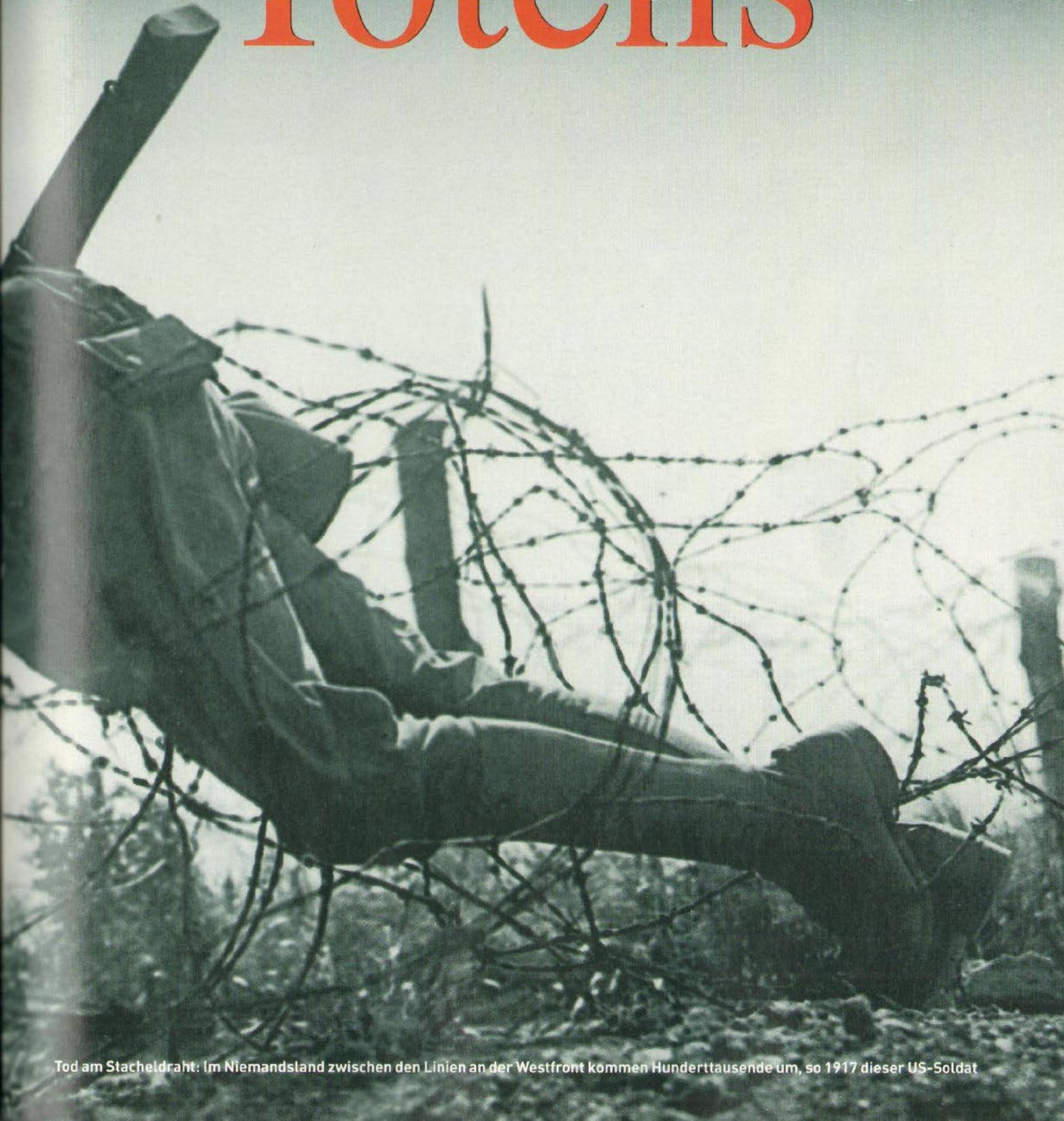
Angeblich **authentische Fotografien** aus dem Ersten Weltkrieg sind in Wirklichkeit oft Standbilder aus Manöver- oder Nachkriegsfilmen. Alle Aufnahmen in diesem Heft sind deshalb einer aufwendigen Prüfung unterzogen worden. Fehler sind dennoch nicht mit Sicherheit auszuschließen. **Zitate** werden in der heutigen Rechtschreibung wiedergegeben. Kürzungen in den Zitaten sind nicht kenntlich gemacht worden.

Europas Staatenlenker entfesseln einen Weltkrieg und opfern in diesem mörderischen jährigen Konflikt, in welchem sich der wissenschaftlich-technische Fortschritt erstmals ent



Eine neue Dimension des **Tötens**

Ringt eine ganze Generation: Rund 15 Millionen Menschen sterben in dem viereinhalb-
setzlich bündelt – und nirgendwo sterben sie so brutal, so alltäglich wie in den Schützengräben

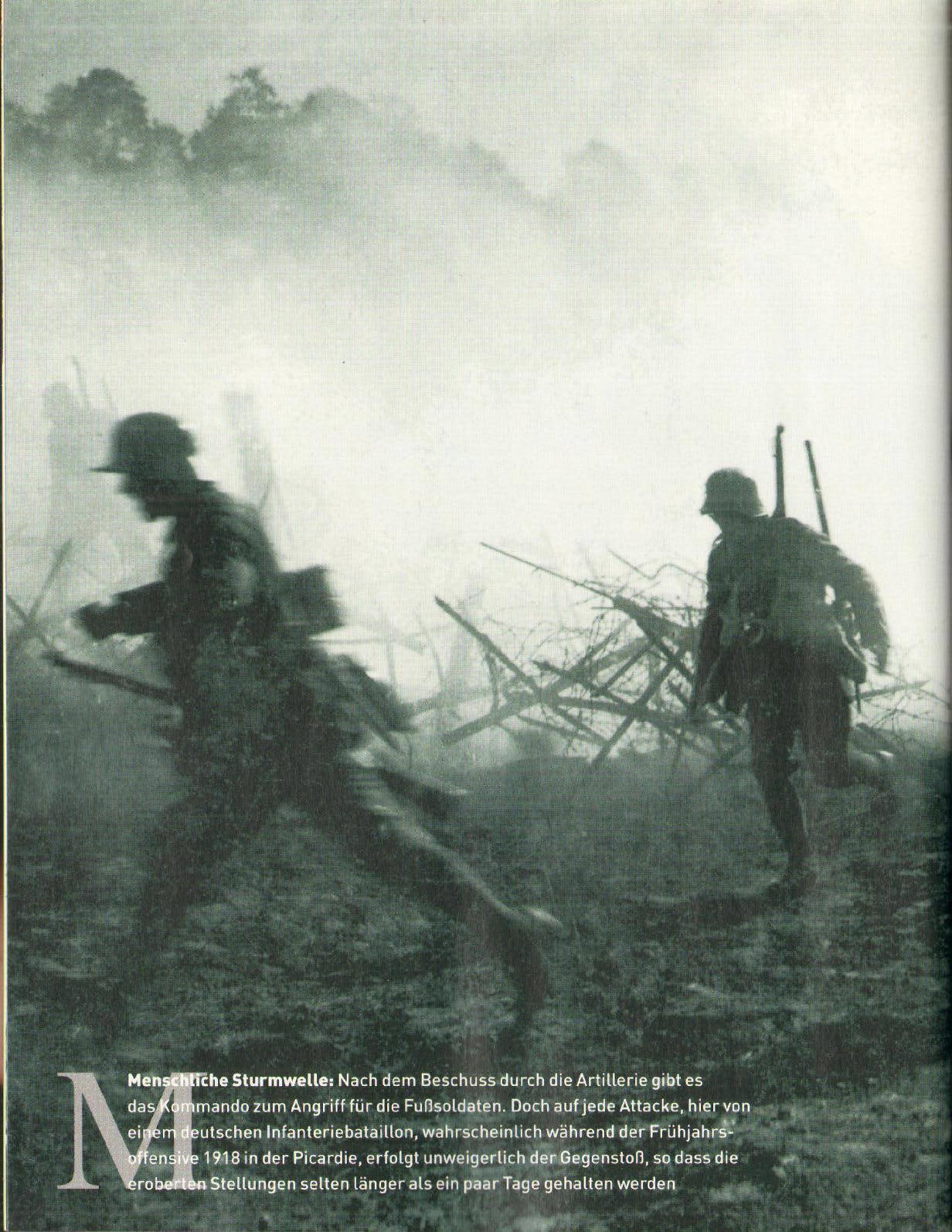


Tod am Stacheldraht: Im Niemandsland zwischen den Linien an der Westfront kommen Hunderttausende um, so 1917 dieser US-Soldat

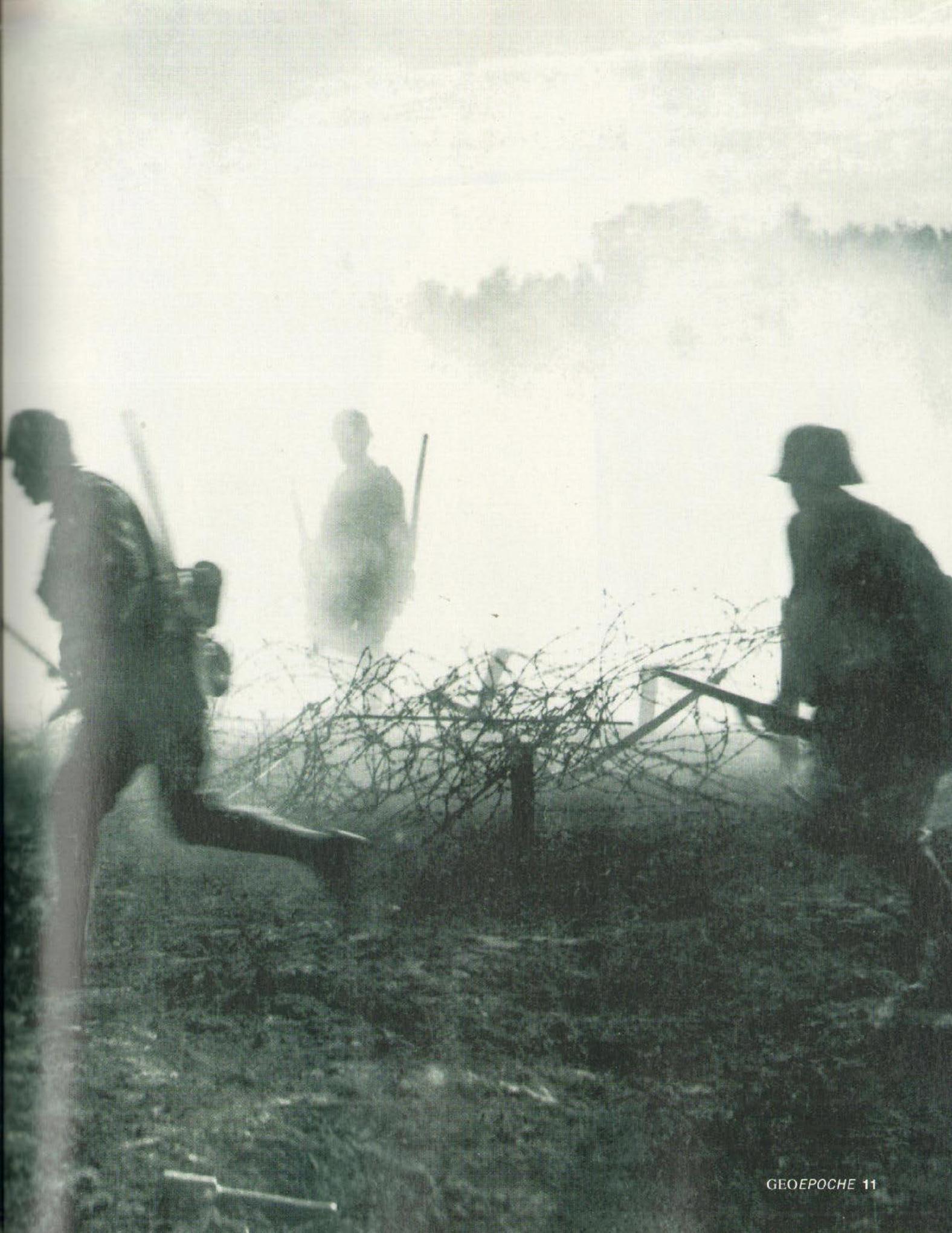
Erbärmlicher Schutz: Kilometer um Kilometer haben die Soldaten sich eingegraben, damit feindliches Gewehrfeuer und Granatsplitter sie nicht treffen. In einer dieser verschlampten Brutstätten von Krankheiten, Läusen, Flöhen und Ratten verzehren deutsche Infanteristen 1914 ihre Mahlzeit







Menschliche Sturmwelle: Nach dem Beschuss durch die Artillerie gibt es das Kommando zum Angriff für die Fußsoldaten. Doch auf jede Attacke, hier von einem deutschen Infanteriebataillon, wahrscheinlich während der Frühjahrsoffensive 1918 in der Picardie, erfolgt unweigerlich der Gegenstoß, so dass die eroberten Stellungen selten länger als ein paar Tage gehalten werden



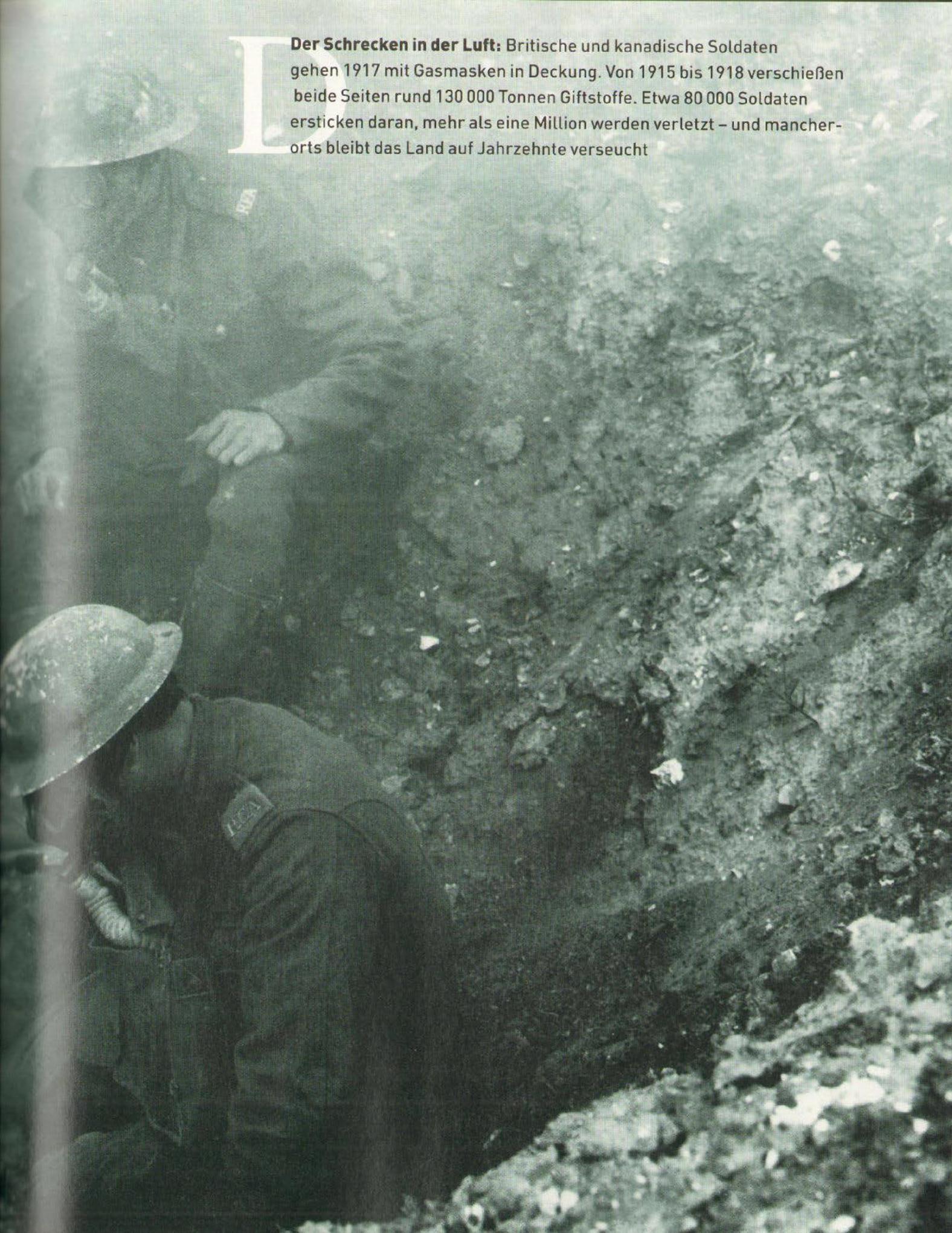




Verheerung der Vergangenheit: Ypern war eine der reichsten flandrischen Städte. 1914 können britische Truppen den deutschen Vormarsch durch Belgien hier stoppen, und seither verläuft unweit der Gemeinde die Westfront. Am Ende ist die gesamte Innenstadt um die einst größte Tuchhalle Flanderns mit dem Belfried [Mitte] verwüstet



Der Schrecken in der Luft: Britische und kanadische Soldaten gehen 1917 mit Gasmasken in Deckung. Von 1915 bis 1918 verschießen beide Seiten rund 130 000 Tonnen Giftstoffe. Etwa 80 000 Soldaten ersticken daran, mehr als eine Million werden verletzt – und mancherorts bleibt das Land auf Jahrzehnte verseucht



Vorhölle statt Heilung: Keine der beteiligten Armeen ist 1914 auf einen langen Krieg vorbereitet, und je länger die Kämpfe andauern, desto schlechter werden die Verwundeten versorgt. Vor allem wegen des Mangels an Medikamenten bleibt ihnen wie in diesem russischen Lazarett oft nur der geistliche Trost. Mehr als die Hälfte der zwölf Millionen Soldaten des Zaren fällt oder wird verwundet





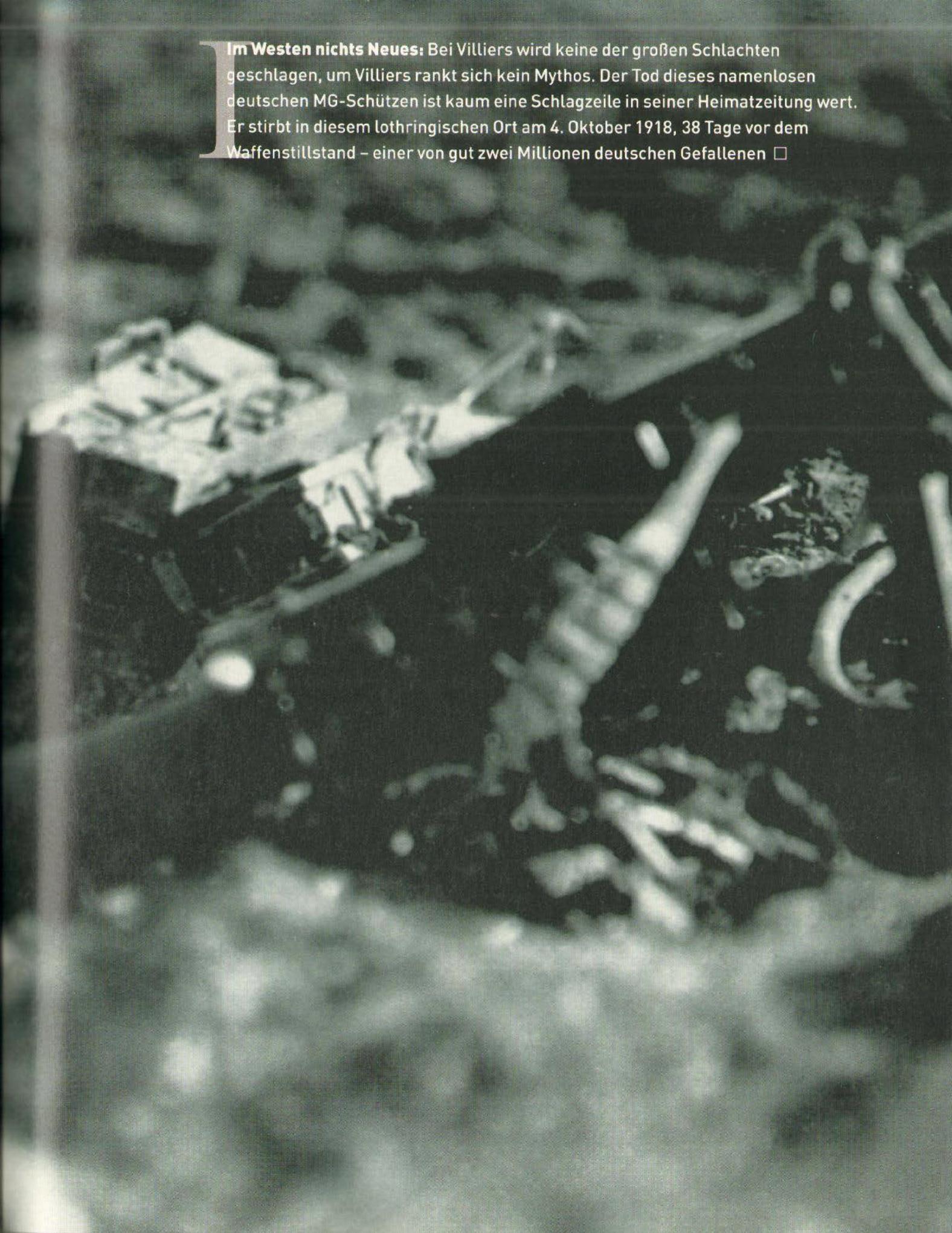




Tod im Morast: Während der Dritten Ypern-Schlacht im Herbst 1917 passieren Australier auf Bohlen einen zerschossenen Wald. Nach starken Regenfällen ist der von Granaten umgepflügte Boden tief verschlammt. Rund ein Viertel aller britischen Toten in der Endphase dieser Schlacht fällt nicht im feindlichen Feuer, sondern ertrinkt verwundet in Granattrichtern und Sümpfen



Im Westen nichts Neues: Bei Villiers wird keine der großen Schlachten geschlagen, um Villiers rankt sich kein Mythos. Der Tod dieses namenlosen deutschen MG-Schützen ist kaum eine Schlagzeile in seiner Heimatzeitung wert. Er stirbt in diesem lothringischen Ort am 4. Oktober 1918, 38 Tage vor dem Waffenstillstand – einer von gut zwei Millionen deutschen Gefallenen □



Das Ende der

VON UTE FREVERT

Bereits die Zeitzeugen jener Tage spürten es: Der Krieg, der im August 1914 begann und im November 1918 sein Ende fand, war etwas Einschneidendes. Er setzte eine historische Zäsur, trennte Altes von Neuem. Er trug, wie Kurt Tucholsky 1920 schrieb, „das bürgerliche Zeitalter“ zu Grabe, und er eröffnete eine neue Epoche, deren Signatur den damals Lebenden noch verborgen blieb: „Was jetzt kommt, weiß niemand.“

Man möchte sie um ihre Ahnungslosigkeit beneiden. Was kam, war eine Ära der Katastrophen, wie der 1917 geborene Historiker Eric Hobsbawm die Zeit bis 1945 nannte. Für seinen Fachkollegen Ernst Nolte leitete der Erste Weltkrieg die Epoche des „europäischen Bürgerkrieges“ ein, die mit der Niederlage des Nationalsozialismus endete. Für Mark Mazower, Jahrgang 1958, markiert er den Anfang eines Jahrhunderts, das Europa in einen „dunklen Kontinent“ verwandelte und es zum Schauplatz erbitterter weltanschaulicher Konflikte machte. Historiker, gleich welcher Generation oder politischen Haltung, stimmen mit den Zeitgenossen darin überein, die Jahre 1914 bis 1918 als epochalen Bruch zu deuten.

Was brach da ab und auseinander? Tucholsky und andere sprachen von einer „bürgerlichen“ Epoche, die 1914 zu Ende gegangen sei. Sie meinten damit das 19. Jahrhundert, in dem die Wertmaßstäbe des gebildeten Bürgertums den Ton angaben: die Hochschätzung von Individualität, persönlicher Leistung, rationaler Wissenschaft, gepflegter Geselligkeit, familiärer Intimität und zivilen Beträgen. Dazu gehörte aber auch die Überzeugung, dass Konflikte durch Kompromiss und Ausgleich zu lösen seien statt durch Gewalt und physischen Zwang. Das galt für familiäre oder Nachbarschaftsstreitigkeiten nicht anders als für Arbeitskämpfe und außenpolitische Spannungen. Krieg und Gewalt hielt man zwar nicht für gänzlich illegitim, doch sollten sie sich möglichst auf Fälle existenzieller Gefährdung beschränken und in ihrem Ausmaß streng begrenzt werden.

Sicherlich war die Geschichte des 19. Jahrhunderts nicht ganz so zivil, wie von Tucholsky und anderen gesehen. Dafür enthielt sie zu viele dunklere Schattierungen: die sozialen Ungleichheiten einer kapitalistischen Klassengesellschaft, die Diskriminierungen von Frauen, den Antisemitismus, autoritäre Regierungssysteme. Die zwischenstaatlichen Beziehungen waren mitnichten nur durch friedliche Verhandlungen und freundliche Monarchenbesuche geprägt; Kriege wurden sehr viel häufiger aus machtpolitischem Kalkül heraus angezettelt als aus existenziellen Zwängen.

Dennoch überwog – bei Zeitgenossen ebenso wie bei späteren Historikern – der Eindruck einer fortschrittlichen Entwicklung. Langsam, aber stetig schien alles besser zu werden: Die Wirtschaft boomed, der gesamtgesellschaftliche

Gewalt und Ausmaß des Ersten Weltkriegs

sprengen alle Dimensionen vorheriger Konflikte und traumatisieren Millionen. Die Großmächte der Alten Welt gehen unter oder werden enorm geschwächt. Am Ende ist die alte Ordnung zertrümmert und Europa erschüttert

Wohlstand wuchs, krasse Not verschwand; rasante technische Innovationen erweiterten die Handlungs- und Bewegungsspielräume von Millionen, sozialpolitische Maßnahmen dämpften den Klassenkonflikt.

Außenpolitisch hatte man sich an Spannungen und Krisen gewöhnt – lebte aber auch in der Gewissheit, sie seien diplomatisch zu lösen. Allen Rivalitäten zum Trotz waren die europäischen Nationen ökonomisch und kulturell eng miteinander verbunden. Zudem einte sie das Bewusstsein der Überlegenheit gegenüber allen nichteuropäischen Kulturen und Civilisationen.

Die meisten Menschen blickten somit zur Jahrhundertwende hoffnungsvoll in die Zukunft. Der Krieg zerstörte diesen Optimismus. Er veränderte Europa und die Welt tiefgreifend und dauerhaft.

Was aber hat diesen epochalen Bruch bewirkt? Der Hamburger Historiker Fritz Fischer meinte in den 1960er Jahren nachweisen zu können, dass Deutschland den Krieg bereits seit 1912 vorbereitet und die Krise in Sarajevo als Vorwand benutzt habe, um endlich „nach der Weltmacht“ zu greifen. Gegen diese Lesart gibt es zahlreiche Einwände; vor allem Fischers These von einem kühl berechneten, zielbewusst inszenierten Krieg hat der Überprüfung nicht standgehalten. Doch einig ist die Forschung sich heute darin, dass der Schlüssel zum Kriegsausbruch tatsächlich in Berlin gelegen hat und dass langfristige Ursachen ebenso wie kurzfristige Verwicklungen und riskante Kalkulationen dazu geführt haben.

Das Deutsche Reich, 1871 als neue Großmacht in der Mitte Europas entstanden, hatte sich seit den 1890er Jahren von der eher zurückhaltenden Außenpolitik verabschiedet, wie sie unter Bismarck betrieben worden war. Gestützt auf eine starke Wirtschaft und eine rasch wachsende Bevölkerung sollte Deutschland fortan auch außen- und weltpolitisch eine größere Rolle spielen. Um diesen Anspruch zu befestigen, suchte man nicht nur den Kolonialbesitz zu erweitern, sondern rüstete auch Heer und Flotte massiv auf. Statt die Besorgnisse, die dieser Expansionskurs bei anderen europäischen Mächten weckte, durch geschickte Diplomatie zu besänftigen, heizte man sie durch forsches Auftreten und machiavellistische Manöver sogar noch an. Die Folge war, dass Deutschland nun international zunehmend isoliert war – und sich „eingekreist“ sah.

Alten Welt

Das Kalkül der Reichsleitung, dass die kolonialpolitischen Konflikte zwischen Großbritannien, Frankreich und Russland die Briten aus ihrer *splendid isolation* reißen und mit logischer Notwendigkeit an Deutschlands Seite treiben würden, ging nicht auf. Stattdessen verband sich Großbritannien 1904 in einer Entente Cordiale mit Frankreich und suchte 1907 die Annäherung an Russland. Auf die maritime Rüstungsprovokation Deutschlands reagierte es, indem es ebenfalls seine Flotte verstärkte, so dass sich der Abstand zwischen beiden Ländern eher vergrößerte.

Dennoch spielte der deutsch-britische Antagonismus für die Berliner Politik eine strukturell geringere Rolle als Deutschlands Spannungen mit Frankreich und Russland. Die Beziehungen zum westlichen Nachbarstaat waren seit 1870/71 überaus problematisch, und die Annexion Elsass-Lothringens blieb für Frankreich eine offene Wunde. Dass Paris 1892 Moskau als Bündnispartner gewonnen und seine politische Isolation überwunden hatte, erfüllte die deutschen Politiker mit wachsender Sorge.

Die massive Aufrüstung der französischen und russischen Armeen verstärkte das Bedrohungsgefühl in Berlin, auf das man mit dem Schlieffenplan militärisch reagierte (der Plan sah vor, dass Deutschland im Kriegsfall via Belgien zunächst Frankreich angreifen würde, um sich nach einem erhofften schnellen Sieg dann im Osten gegen Russland zu stellen). Ein künftiger Krieg, davon gingen Politiker ebenso wie Generäle aus, würde für Deutschland ein Zweifrontenkrieg sein – gegen Paris und Moskau.

Zugleich aber verstärkte sich der Eindruck, dass das Reich einem solchen Doppelkonflikt militärisch von Jahr zu Jahr weniger gewachsen sein werde. Trotz Hochrüstung war eine Überdehnung der Ressourcen absehbar, in finanzieller wie in sozialer Hinsicht. Der deutsche Generalstab drängte deshalb spätestens seit 1912 auf einen Krieg. „Je eher, desto besser“ – so Generalstabschef Helmuth von Moltke. In der Julikrise, die dem Attentat in Sarajevo am 28. Juni 1914 folgte, intensivierten die Militärs ihren Druck auf die Regierung, bis der Kaiser schließlich am 1. August die Mobilmachung anordnete.

Dass die militärischen Verantwortlichen in Berlin ebenso wie in Paris und London, St. Petersburg und Wien Gewehr bei Fuß standen und ihre Kriegsbereitschaft bekräftigten, kann man mit deren professionellem Interesse erklären. Dass die Staatsmänner aber auf sie hörten und ihrem Drängen nachgaben, bleibt begründungsbedürftig. Auch hier trifft die Hauptschuld – aber nicht die Alleinschuld – die Regierung in der Berliner Wilhelmstraße. Sie hätte die Eskalation des serbisch-österreichischen Konflikts verhindern können, tat aber das genaue Gegen-

teil. Auch wenn sie den großen Krieg nicht hundertprozentig wollte, so nahm sie ihn doch billigend in Kauf, ohne die Ziele und Konsequenzen hinreichend zu bedenken.

Der Vorwurf, leichtfertig, unverantwortlich und ohne gründliche Abwägung gehandelt zu haben, ist jedoch auch den Staatsmännern in den übrigen europäischen Hauptstädten zu machen. Selbst wenn sich ihr Handlungsspielraum zunehmend verengte, so ließen sie es an der gebotenen Umsicht angesichts einer derart existenziellen Entscheidung fehlen. Statt sich deren Folgen kühl-rational vor Augen zu führen, verharrete man in Prestigedenken und flüchtete sich in Pathosformeln von nationaler Ehre und Schande.

Auf die Gnade der Unwissenheit konnte sich dabei niemand berufen: Warnungen vor dem ungeheuren militärischen Zerstörungspotenzial, das in Jahren der Hochrüstung angehäuft und ständig neu produziert worden war, hatte es zuhauft gegeben. Inzwischen war ein kurzer Krieg à la 1870 ebenso illusorisch wie die Hoffnung, seinen Ausgang durch ein paar Entscheidungsschlachten besiegeln zu können. Das wirkliche Ausmaß des Tötens überstieg dann im Krieg das Vorstellungsvermögen der Zeitgenossen und verstärkte das Bewusstsein selbst der Warner, eine Epochewende zum Schlechteren zu erleben.

Als epochal wurde auch die globale Dimension wahrgenommen, die der Konflikt annahm. Zwar hatten bereits die Napoleonischen Kriege zu Beginn des 19. Jahrhunderts ganz Europa erfasst. Die folgenden militärischen Konflikte jedoch hatten sich zwischen wenigen Teilnehmern und auf begrenztem Territorium abgespielt. 1914 aber war angesichts der verdichteten Bündnissysteme und der kollektiven Kriegserwartung eine solche Lokalisierung nicht mehr möglich.

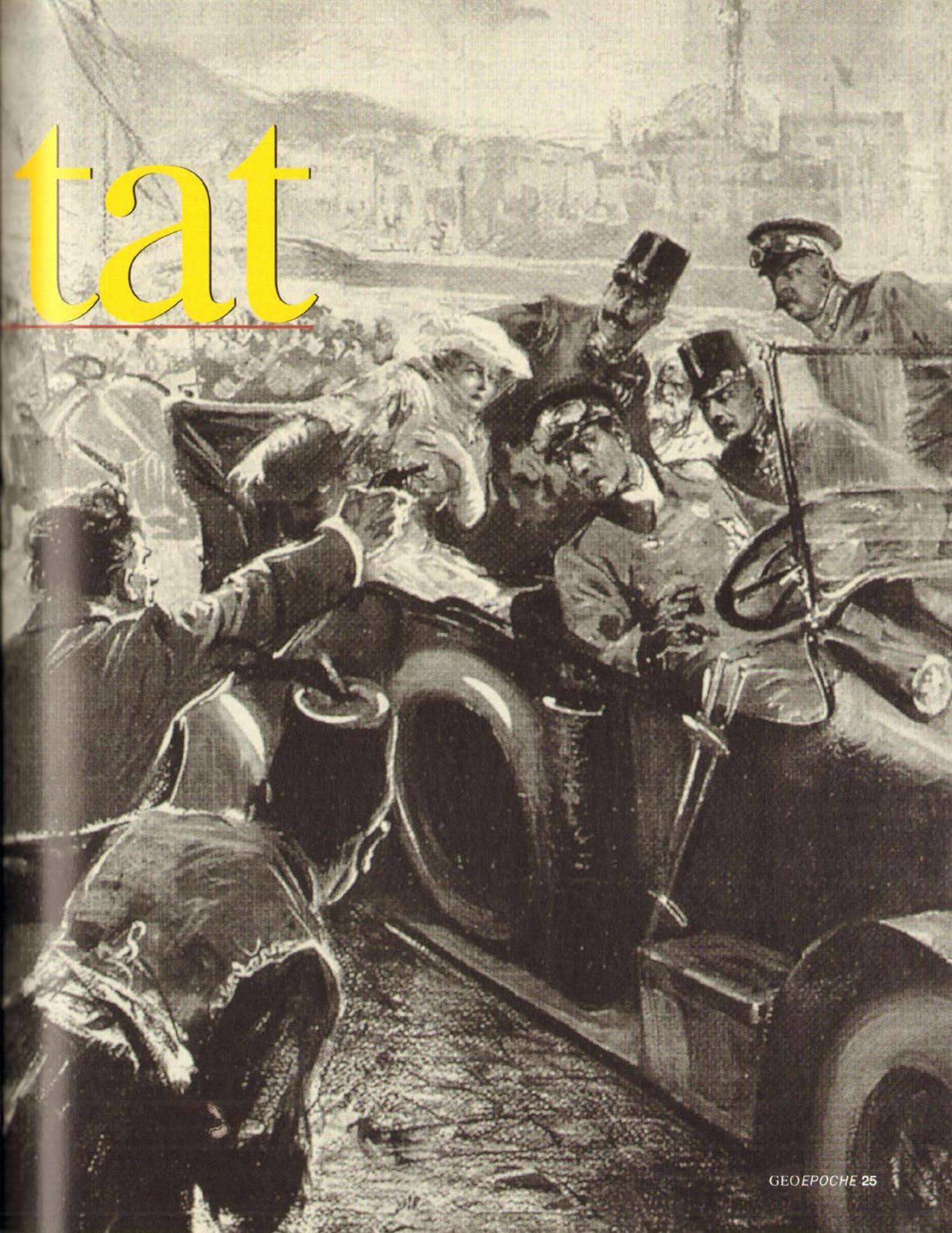
Bereits vor Ausbruch der Feindseligkeiten sprach etwa der deutsche Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg von einem drohenden „Weltkrieg“ – wobei „Welt“ allerdings weitgehend deckungsgleich mit Europa und seinen Kolonien gedacht wurde. Denn dass diese europäische Welt im Verlauf und in der Folge des Krieges aus den Fugen geraten würde, dass insbesondere mit den USA und Japan neue, außereuropäische Akteure auf der Bühne erschienen, dass auch die weltpolitische Stellung der Siegerstaaten Frankreich und Großbritannien enorm geschwächt würde, dass beide um ihre Kolonialreiche kämpfen müssten und diesen Kampf alsbald verlieren würden – all das konnten selbst die leichtfertigen Akteure in den europäischen Hauptstädten von 1914 nicht ahnen. □

Das Attentat



Mit zwei Schüssen eines jungen Fanatikers auf dem Balkan beginnt der Weltenbrand, der Europas friedliches, bürgerliches Zeitalter beendet. Als ein serbischer Nationalist am 28. Juni 1914 in Sarajevo den österreichischen Thronfolger ermordet, setzt in den Hauptstädten der Alten Welt ein verhängnisvolles Wechselspiel aus Drohungen und Beistandsschwüren ein. In Berlin und Wien, in Paris und St. Petersburg nutzen die Militärs das Attentat als Vorwand, um auf Krieg zu drängen. Und die Politiker und Monarchen lassen sich drängen – getrieben von der Angst, dass derjenige verliert, der als Zweiter zuschlägt

tat



Es ist ein strahlender Sonntagmorgen, dieser 28. Juni 1914 in Sarajevo. Ein wolkenloser Himmel wölbt sich über dem orientalischen Gassengewirr mit seinen Moscheen und Minaretten. Die Stadt ist festlich geschmückt – überall Fahnen, Girlanden, das Bild des hohen Besuchers in vielen Schaufenstern: Die Hauptstadt Bosnien-Herzegowinas erwartet den künftigen Kaiser, Erzherzog Franz Ferdinand.

Man hat den Termin auf einen Sonntag gelegt, damit die Bevölkerung der ehemals türkischen Provinz die Möglichkeit hat, ihn zu begrüßen. Franz Ferdinand kann jeden Tag an die Spitze des Reiches berufen werden, denn Kaiser Franz Joseph, der Österreich-Ungarn seit mehr als einem halben Jahrhundert regiert, steht im 85. Lebensjahr.

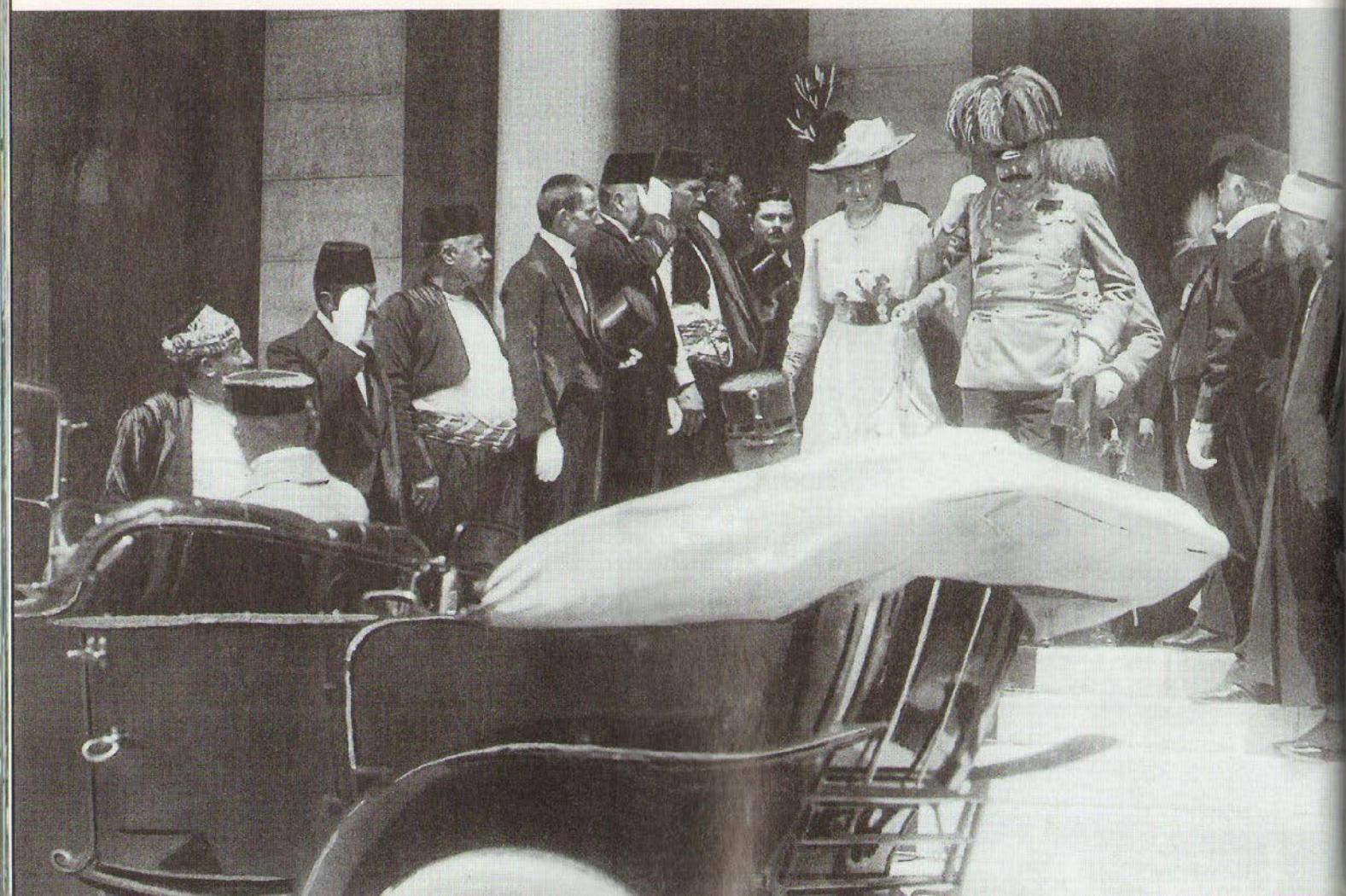
Für den Fall der Machtübernahme hat sich der 50-jährige Thronfolger, ein Neffe des Kaisers, viel vorgenommen. Er will den morschen Vielvölkerstaat umstrukturieren und die österreichisch-ungarische Zweierherrschaft durch Einbeziehung der südslawischen Völker in eine „Triade“ umwandeln. Eine Art „Jugoslawien“ unter dem Dach des Hauses Habsburg soll die Monarchie stabilisieren.

Solche Pläne machen Franz Ferdinand in der Wiener Hofburg nicht gerade beliebt. Auch beim Volk ist der Erzherzog nicht populär. Die Thronfolge ist ihm durch den Selbstmord des Kronprinzen Rudolf, des einzigen Sohnes Franz Josephs, zugefallen. Als Neffe des Kaisers war Franz Ferdinand der Nächste in der dynastischen Erbfolge: ein verschlossener, hochfahrender Mensch, der zudem die falsche Frau geheiratet hat, eine böhmische Gräfin, die nach den Regeln des Hauses Habsburg nicht standesgemäß war. Um das Plazet des Kaisers für diese „morganatische“ Ehe zu erhalten, musste Franz Ferdinand für seine Nachkommen auf alle dynastischen Rechte verzichten.

Seine Frau Sophie darf bei öffentlichen Auftritten – und die gibt es nahezu täglich – nicht an der Seite ihres Mannes erscheinen und bei Banketten nicht neben ihm an der Tafel sitzen. Diese Demütigung begleitet sie durch das Leben.

Franz Ferdinand, der seine Frau zutiefst liebt, nimmt Sophie mit auf die Reise nach Sarajevo. Sie soll einmal heraus aus der Wiener Stickluft. Zudem ist der 28. Juni der Tag, an dem Franz Ferdinand auf die Thronfolge für seine Nachkommen verzichtet hat, um Sophie heiraten zu können. Er hat sich ein besonderes Geschenk ausgedacht: Sophie wird mit ihm im selben Wagen durch die Stadt fahren (was ihr in Wien nicht gestattet ist). Wenigstens hier unten in Bosnien sollen die Leute sehen, dass der Platz der Frau des künftigen Kaisers an der Seite ihres Mannes ist. Es wird für beide eine Reise in den Tod.

Bosnien und die Herzegowina, seit 1878 unter österreichischer Verwaltung und 1908 von der Donaumonarchie annexiert, ist das Unruhezentrum der Region: Die muslimischen Bosniaken und die katholischen Kroaten haben zwar weitgehend ihren Frieden mit der Habsburger Doppelmonarchie gemacht, doch die Mehrheit der in Bosnien lebenden Serben – mit mehr als 40 Prozent der



Einwohner die größte Bevölkerungsgruppe – will die Vereinigung mit dem „Mutterland“, dem Königreich Serbien. In der heraufziehenden Epoche der Nationalstaaten keine absonderliche Idee. Für Wien jedoch Hochverrat.

Serbien schürt die Anschlussbestrebungen nach Kräften, was zu permanenten Spannungen zwischen Wien und Belgrad führt. Zentrum der großserbischen Agitation ist der Geheimbund „Schwarze Hand“. Sein eigentlicher Name lautet „Ujedinjenje ili Smrt“ („Einheit oder Tod“), und sein politisches Fernziel ist die Vereinigung aller Südslawen – Serben, Bosnier, Kroaten und Slowenen – unter serbischer Führung.

Da Franz Ferdinand, ein im Grunde liberaler Reformer, für die Südslawen eine Autonomie unter dem Dach der österreichischen Monarchie anstrebt, ist er zum meistgehassten Mann der „Schwarzen Hand“ geworden. Er muss besiegt werden. Der Besuch des Erzherzogs in Sarajevo ist eine unwiederholbare Chance – wenn nicht jetzt, wann dann? Die Visite ist Monate zuvor bekannt gemacht

worden, das Programm steht fest – Zeit genug, um das Attentat generalstabsmäßig zu planen.

Das Mordkommando besteht aus sieben jungen Männern: sechs bosnischen Serben und einem bosnischen Moslem, die jüngsten 17 Jahre alt. Drei von ihnen, darunter die Attentäter Gavrilo Princip und Nedeljko Čabrinović (beide 19), sind in Belgrad von der „Schwarzen Hand“ ausgebildet worden. Vor ihrer Abreise nach Sarajevo erhielten sie Revolver und Handgranaten, dazu Zyankali, um dem Feind nicht lebend in die Hand zu fallen. Serbische Grenzposten haben ihnen beim Übertritt auf k.u.k. Territorium geholfen.

Inwieweit sogar serbische Regierungsstellen an dem Unternehmen beteiligt waren, ist nie eindeutig geklärt worden. Sicher scheint jedoch zu sein, dass hohe Dienststellen zumindest gerüchtweise Wind von der Sache bekamen, ohne indessen einzugreifen.

Anfang Juni treffen die drei aus Serbien eingeschleusten Terroristen in Sarajevo ein. Sie werben vier weitere Komplizen an – es gibt genügend junge Leute in

der Stadt, die sich einem Selbstmordkommando wie diesem anschließen würden.

Am Morgen des 28. Juni 1914 verteilen sich die sieben entlang der Fahrstrecke und mischen sich unter die wartende Menge auf der Uferpromenade am Fluss Miljacka. Das Datum dieses Tages gibt ihnen Kraft, denn der 28. Juni ist St.-Veits-Tag, der mythische Nationalfeiertag der Serben, an dem sie der Niederlage gegen die Türken 1389 auf dem Amsfeld gedenken.

AN DIESEM HEILIGEN TAG also begrüßt Sarajevo den Todfeind Serbiens. Er kommt im offenen Wagen, das Verdeck zurückgeschlagen, in Generalsuniform, den Stulpenhut mit dem grünen Federbusch auf dem Kopf, seine Gemahlin neben ihm, ganz in Weiß.

Die Mörder haben leichtes Spiel. Es gibt kaum Sicherheitsvorkehrungen. Franz Ferdinand und seine Frau fahren in „eine Allee von Bombenwerfern“, wie der deutsche Botschafter in London zwei Wochen später schreibt, als die ersten Ermittlungsergebnisse bekannt werden.

Das Automobil des Thronfolgerpaars – der zweite von vier Wagen – passiert die Positionen der ersten beiden Verschwörer, ohne dass etwas geschieht. Offenbar hat die jungen Burschen der Mut im letzten Augenblick verlassen. Der dritte Posten ist Čabrinović. Er zündet eine Handgranate und wirft sie in den Wagen des Erzherzogs. Die Bombe fällt auf das zurückgeschlagene Verdeck und rollt von dort auf das Pflaster, wo sie explodiert – Entsetzen, Panik. Franz Ferdinand lässt halten. Der Attentäter flieht, wird aber gefasst. Er schluckt das Zyankali, doch es wirkt nicht, er muss sich nur übergeben.

Ein Offizier aus der Begleitung des Erzherzogs ist im Nacken verwundet und wird ins Krankenhaus gebracht. Franz Ferdinand lässt in hoher Geschwindigkeit zum Rathaus weiterfahren – zu schnell für die übrigen vier Verschwörer.

Im Rathaus ist ein Empfang vorgesehen. Der Bürgermeister verliest seine vorbereitete Rede. Franz Ferdinand bewahrt mühsam Haltung. Nach dem Empfang will er das Programm jedoch beenden und stattdessen den verwundeten Offizier im Krankenhaus besuchen.

Dem Fahrer ist die Änderung der Route nicht mitgeteilt worden. Er biegt, wie



DAS VERHÄNGNIS BEGINNT IN EINER SEITENSTRASSE. Als der Thronfolger und seine Frau das Rathaus von Sarajevo verlassen, haben sie bereits einen Anschlag der serbischen Untergrundorganisation »Schwarze Hand« überlebt. Der Chauffeur des Paares biegt falsch ab, wendet – und gerät so ins Visier von Gavrilo Princip. Polizisten verhaften den Attentäter, doch es ist zu spät

ursprünglich vorgesehen, von der Uferpromenade in eine schmale Straße ein, die in die Innenstadt führt. Der neben ihm sitzende Provinzgouverneur befiehlt ihm, zurückzusetzen. Für eine Sekunde kommt der Wagen zum Stehen. Diese Sekunde entscheidet über Österreichs Schicksal.

Der Wagen stoppt drei Meter vor Gavrilo Princip, der an dieser Straßenecke Posten bezogen hat. Wie in der griechischen Tragödie führt ein unentzerrbares Schicksal das Opfer seinem Mörder zu – die Tat soll begangen werden, zum Unglück für die Welt.

Princip zieht den Revolver und schießt zweimal. Eine Kugel trifft den Erzherzog in den Hals, die andere dessen Frau in den Unterleib. (Die Herzogin habe er nicht töten wollen, sagt Princip später vor Gericht, das ihn – da er noch minderjährig ist – zu 20 Jahren Haft verurteilt. Er stirbt 1918 an Knochentuberkulose.)

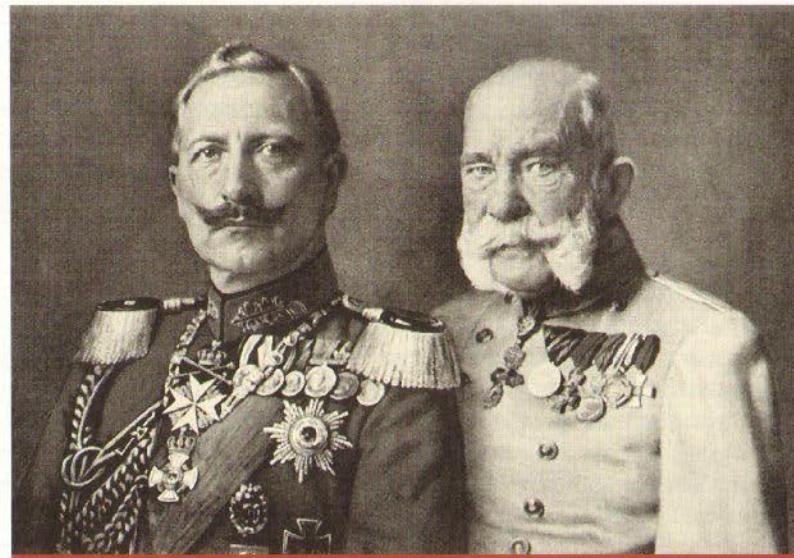
Während der Attentäter von der Menge überwältigt wird, rast der Wagen zur Residenz des Gouverneurs. Franz Ferdinand hängt bewusstlos in den Lederpolstern, Blut läuft ihm aus dem Mund, seine Frau ist über seinem Schoß zusammengezogen. Beide treffen als Sterbende ein. Ärzte sind zur Stelle, aber sie können nicht mehr helfen. Franz Ferdinands Halsschlagader ist zerrissen, er verblutet auf einer Chaiselongue. Sophie stirbt wenige Minuten vor ihm, ohne das Bewusstsein wiedererlangt zu haben.

Es ist 11.45 Uhr. Lähmendes Entsetzen breitet sich in der Stadt aus.

Die Morsetasten beginnen zu ticken. Sie reißen die europäischen Regierungszentralen aus dem Sonntagsschlaf. In Wien und St. Petersburg, in Berlin, Paris und London beugen sich fassungslose, bestürzte Diplomaten über die Depeschen aus dem tiefsten Balkan, und alle wohl haben in dieser Sekunde den gleichen Gedanken: „Das ist der Krieg!“

Fünf Wochen später stehen sich die mächtigsten Staaten Europas in einem Vernichtungskampf gegenüber, der den Kontinent für Generationen psychisch und moralisch verwüsten wird.

Wie konnte das geschehen? Wie war es möglich, dass zwei Revolverschüsse in einem obskuren Winkel des Kontinents die Apokalypse des Weltkriegs auslösten?



KÄISER WILHELM II.

Als ein österreichischer Ge- sandter den deutschen Herr- scher um Waffenhilfe bittet, willigt der gedankenlos ein. Ohne den »Blankoscheck« aus Berlin hätte Wien den Serben nie den Krieg erklärt

KÄISER FRANZ JOSEF I.

Der greise Herrscher über Österreich-Ungarn verliert am 28. Juni 1914 seinen Nefen und Nachfolger. Kriegstreiber in Wien ist indes ein anderer: Außenminister Leopold Graf Berchtold



ZAR NIKOLAUS II.

Wie von allen europäischen Regierungen erwartet, steht Russland Serbien bei. Als Österreich-Ungarn gegen das slawische Königreich zieht, lässt der Zar mobil machen

KÖNIG GEORG V.

Nicht der Monarch, sondern Regierung und Parlament bestimmen die Politik Großbritanniens. Sie stehen an der Seite Russlands, seit koloniale Differenzen beigelegt sind

Generationen von Historikern haben sich mit dieser Frage herumgeschlagen, doch eine Antwort, welche die Vernunft befriedigt, wird es nie geben, denn die tiefste Ursache der Katastrophe war die Ausschaltung der Vernunft.

„Europa ist 1914 in einen fürchterlichen Krieg hineingeschlittert“, sagt der britische Premierminister David Lloyd George später. Der Satz wird schnell populär in Deutschland, denn er spricht alle Beteiligten frei von Schuld. Doch die Fakten sehen anders aus. Von „Hineinschlittern“ kann keine Rede sein.

Der Krieg hatte eine lange Inkubationszeit, und die Staatenlenker der fünf europäischen Großmächte waren sich allesamt über die Tragweite ihrer Entscheidungen im klaren. Das Verhängnis bestand nicht darin, dass die Führer der europäischen Völker blind in die Katastrophe stolperten, sondern dass sie die Katastrophe, auf die sie zutrieben, klar erkannten und dennoch den Kurs nicht änderten.

DIE EUROPÄISCHE Mächtekonzellation der Vorkriegszeit ist ein äußerst fragiles System einander durchkreuzender Bündnisse: auf der einen Seite die „Tripel-Entente“ Großbritannien–Frankreich–Russland, auf der anderen der „Dreibund“ Österreich–Deutschland–Italien, aus dem Italien sich bei Kriegsausbruch löst.

In dieser Konstellation ist Deutschland die stärkste, Österreich-Ungarn die schwächste Kontinentalmacht. Unseligerweise sind beide durch Bündnisverträge miteinander verknüpft. In „Nibelungentreue“, so hat Reichskanzler Bernhard Fürst von Bülow 1909 im Reichstag pathetisch erklärt, werde Deutschland der Habsburger Monarchie für immer zur Seite stehen. Dies wird dem wilhelminischen Reich zum Verhängnis.

Wilhelms II. dilettantische und plumpen Machtpolitik hat Deutschland im europäischen „Konzert der Mächte“ isoliert. Das Reich ist der ungeliebte Aufsteiger im Club der Arrivierte, der Parvenu unter den Großmächten. Was ihm an Respektabilität fehlt, ersetzt es durch Kraftmeierei. „Träumend beiseite stehen, während andere Leute sich den Kuchen teilen, das können wir nicht und wollen wir nicht“, so hat es von Bülow bereits 1899

vor dem Reichstag verkündet. Das deutsche Volk werde im 20. Jahrhundert entweder „Hammer oder Amboss sein“.

Deutschland sieht seine Isolierung als „Einkreisung“, als Verschwörung der missgünstigen Großmächte gegen das fleißige deutsche Volk. Diesen Ring zu sprengen wird zur Obsession Wilhelms II. und seiner Kabinette.

Auch die anderen haben ihren Einsatz im Machtpoker. Frankreich will das im Krieg von 1870/71 verlorene Elsass-Lothringen zurückhaben und dürstet seit mehr als 40 Jahren nach Revanche („nie davon sprechen, immer daran denken“). Russland will nach der demütigenden Niederlage gegen Japan 1905 seine Großmachtgeltung wiederherstellen und der österreichischen Balkanpolitik Paroli bieten. Österreich-Ungarn will Serbien klein halten und den russischen Einfluss auf dem Balkan eindämmen. Großbritannien will verhindern, dass der Kontinent unter die Kontrolle eines einzigen Staates fällt.

So gleicht die europäische Machtkonfiguration im Sommer 1914 einem Mikado-Spiel, bei dem sich die kreuz und quer liegenden Stäbchen gegenseitig im Gleichgewicht halten. Wer das falsche Stäbchen zieht, bringt die ganze labile Konstruktion zum Einsturz. Und Serbien ist das falsche Stäbchen.

Doch die Katastrophe ist nicht allein das Ergebnis einer verantwortungslosen, bellizistischen Politik. Es hätte diesen Krieg nie gegeben, wenn in den europäischen Eliten nicht eine morbide Bereitschaft dazu vorhanden gewesen wäre: eine untergründige Sehnsucht nach Apokalypse und Untergang, gespeist aus einem Überdruss am Frieden, an der Zivilisation, an der Perspektivlosigkeit des Daseins – eine Lust an der Zertrümmerung überkommener Formen, die in der Kunst, in Malerei, Musik und Literatur schon vorweggenommen war. Der Untergang der „Titanic“, des größten und luxuriösesten Schiffes der Welt, zwei Jahre vor Sarajevo, erschien vielen Zeitgenossen als Vorbote der kommenden Weltkrise.

„Wir hatten die Heimsuchung kommen sehen, mehr noch: auf irgendeine Weise ersehnt“, schreibt Thomas Mann im Herbst 1914 in einem wüsten Pamphlet. „Hatten im tiefsten Herzen gefühlt, dass es so mit der Welt nicht mehr weiter-

gehe. Wimmelte sie nicht von dem Ungeziefer des Geistes wie von Maden? Gor und stank sie nicht von den Zersetzungsstoffen der Zivilisation? Wie hätte der Künstler, der Soldat im Künstler, nicht Gott loben sollen für den Zusammenbruch einer Friedenswelt, die er so satt, so überaus satt hatte!“

Das Geschwätz von der „Unvermeidbarkeit“ des Krieges war europäisches Gemeingut, in den Staatskanzleien wie in den Salons des Bürgertums und den Cafés der Literaten. Es nahm, wie der Historiker Wolfgang J. Mommsen schreibt, „in Deutschland schließlich die Qualität einer self-fulfilling prophecy an“.

Warnungen hatte es genug gegeben, auch von Männern, die nicht als Pazifisten diffamiert werden konnten. Der Sieger von Sedan, Generalfeldmarschall Helmuth von Moltke (der Ältere), beschwore 1890 als Neunzigjähriger vor dem Reichstag das Schreckensbild eines Weltkrieges: „Wenn der Krieg, der jetzt schon mehr als zehn Jahre lang wie ein Damoklesschwert über unseren Häuptern schwebt, zum Ausbruch kommt, so ist seine Dauer und sein Ende nicht abzusehen. Es kann ein Siebenjähriger, es kann ein Dreißigjähriger Krieg werden – und wehe dem, der zuerst die Lunte in das Pulverfass schleudert!“

Die Sieger schoben Deutschland 1919 im Versailler Vertrag die Alleinschuld zu – was ebenso unsinnig war wie der deutsche Mythos vom „aufgezwungenen“ Krieg durch die Mächte der Finsternis. Keine europäische Großmacht war völlig schuldlos, doch es gab unterschiedliche Grade von Skrupellosigkeit, Dummheit und Arroganz.

Erst lange nach dem Zweiten Weltkrieg setzte sich in Deutschland eine selbstkritische Betrachtung durch, ausgelöst durch den Historiker Fritz Fischer. „Die deutsche Reichsführung“, so Fischer, „trägt den entscheidenden Teil der Verantwortung für den Ausbruch des allgemeinen Krieges.“

WILHELM II. ERHÄLT DIE NACHRICHT aus Sarajevo an Bord der kaiserlichen Yacht „Hohenzollern“, mit der er an der Kieler Woche teilnimmt. Er ist erschüttert. Franz Ferdinand war sein persönlicher Freund. Noch vor 14 Tagen

hat Wilhelm ihn auf dem Jagdschloss Konopisch in Böhmen besucht, und jetzt – ermordet, auch die arme Sophie, die so gern in Potsdam war, wo sie nicht am Katzentisch sitzen musste.

Der Kaiser ist außer sich vor Zorn. Die Tat muss gesühnt werden. Auch wenn Deutschland keine politischen Interessen auf dem Balkan hat. Bis jetzt galt Bismarcks Wort, dass die dortigen Wirren „nicht die Knochen eines einzigen pommerischen Grenadiers“ wert seien.

Wilhelm selbst hat noch vor zwei Jahren davor gewarnt, sich von Österreich „in einen Existenzkampf mit drei Großmächten“ verwickeln zu lassen, „bei dem Deutschland eventuell untergehen kann“. Niemand könne es „mit seinem Gewissen und seiner Verantwortung vor Gott und seinem Volke vertreten, aus solchen Gründen (wie dem Dauerkonflikt mit Serbien – Anm. der Red.) die Existenz Deutschlands aufs Spiel zu setzen“.

Jetzt gilt das nicht mehr. Die Bluttat von Sarajevo hat alles verändert. Soll der Mord ungesühnt bleiben? Soll man tatenlos warten bis zum nächsten Anschlag? „Mit den Serben muss aufgeräumt werden, und zwar bald“, schreibt der Kaiser an den Rand jener Depesche, mit der ihm der deutsche Botschafter in Wien meldet, dass die Spuren der Attentäter nach Belgrad führen.

Österreich schreit nach Rache. Die Presse schäumt. Der Ton wird von Tag zu Tag schärfer, je weiter die Ermittlungen fortschreiten. Die Serben sind das „Räuber- und Mordgesindel“, das „Läusevolk“, die „Hammeldiebe“. Der k.u.k. Generalstabschef, Franz Freiherr Conrad von Hötzendorf, dringt auf sofortigen Einmarsch. Seit Jahren fordert er den Präventivkrieg gegen Belgrad, jetzt ist die Stunde der Abrechnung gekommen.

Der alte Kaiser in der Wiener Hofburg zögert. Er ist kein Abenteurer. Den letzten Krieg hat er 1866 gegen Preußen geführt, und den hat er verloren. Er ahnt, dass die vom Zerfall bedrohte Monarchie einen europäischen Großkrieg nicht überleben würde. Die Nachricht aus Sarajevo hat ihn nicht sonderlich erschüttert – ein Toter mehr in dieser vom Unglück verfolgten Familie: sein Sohn durch eigene Hand aus dem Leben geschieden, seine Frau von

einem Anarchisten erdolcht, sein Bruder Maximilian in Mexiko erschossen.

Und nun sein Neffe und dessen böhmische Gattin – der Kaiser hat immer geglaubt, dass es ein schlimmes Ende nehmen würde mit dieser Mesalliance. „Der Allmächtige lässt sich nicht herausfordern“, sagt er zu dem Adjutanten, der ihm die Todesnachricht auf den Tisch legt.

WENN ES IN DIESEM shakespeareschen Trauerspiel eine dämonische Figur gibt, dann ist es Leopold Graf Berchtold, Außenminister der Doppelmonarchie und Minister des k.u.k. Hauses. „Ovaler Kopf, ermüdete Augen, zynisch-blasé, einer der elegantesten Herren von Wien, mit dem Ausdruck des übersättigten Welt- und Sportmannes, der Pferde zum Rennen und zur Schlacht lieber züchtet als reitet“ – so beschreibt ihn Emil Ludwig in seinem 1929 erschienenen Bestseller „Juli 1914“.

Von allen Verantwortlichen der beteiligten Mächte ist Graf Berchtold der skrupelloseste. Er will den Krieg gegen Serbien, hier und heute. Österreich muss die Welt vor vollendete Tatsachen stellen, die Welt wird es schon schlucken.

In den eigenen Reihen erhebt sich Widerspruch. Der ungarische Ministerpräsident István Graf Tisza protestiert schriftlich bei Kaiser Franz Joseph: Er halte eine Kriegserklärung an Serbien für „einen verhängnisvollen Fehler“, den er nicht mitverantworten könne: „Wir würden vor der ganzen Welt als die Friedensstörer dastehen und einen großen Krieg unter den ungünstigsten Umständen entfachen.“ Russland würde eingreifen, und Deutschland könnte seine Hilfe verweigern.

Gut, sagt Berchtold, den Punkt werden wir klären. Er lässt Franz Joseph einen Brief an den deutschen Kaiser schreiben und schickt seinen Kabinettschef Alexander Graf von Hoyos damit nach Potsdam, wo Wilhelm während der Sommermonate residiert. Am 5. Juli, sieben Tage nach dem Mord von Sarajevo, erhält der Kaiser die Botschaft seines Verbündeten.

„Das gegen meinen armen Neffen verübte Attentat“, schreibt Franz Joseph alias Berchtold, „ist die direkte Folge der von den russischen und serbischen Pan-slawisten betriebenen Agitation, deren einziges Ziel die Zertrümmerung meines

Reiches ist.“ Frieden könne es nur geben, „wenn Serbien als politischer Machtfaktor ausgeschaltet ist“.

Wilhelm versichert dem österreichischen Gesandten in einer mündlichen Erklärung die uneingeschränkte Solidarität des Deutschen Reiches. Dieser gibt die Erklärung umgehend nach Wien durch: „Seine Majestät (Wilhelm II. – Red.) ermächtigte mich, unserem Allernäsigsten Herrn zu melden, dass wir auf die volle Unterstützung Deutschlands rechnen können. Russlands Haltung werde jedenfalls feindlich sein, doch sei er hierauf schon seit Jahren vorbereitet, und sollte es zu einem Krieg zwischen Österreich-Ungarn und Russland kommen, so könnten wir davon überzeugt sein, dass Deutschland in gewohnter Bundestreue an unserer Seite stehen werde. Wenn wir wirklich die Notwendigkeit einer kriegerischen Aktion gegen Serbien erkannt hätten, so würde er (Wilhelm) es bedauern, wenn wir den jetzigen, für uns so günstigen Moment unbenutzt ließen.“

Dies sind die entscheidenden Worte für die Auslösung des Weltkriegs. Wilhelm hat sie aus dem Stegreif hingeworfen, nach Tisch, bei Kaffee und Zigarette, ohne Absprache mit dem Kanzler, ohne schriftliche Unterlage, ohne einschränkende Konditionen – so wie er eben spricht, ein ewiger Dilettant auf der Weltbühne.

Keinen Augenblick kommt ihm der Gedanke, dass er mit diesem „Blankoscheck“ (wie die Historiker das später nennen) seine Handlungsfreiheit aufgibt und sich auf Gedeih und Verderb den Launen Österreichs ausliefert, das Bismarck vor 48 Jahren aus Deutschland herausgeworfen hat. Er sieht nicht, dass ihm diese Sätze die Anklage einbringen könnten, Österreich in den Krieg getrieben zu haben, sodass er vor der Welt als Hauptschuldiger dasteht.

In der Gewissheit, wieder einmal sein Bestes gegeben zu haben, reist der Kaiser am nächsten Morgen nach Kiel, um mit der „Hohenzollern“ zu seiner alljährlichen Nordlandreise aufzubrechen. Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg hat ihm dazu geraten. Die Welt soll sehen, dass der deutsche Kaiser nichts Arges im Schilde führt.

Mit dem deutschen Blankoscheck in der Tasche hat Berchtold jetzt freie Hand



DIE POLITIK HAT AUSGESPIELT: Am 1. August 1914 verkündet ein Schutzmann der wartenden Menge vor dem Berliner Schloss die Generalmobilmachung. Das Deutsche Reich steht wie versprochen Wien zur Seite. Noch am selben Tag sammelt Frankreich seine Truppen

für die militärische Option. Während die „Hohenzollern“ Kurs nach Norden nimmt, beruft er den gemeinsamen Ministerrat ein, das für Außenpolitik, Finanzen und Heerwesen zuständige Regierungsorgan der Donaumonarchie. Auf dieser Sitzung, am 7. Juli 1914, werden die Signale auf Krieg gestellt. Das Sitzungsprotokoll ist erhalten.

Berchtold erklärt gleich zu Beginn, er sei „sich klar darüber, dass ein Waffengang mit Serbien den Krieg mit Russland zur Folge“ haben könne. Dennoch müsse jetzt gehandelt werden. Der Kriegsminister stimmt zu und fordert, „die Mobilisierung sofort und möglichst heimlich“

durchzuführen. Eine förmliche Kriegserklärung hält er für überflüssig. Der Russisch-Japanische Krieg und der letzte Balkankrieg seien auch ohne vorherige Kriegserklärung begonnen worden.

Einzig der ungarische Premier, Graf Tisza, erhebt immer noch Einwände. Er werde einem „überraschenden Angriff auf Serbien ohne vorhergehende diplomatische Aktion niemals zustimmen“. Man müsse Belgrad zumindest ein Ultimatum stellen, und erst wenn dieses abgewiesen werde, könne man mobilisieren.

Die anderen verlangen, dass das Ultimatum dann aber so abgefasst sein müs-

se, dass die Ablehnung durch Serbien sicher sei, „damit eine radikale Lösung im Wege militärischen Eingreifens“ durchgeführt werden könne. So wird es beschlossen. Tisza muss sich fügen.

Am 14. Juli teilt Berchtold seinem Kaiser mit: „Der heute festgesetzte Inhalt der nach Belgrad zu richtenden Note ist ein solcher, dass mit der Wahrscheinlichkeit einer kriegerischen Auseinandersetzung gerechnet werden muss.“

Die Übergabe der Note wird bis zum 23. Juli zurückgestellt, weil der französische Präsident Raymond Poincaré sich bis zu diesem Tage zu einem offiziellen Besuch in St. Petersburg aufhält. Man will vermeiden, dass sich die beiden Staatschefs im persönlichen Gespräch über „die durch die Absendung des Ulti-

matums geschaffene internationale Lage“ austauschen.

Poincaré lässt in St. Petersburg keinen Zweifel daran, auf wessen Seite Frankreich in dieser Krise steht. Beim Empfang des diplomatischen Korps erklärt er dem österreichischen Botschafter: „Serbien hat warme Freunde im russischen Volk, und Russland hat einen Verbündeten, Frankreich. Was für Verwicklungen lassen sich da befürchten!“

Am Ballhausplatz in Wien werden solche Warnungen nicht mehr zur Kenntnis genommen. Nur Stunden nachdem Poincaré an Bord des Kreuzers „France“ die Rückreise angetreten hat, stellt Österreich der serbischen Regierung das Ultimatum zu. Der britische Außenminister Sir Edward Grey nennt es später „das übelste Schriftstück, das je von einem Staat an einen anderen gerichtet wurde“. Es ist in äußerst rüdem Ton abgefasst und enthält Forderungen, die in ihrer Summe eine rigorose Einschränkung der serbischen Souveränität bedeuten.

Zweck dieses Papiers ist nicht die Kriegsverhütung, sondern die Kriegseröffnung.

DER LEITER DES AUSWÄRTIGEN AMTES in Berlin, Staatssekretär Gottlieb von Jagow, bekommt das brisante Dokument erst am Abend vor der Übergabe zu Gesicht. Der österreichische Botschafter

legt es ihm zur Kenntnisnahme vor. Jagow erschrickt. „Das ist aber reichlich scharf!“, sagt er.

Darauf der Botschafter: „Ja, da kann man nix mehr machen! Morgen früh wird's in Belgrad übergeben.“

Das Ultimatum schlägt wie eine Bombe ein. Es zerreißt den Schleier der Geheimdiplomatie und versetzt ganz Europa in Alarmzustand. Der Krieg, den alle für „unvermeidlich“ erklärt haben, steht plötzlich als reale Drohung vor der Tür. Und plötzlich ist die Angst da. Plötzlich öffnet sich der Blick auf den Abgrund.

Hektische Vermittlungsbemühungen setzen ein, echte und vorgeschoßene. Die Regierungszentralen sind rund um die Uhr besetzt, Depeschen werden hinausgejagt, eingehende Noten entschlüsselt. Russland ersucht Deutschland, mäßigend auf Österreich zu wirken. Deutschland ersucht Russland, Serbien zur Raison zu bringen. Frankreich drängt Russland zur raschen Mobilmachung. Großbritannien ersucht alle Beteiligten, sich an einen Tisch zu setzen.

Der deutsche Kaiser ist auf der „Hohenzollern“ von den Ereignissen überrascht worden. Mehrmals hat er beim Reichskanzler angefragt, ob es nicht besser sei, angesichts der zunehmenden Spannungen die Reise abzubrechen und zurückzukommen. Bethmann Hollweg hat ihn jedes Mal beruhigt. Die Lage sei

völlig unter Kontrolle, die Anwesenheit von S. M. nicht erforderlich.

An Bord herrscht heitere Stimmung. Die Damen und Herren der Begleitung spielen Shuffleboard und treiben allerlei Mummenschanz. Man macht Ausflüge an Land, gibt Empfänge, das Schiffsorchester spielt Polka, man tanzt im Freien.

S. M. erfährt von dem Ultimatum seines Verbündeten aus den norwegischen Zeitungen – „nicht etwa von Berlin aus“, wie er bitter in seinen Memoiren vermerkt. Unverzüglich lässt er die Anker lichten und dampft nach Kiel zurück.

Das Ultimatum ist auf 48 Stunden befristet, Ablauf 25. Juli, 18 Uhr. Niemand rechnet noch mit einer Antwort aus Belgrad. Der dortige österreichische Gesandte Vladimir Freiherr Giesl von Gieslingen packt seine Sachen. Er will Belgrad bei Ablauf der Frist verlassen und um 18.30 Uhr den Schnellzug nach Budapest nehmen. Zu seiner Verblüffung erscheint der serbische Ministerpräsident Nikola Pašić kurz vor 18 Uhr persönlich in der Gesandtschaft und überreicht Giesl die Antwortnote.

Serbien akzeptiert fast sämtliche Forderungen Österreichs, die Wien im Wortlaut vorgeschrieben hat. Der einzige Punkt, den Belgrad vollkommen ablehnt, weil er die Souveränität Serbiens tangiert, ist die Stationierung österreichischer Ermittlungsbeamter auf serbischen Territorium – eine Petitesse, über die man hätte reden können, wenn man den Frieden hätte retten wollen.

Giesl überfliegt die Note flüchtig, sie interessiert ihn gar nicht mehr. Der Krieg ist beschlossene Sache. Eilends schickt er dem Ministerpräsidenten, der soeben bei ihm war, die längst vorbereitete österreichische „Antwort“ hinterher. Er erreicht gerade noch den Zug, der ihn in zehn Minuten über die Donau und damit über die Grenze nach Ungarn bringt. Die Note, die er hinterlassen hat, teilt der serbischen Regierung den Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit.

Zwei Tage später kehrt Wilhelm II. von der verpatzten Nordlandreise nach Potsdam zurück. Aber erst am nächsten Morgen legt ihm der Reichskanzler den Text der serbischen Antwortnote auf den Tisch. Sie ist inzwischen drei Tage alt. Der Kaiser liest sie mit wachsendem



LEOPOLD GRAF BERTHOLD

Zielstrebig hat der österreichische Außenminister den Krieg gegen den »Unruhestifter« Serbien geplant. Dass dies auch Krieg mit Russland bedeutet, nimmt er in Kauf



SIR EDWARD GREY

Österreichs Politik wird vom britischen Außenminister scharf verurteilt. Deutschland warnt er vor einem Angriff auf Großbritanniens Verbündeten Frankreich

Staunen. „Eine brillante Leistung für eine Frist von 48 Stunden“, vermerkt er anerkennend. „Das ist mehr, als man erwarten konnte! Damit fällt jeder Kriegsgrund fort, und Giesl hätte ruhig in Belgrad bleiben sollen! Darauf hätte ich niemals Mobilmachung befohlen!“

Liebend gern würde er jetzt das Räderwerk, das er mit seinem Blankoscheck in Gang gesetzt hat, anhalten. Aber es ist zu spät. Während Wilhelm noch mit Bethmann Hollweg konferiert, geht die österreichische Kriegserklärung als unchiffrierte Depesche nach Belgrad ab: „Die k.u.k. Regierung sieht sich in die Notwendigkeit versetzt, selbst für die Wahrung ihrer Rechte und Interessen Sorge zu tragen und zu diesem Ende an die Gewalt der Waffen zu appellieren. Österreich-Ungarn betrachtet sich daher von diesem Augenblicke an als im Kriegszustand mit Serbien befindlich.“

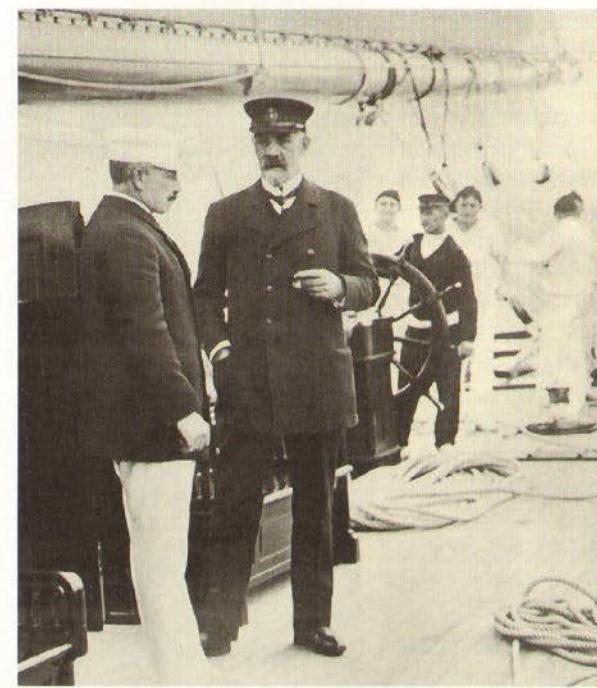
Am nächsten Tag eröffnen österreichische Geschütze vom Donau-Ufer aus die Kanonade auf die serbische Hauptstadt – die Antwort des Hauses Habsburg auf die Schüsse von Sarajevo.

DER KRIEG IST DA, aber noch ist er kein Weltkrieg, sondern ein regionaler Konflikt zwischen zwei Nachbarstaaten. Lässt er sich eindämmen wie eine Seuche?

Die Einzigsten, die jetzt noch den großen Krieg verhindern können, sind Wilhelm II. und Zar Nikolaus II. – der Verbündete Österreichs und der Protektor Serbiens. Die Monarchen sind Vettern, stehen in persönlicher Korrespondenz, nennen sich „Nicky“ und „Willy“.

Vor zwei Jahren haben sie sich zuletzt gesehen, als Wilhelm seinen Cousin mit der „Hohenzollern“ besuchte. „Der Zar, seine Kinder und seine ganze Umgebung wetteiferten in Beweisen von Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft“ – so Wilhelm in seinen Memoiren.

Mehr als 100 Jahre haben Deutsche und Russen keinen Krieg gegeneinander geführt, gemeinsam haben sie gegen Napoleon gekämpft. Jetzt hat eine halsbrecherische Politik sie zu Gegnern gemacht. Und jetzt stehen die beiden Herrscher, die diese Politik zu verantworten haben, erschrocken vor dem Abgrund. Beide wissen, was dieser Krieg bedeutet. Beide müssen fürchten, bei einer Nie-



THEOBALD VON BETHMANN HOLLWEG
Nach dem »Blankoscheck« wird Wilhelm II. (l.) von seinem hochgewachsenen Reichskanzler auf Nordlandreise mit seiner Yacht »Hohenzollern« geschickt. Die politische Situation jedoch eskaliert. Viel zu spät erkennt Bethmann Hollweg die Konsequenzen des bedingungslosen deutschen Bündnisschwurs

derlage den Thron, vielleicht sogar das Leben zu verlieren.

In einem persönlichen Appell telegfriert der Zar an den Kaiser: „In diesem äußerst ernsten Augenblick wende ich mich an Dich um Hilfe. Ein unwürdiger Krieg ist an ein schwaches Land erklärt worden. Die Entrüstung in Russland ist ungeheuer. Ich sehe voraus, dass ich sehr bald dem auf mich ausgeübten Druck erliegen und gezwungen sein werde, äußerste Maßnahmen zu ergreifen, die zum Kriege führen werden.“

Er fordert Wilhelm „im Namen unserer alten Freundschaft“ auf, Österreich „davon abzuhalten, zu weit zu gehen“.

Wilhelm antwortet, er könne Österreichs Vorgehen nicht als einen unwürdigen Krieg ansehen. Er rate Russland, „in der Rolle des Zuschauers zu verharren, ohne Europa in den entsetzlichsten Krieg zu verwickeln, den es je gesehen hat“.

Wien denkt nicht daran, jetzt klein beizugeben. „Die Österreicher waren nun einmal in Fahrt gekommen, und sie wollten sich auch nicht durch die russische Teilmobilisierung vom Krieg gegen Serbien abbringen lassen“, so der Historiker Imanuel Geiss.

Berchtold lehnt alle Vermittlungsvorschläge ab – den britischen Plan einer Viermächte-Konferenz ebenso wie die

russische Idee, den Konflikt vor das Haager Schiedsgericht zu bringen.

Von nun an läuft alles wie im Zeitraffer ab. Am 30. Juli, zwei Tage nach der österreichischen Kriegserklärung an Serbien, legt der russische Außenminister Sergei Sasonow dem Zaren den Mobilmachungsbefehl zur Unterschrift vor. Nikolaus steht vor der Schwelle, hinter der es kein Zurück mehr gibt. Er verweigert die Unterschrift. „Denken Sie an die Verantwortung, die Sie mir jetzt raten, auf mich zu nehmen,“ sagt er zu Sasonow. „Denken Sie an die Tausende und Abertausende, die in den Tod gehen werden.“ Sasonow bleibt ungerührt. Er redet eine Stunde lang auf den Herrscher ein, dann gibt der Zar nach und unterschreibt.

Die Nachricht trifft Wilhelm II. wie ein Schock. Er fühlt sich vom „lieben Nicky“ hintergangen. Aus Ostpreußen kommen Meldungen über russische Truppenbewegungen an der Grenze. Der Kaiser schickt eine letzte Depesche an seinen Vetter: „Die Verantwortung für die Sicherheit meines Reiches zwingt mich zu vorbeugenden Verteidigungsmaßnahmen. In meinem Bestreben, den Frieden der Welt zu erhalten, bin ich bis an die äußerste Grenze des Möglichen gegangen. Die Verantwortung für das Unheil, das

jetzt die ganze zivilisierte Welt bedroht, wird nicht auf mich fallen.“

Am 31. Juli wird in Berlin der „Zustand drohender Kriegsgefahr“ verkündet. Die Zeit der Diplomatie ist abgelaufen, die Stunde der Massen gekommen. Am Abend dieses letzten Friedenstages ziehen Tausende zur Reichskanzlei in der Wilhelmstraße. Gegen Mitternacht tritt Bethmann Hollweg an das Fenster und erklärt, der Kaiser habe bis in die letzten Stunden für den Frieden gearbeitet. „Sollte uns aber das Schwert in die Hand gezwungen werden, werden wir mit gutem Gewissen und dem Bewusstsein in das Feld ziehen, dass nicht wir den Krieg wollten.“

Der Reichskanzler ist in dieser Schicksalsstunde deutlich überfordert. Der Kaiser urteilt später hart über seinen getreuen Paladin. „Er war staatsmännisch der Weltkrise in keiner Weise gewachsen“, schreibt Wilhelm in seinen Memoiren. „Er (Bethmann Hollweg) war im Grunde seines Wesens Pazifist und hatte sich in den Gedanken verrannt, mit England zu einer Verständigung zu kommen, koste es, was es wolle.“ So habe er „in der Tat unser Unglück mitverschuldet“.

Zu spät erkennt Bethmann Hollweg, dass der deutsche Blankoscheck für Österreich alle ins Verderben stürzt. Verzweift bemüht er sich, den Amtskollegen am Ballhausplatz zum Einlenken zu bringen. Er sei „nicht gewillt, gänzlich ins Schlepptau Wiens zu geraten“, lautet die neue Richtlinie an das Auswärtige Amt.

Als die Nachricht von der russischen Mobilmachung eintrifft, jagt der Reichskanzler drei Depeschen hintereinander an die deutsche Botschaft in Wien, die letzte um drei Uhr morgens. „Wir müssen, um allgemeine Katastrophe aufzuhalten oder Russland ins Unrecht zu setzen, dringend wünschen, dass Wien Konversation mit Russland beginnt. Wir sind zwar bereit, unsere Bündnispflicht zu erfüllen, müssen es aber ablehnen, uns von Wien in einen Weltbrand hineinziehen zu lassen.“

Zwei Wochen früher hätten diese Worte den Krieg vielleicht noch verhindern können. Jetzt prallen sie an der intransigenten Haltung Berchtolds ab.

Während der deutsche Kanzler die österreichische Regierung zum Einlenken auffordert, stärkt ihr der deutsche Ge-

neralstabschef Helmuth von Moltke (ein Neffe des gleichnamigen Generalfeldmarschalls), der seit langem den Präventivkrieg gegen Russland fordert, den Rücken. „Ich beurteile die Lage als kritisch, wenn Österreich-Ungarn nicht sofort gegen Russland mobilisiert“, kabelt er nach Wien. Berchtold traut seinen Augen nicht, als er die Depesche liest. „Ja, wer befiehlt denn nun in Berlin? Moltke oder Bethmann?“ ruft er aus.

In Berlin ist das schon keine Frage mehr. Der Chef des Generalstabs bestimmt den Kurs. Sein Kompass zeigt auf Krieg. In einem Memorandum an den Reichskanzler hat der ranghöchste deutsche Soldat seine Haltung dargelegt: Österreich sei dabei, „mit glühendem Eisen ein Geschwür auszubrennen, das den Körper Europas zu vergiften drohte“.

Der 1. August bricht an. Die letzten Friedenshoffnungen sind zerschlagen. Denn der österreichische Kaiser hat am Vortag seinem Bündnispartner Wilhelm lakonisch mitgeteilt, dass „die im Zuge befindliche Aktion meiner Armee gegen Serbien durch die bedrohliche Haltung Russlands keine Störung erfahren kann. Ich bin mir der Tragweite meiner Entschlüsse bewusst und habe dieselben im Vertrauen auf Gottes Gerechtigkeit gefasst.“ Zu seinem Generalstabschef sagt der alte Herr: „Wenn die Monarchie zugrunde gehen soll, dann soll sie wenigstens anständig zugrunde gehen.“

EINE FIEBRIGE SPANNUNG liegt an diesem Tag über ganz Deutschland. In Berlin haben sich Tausende vor dem Schloss versammelt und warten auf neue Nachrichten. Um 17 Uhr tritt ein Schutzmann aus dem Portal und meldet, dass der Kaiser soeben die allgemeine Mobilmachung befohlen habe. Jubel brandet auf, die Glocken des Doms fallen dröhrend ein, die Menge singt „Nun danket alle Gott!“, den Choral von Leuthen.

Gegen Abend erscheint der Kaiser am Mittelfenster des Schlosses und spricht zum Volk: „Wenn es zum Kriege kommen soll, hört jede Partei auf, dann sind wir nur noch deutsche Brüder. Wenn uns unsere Nachbarn den Frieden nicht gönnen, dann hoffen und wünschen wir uns, dass unser gutes deutsches Schwert siegreich aus dem Kampf hervorgeht.“



„An diese Worte des Kaisers“, berichtet die „Frankfurter Zeitung“ am nächsten Morgen, „schloss sich ein Jubel, wie er wohl noch niemals in Berlin erklingen ist.“ Die letzten Hemmungen gegen den Krieg werden von einer Sturzflut nationaler Emotionen fortgespült.

Zur gleichen Stunde überreicht der deutsche Botschafter in St. Petersburg, Friedrich Graf von Pourtalès, dem russischen Außenminister die Kriegserklärung des Deutschen Reiches. Am Vorabend hatte er ein letztes ergebnisloses Gespräch mit Sasonow. Beide kennen sich seit Jahren, beide schätzen sich, beide wissen: Dies ist das Ende.

Pourtalès hat Tränen in den Augen, als er Sasonow das Dokument überreicht, das den Untergang des alten Europa besiegelt. „Ich hätte nie geglaubt, dass ich Petersburg unter solchen Umständen würde verlassen müssen“, sagt er.

Dann umarmt er den russischen Kontrahenten.



DIE GROSSE ILLUSION: »Immer feste druf« haben Kriegsfreiwillige auf den Waggon geschrieben, bevor der Zug im August 1914 die deutsche Hauptstadt Richtung Westfront verlässt. Weihnachten wollen sie spätestens wieder daheim sein

Die Würfel sind gefallen, die Kriegsmaschine läuft an. Die Aufmarschpläne liegen fertig in den Panzerschränken.

Der Schlieffenplan, das Dogma der deutschen Strategen, sieht vor, dass im Fall eines Zweifrontenkrieges zuerst Frankreich und dann Russland niedergeworfen werden soll. Es mangelt allerdings an einem überzeugenden Kriegsgrund. Frankreich ist nicht direkt involviert in den serbisch-österreichischen Konflikt und hat sich in der Krise bemerkenswert zurückgehalten.

Paris ist nicht so töricht, den Deutschen einen Vorwand zu liefern. So greift man in Berlin zum ältesten Trick für Kriegserklärungen: Man erfindet Grenzverletzungen, darunter haarsträubende „Berichte“ über französische Flieger, die „Bomben auf Bahnen bei Karlsruhe und Nürnberg“ geworfen haben sollen.

Am 3. August wird die aus Falschmeldungen zusammengebraute Kriegserklärung in Paris übergeben. Bismarcks Albtraum vom Zweifrontenkrieg ist wahr geworden.

Dies ist der Augenblick, an dem Großbritannien in den Ring steigt. Es hätte diesen Krieg gern vermieden. In London regieren die Liberalen unter Herbert Asquith, das Unterhaus will in seiner Mehrheit Frieden. Das irische Problem brennt den Abgeordneten mehr unter den Nägeln als der konfuse Konflikt auf dem Kontinent.

Doch es gibt eine Grenze für die Zurückhaltung Britanniens. Außenminister Sir Edward Grey hat den deutschen Botschafter in London noch am 29. Juli eindringlich gewarnt: Wenn Frankreich angegriffen werde, könne Großbritannien nicht länger passiv bleiben. „If war breaks

out, it will be the greatest catastrophe that the world ever has seen“ – der Botschafter hat den Satz im Wortlaut nach Berlin gekabelt.

Die Hasardeure in Berlin wiegen sich dennoch bis zum letzten Augenblick in der Illusion, dass Großbritannien neutral bleiben werde. Als am 1. August, unmittelbar nach der Kriegserklärung an Russland, eine Depesche der deutschen Botschaft aus London eingeht, die ein britisches Neutralitätsangebot möglich erscheinen lässt, bricht im Schloss Euphorie aus.

Der Kaiser lässt Sekt kommen und verlangt den sofortigen Stopp des Aufmarsches im Westen. Generalstabschef Moltke lehnt entrüstet ab. Sein ganzer schöner Krieg droht plötzlich zu platzen. „Jetzt fehlt nur noch, dass Russland abschnappt“, sagt er. Stunden später kann er aufatmen: Die deutsche Botschaft in London demonstriert die Friedensdepesche. Umso größer ist jetzt der Schock beim Kaiser.

Wilhelms Verhältnis zu Großbritannien ist tief neurotisch. Mit dem Zaren verkehrt er auf gleicher Augenhöhe, Frankreich unterschätzt er, zum britischen Empire aber blickt er auf in Bewunderung, Neid und Hass. Er möchte so sein wie die Briten. Er kennt das Land gut, wohl besser als irgendein deutscher Regent oder Staatsmann vor ihm. Er hat die Sprache buchstäblich mit der Muttermilch aufgesogen, denn seine Mutter war die Tochter Queen Victorias. Als junger Mann war er in englischen Schlössern zu Gast, nahm an den Jagden und Segelregatten der Hocharistokratie teil, saß am Sterbebett der Queen, seiner Großmutter.

Und dennoch war er nie einer von ihnen, blieb immer der Preuße, war immer etwas zu laut, zu nassforsch, zu plebejisch, trotz seiner langen Ahnenreihe. Er spürte die Herablassung seiner englischen Verwandten wie einen Stachel und entwickelte den Hass des Ungeliebten. Er hasste auch seine Mutter, die ihn als Kind wegen seines verkrüppelten Armes mit brutalen Therapien quälte, und er verachtete seinen Vater, diesen weichen, kranken Mann, den seine Frau mit ihren hochverräterischen Ideen von Demokratie und Parlamentarismus indoktrinierte.

Das irrwitzige Flottenbauprogramm, das Wilhelm zum Dreh- und Angelpunkt



**FRANZ FREIHERR CONRAD
VON HÖTZENDORF**

Der k.u.k. Generalstabschef will Serbien besiegen und dem russischen Druck standhalten. Doch er überschätzt die Kräfte seiner eigenen Armee



HELMUTH VON MOLTKE

Der deutsche Generalstabschef bestärkt Wien in dessen Serbienpolitik. Schließlich müssten die germanischen Bündnispartner gegen das slawische »Geschwür« zusammenhalten

seiner Weltgeltungspolitik mache, war der Fehdehandschuh, den er den hochmütigen Verwandten hinwarf. Sein Onkel Edward, der nach dem Tod der Queen die britische Krone trug, sollte wenigstens vor deutschen Panzerkreuzern Respekt bekommen. Seither ist die Entfremdung Jahr für Jahr gewachsen.

Jetzt fühlt sich der Kaiser verraten und umzingelt. Seine ganze Erbitterung entlädt sich in wütenden Randbemerkungen auf den eingehenden Hiobsbotschaften aus London. Der Mann, der mit einem einzigen Nein diesen Krieg hätte verhindern können, sieht sich als Opfer britischer Machenschaften: Außenminister Grey sei ein „gemeiner Hundsfott“, „falscher Hund“, „Idiot“.

Wilhelms Hass verliert jedes Maß: „Das gemeine Krämergesindel hat uns mit Diners und Reden zu täuschen versucht. Das Netz ist uns plötzlich über dem Kopf zugezogen, und hohnlächelnd hat England den glänzendsten Erfolg seiner antideutschen Weltpolitik, gegen die wir uns machtlos erwiesen haben. Unsere Konsuln in Türkei und Indien, Agenten etc. müssten die ganze mohammedanische Welt gegen dieses verhasste, verlo-

gene, gewissenlose Krämervolk zum wilden Aufstand entflammen; denn wenn wir uns verbluten sollen, dann soll England wenigstens Indien verlieren.“

Generalstabschef Helmuth von Moltke bleibt gelassen. Großbritannien interessiert ihn vorläufig nicht. Er zieht den Schlieffenplan auf Biegen und Brechen durch. Danach soll der Angriff auf Frankreich über Belgien erfolgen. Von dort wird die Armee in einer großen Zangenbewegung nach Süden umschwenken, den Feind im Rücken fassen und einkesseln. So jedenfalls hat es sich der alte Generalfeldmarschall Alfred Graf von Schlieffen gedacht, und so haben es Moltkes Offiziere auf der Kriegsakademie gelernt.

Der Plan hat nur einen Schönheitsfehler: Belgien ist seit 1839 ein neutraler Staat, sein Status durch internationale Abkommen garantiert. Der Einmarsch in das Königreich stellt mithin eine eklatante Völkerrechtsverletzung dar.

Doch weder in der politischen noch in der militärischen Führung Deutschlands erhebt sich eine Stimme, die davor warnt, den Krieg mit einem Rechtsbruch zu beginnen.

Mit Formelkram wie Kriegserklärungen hält Berlin sich jetzt nicht mehr auf. Per Ultimatum setzt man Belgien am 2. August die Pistole auf die Brust: Entweder gestatte es den Einmarsch der deutschen Armee, oder Deutschland sei „zu seinem Bedauern gezwungen, das Königreich als Feind zu betrachten“. Antwort in zwölf Stunden, spätestens morgen früh sieben Uhr.

Das belgische Kabinett tagt bis nach Mitternacht. Die Antwort wird der deutschen Gesandtschaft pünktlich um sieben Uhr morgens zugestellt: Belgien sagt Nein. Die Verletzung des Völkerrechts sei durch nichts zu rechtfertigen. Belgien werde „jeden Angriff mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln abwehren“.

Der belgische König Albert ergänzt die formelle Note durch eine persönliche Botschaft an den deutschen Kaiser: „Die freundschaftlichen Gefühle, die ich E. M. gegenüber zum Ausdruck gebracht habe und deren Sie mich häufig versichert haben, ließen mich nicht einen Augenblick vermuten, dass E. M. uns zu der grausamen Entscheidung zwingen würden, im Angesicht Europas zwischen Krieg und Ehrlosigkeit, zwischen Vertragstreue und Missachtung unserer internationalen Pflichten zu wählen. Albert.“

Der britische Außenminister Grey erhält die Nachricht von dem bevorstehenden deutschen Einmarsch in Belgien während einer Sitzung des Unterhauses. Er spricht, wie der Augenblick es ihm eingibt: „Wenn wir uns in einer Krise wie dieser unseren moralischen Verpflichtungen, wie sie der belgische (Neutralitäts-) Vertrag darstellt, entziehen, bezweifle ich, ob die materiellen Kräfte, die uns dann am Ende zu Gebote stünden, dem Verlust an Ansehen gegenüber, noch sehr viel wert sein könnten. Ich bin ganz sicher, dass wir moralisch jedes Ansehen verloren haben würden.“

In der anschließenden Kabinettsitzung fällt der Entschluss zum Krieg, falls Deutschland die Neutralität Belgiens verletzt.

Gegen Abend, als die Dämmerung hereinbricht, empfängt Grey einen Freund in seinem Büro im Foreign Office. „Wir standen am Fenster“, erinnert sich Grey später, „und sahen zu, wie die Straßenlaternen angezündet wurden. Ich

sagte, in Europa gehen jetzt die Lichter aus, wir werden sie in unserem Leben nicht wieder leuchten sehen.“

Im Morgengrauen des nächsten Tages – es ist der 4. August 1914 – überschreiten deutsche Truppen die belgische Grenze. Mit dieser Stunde ändert sich der Charakter des Krieges: Es geht nicht mehr um Serbien oder Österreich, sondern um den Koloss in der Mitte Europas, um seine irrlichternde Politik, seine Präpotenz, seine Macht. Diese Macht muss gebrochen werden – die „self-fulfilling prophecy“ ist in Realität umgeschlagen. Deutschland steht in einem „Kampf um Leben und Tod“, aber es hat ihn selbst heraufbeschworen.

WÄHREND IN BELGIEN die ersten Häuser in Flammen aufgehen und die ersten Toten auf der Straße liegen, versammelt sich der Reichstag im Berliner Stadtschloss zur Eröffnung der regulären Sitzungsperiode. Der Kaiser erscheint in feldgrauer Uniform und verliest die Thronrede. Sie klingt wie der Tagesbefehl an eine zum Appell angetretene Truppe:

„Mit schwerem Herzen habe Ich Meine Armee gegen einen Nachbarn mobilisieren müssen, mit dem sie auf so vielen Schlachtfeldern gemeinsam gefochten hat. Die kaiserlich russische Regierung hat sich, dem Drängen eines unersättlichen Nationalismus nachgebend, für einen Staat eingesetzt, der durch Begünstigung verbrecherischer Anschläge das Unheil dieses Krieges veranlasste. In aufgedrungener Notwehr, mit reinem Gewissen und reiner Hand, ergreifen wir das Schwert.“

Dann wiederholt der Kaiser vor den Abgeordneten, was er schon am 1. August dem Volk verkündet hat: „Ich kenne keine Parteien mehr, Ich kenne nur Deutsche.“ In der Pose eines mittelalterlichen Lehnsherrn fordert er die Fraktionsvorsitzenden auf, ihm „in die Hand zu geloben“, dass sie mit ihm „durch dick und dünn, durch Not und Tod“ zu gehen bereit sind. Sie tun es brav. Nur die Sozialdemokraten sind der Veranstaltung ferngeblieben.

Die Arbeiterbewegung steht vor der Zerreißprobe. In zahllosen Resolutionen haben die sozialistischen Parteien Europas geschworen, gegen den Krieg der herrschenden Klasse zusammenzustehen

und gemeinsam gegen den unersättlichen Militarismus, gegen den Länder verwüstenden Krieg zu kämpfen.

Noch am 25. Juli, als das österreichische Ultimatum an Serbien bekannt wurde, schrieb der „Vorwärts“, das Parteiorgan der SPD: „Schon wieder schickt sich die vom österreichischen Imperialismus entfesselte Kriegsfurie an, Tod und Verderben über ganz Europa zu bringen. Das klassenbewusste Proletariat Deutschlands erhebt flammenden Protest gegen dies verbrecherische Treiben. Kein Tropfen Blut eines deutschen Soldaten darf dem Machtkitzel der österreichischen Gewalthaber geopfert werden.“

Noch am Vorabend des Krieges haben Tausende gegen den Krieg demonstriert. Doch mit dem Kriegseintritt Russlands schlägt die Stimmung um. Der Zar ist für die deutschen Genossen die Inkarnation des reaktionären Blutsaugers. Jetzt gilt das „Vaterland“ mehr als die „Völkerbrüderung“. In Berlin wie in Paris stehen die Sozialisten vor der Entscheidung über die Kriegskredite. Bewilligen oder ablehnen – das ist die Frage.

Die SPD schickt in letzter Sekunde ihren Abgeordneten Hermann Müller (später Reichskanzler in der Weimarer Republik) nach Paris, um die Haltung der französischen Genossen und deren Führers Jean Jaurès zu erkunden. Als Müller eintrifft, ist Jaurès tot – erschossen von ei-

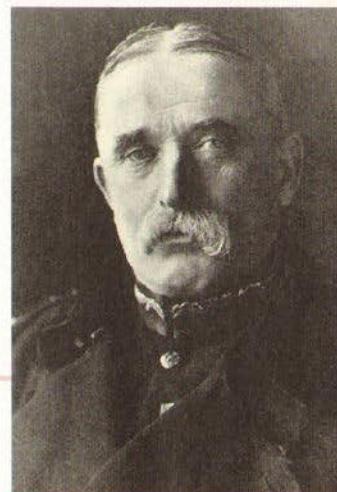
nem jungen Fanatiker, mitten in Paris, beim Abendessen in einem Restaurant.

Mit diesem Mord verliert die Internationale ihren brillantesten Kopf. Aber auch Jaurès ist kurz vor seinem Tod auf die vaterländische Linie eingeschwenkt: „Die Nation ist das Schatzhaus des menschlichen Genies und Fortschritts“, schrieb er. „Es stünde dem Proletariat schlecht an, die kostbaren Gefäße menschlicher Kultur zu zertrümmern.“

Die französischen Genossen erklären dem Emissär aus Berlin, dass „die Lage der französischen und der deutschen Sozialdemokratie nicht ganz dieselbe“ sei. Wenn Frankreich von Deutschland angegriffen werde, würden sie selbstverständlich für das Kriegsbudget stimmen.

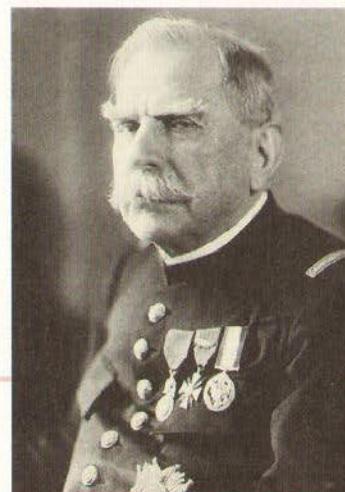
Am 3. August, dem Tag der deutschen Kriegserklärung an Frankreich, ist Müller wieder in Berlin. Was er aus Paris berichtet, ist niederschmetternd. Die Fraktion stimmt daraufhin intern über die Kriegskredite ab: Nur 14 von 92 Abgeordneten sagen Nein, darunter der Fraktionsvorsitzende Hugo Haase. Damit beginnt die Spaltung der deutschen Sozialdemokratie.

Als braver Parteisoldat begründet der selber Nein sagende Vorsitzende Haase am Nachmittag des 4. August das Ja seiner Fraktion vor dem Reichstag: „Die Folgen der imperialistischen Politik sind wie eine Sturmflut über uns hereingebrochen. Jetzt stehen wir vor der ehrernen Tatsache



SIR JOHN FRENCH

Das Expeditionskorps des britischen Generals soll die linke Flanke der Franzosen sichern. Trotz taktischer Fehler gelingt ihm zunächst die Verteidigung des belgischen Ypern



JOSEPH JOFFRE

Nach mehreren Niederlagen stoppt Frankreichs oberster Stabschef im September 1914 den deutschen Vormarsch an der Marne. Die Angreifer ziehen sich zurück. Der Stellungskrieg beginnt

des Krieges. Da machen wir wahr, was wir immer betont haben: Wir lassen in der Stunde der Gefahr das eigene Vaterland nicht im Stich.“

Der Reichskanzler kann zufrieden sein. Die Volksvertretung steht hinter der Regierung.

Der Krieg ist unterdessen angelaufen. Seit dem Morgen ziehen die deutschen Truppen in endlosen Kolonnen über die belgische Grenze: Infanterie, bespannte Artillerie, Lastkraftwagen, Fuhrwerke. Am Straßenrand stehen keine winkenden Kinder. Widerstand flackert auf – Belgien wehrt sich.

Am Nachmittag gibt Reichskanzler Bethmann Hollweg endlich eine Erklärung im Reichstag ab. Er gesteht ohne Umschweife ein, dass Deutschland in diesem Augenblick Völkerrecht bricht: „Das Unrecht, das wir damit tun, werden wir wieder gutzumachen suchen, sobald unser militärisches Ziel erreicht ist. Wer so bedroht ist wie wir und um sein Höchstes kämpft, der darf nur daran denken, wie er sich durchhaut. Wir sind jetzt in Notwehr, und Not kennt kein Gebot.“

Dürftiger und schamloser ist noch nie die Vergewaltigung eines kleinen Volkes begründet worden. Die Quittung erhält Bethmann Hollweg noch am Abend dieses Schicksalstages. Um 19 Uhr überbringt der britische Botschafter in Berlin, Sir Edward Goschen, ein Ultimatum seiner Regierung. England fordert die unverzügliche Einstellung aller Kriegshandlungen gegen Belgien.

Falls bis Mitternacht, in fünf Stunden also, keine befriedigende Antwort vorliege, werde der Botschafter für sich und seine Frau „um die Pässe bitten“ und die Botschaft unter den Schutz der Vereinigten Staaten stellen – dies ist die britische Art der Kriegserklärung.

Bethmann Hollweg ist völlig fassungslos. Das hat er nicht erwartet. „Ich fand den Kanzler in grösster Erregung vor“, kabelt Sir Edward Goschen nach London. „Er sagte, der Schritt unserer Regierung müsse ihn erschrecken. Wegen des Wortes Neutralität, wegen eines Fetzen Papiers gehe England in den Krieg gegen ein verwandtes Volk, das nichts Besseres wünsche, als mit ihm in Frieden

zu leben. Alle seine Bemühungen mache dieser letzte furchtbare Schritt zunichte; seine Politik sei wie ein Kartenhaus zusammengefallen.“

Goschen bleibt kühl. Großbritannien habe sich verpflichtet, die Neutralität Belgiens zu verteidigen, und ein feierlicher Vertrag müsse gehalten werden. „Aber um welchen Preis!“, ruft Bethmann Hollweg aus.

„Seine Exzellenz war so erregt“, drahrt Goschen ans Foreign Office, „so augenscheinlich von den Nachrichten über unsere Haltung überwältigt, dass ich darauf verzichtete, durch weitere Ausführungen noch mehr Öl ins Feuer zu gießen.“

Der Botschafter verabschiedet sich, für immer. Bethmann Hollweg bleibt tief verwundet zurück wie ein verschmähter Liebhaber, dem die Angebetete die Rosen an den Kopf geschleudert hat. Er versteht noch immer nicht, warum.

Von der Hassliebe zu Großbritannien bleibt nur der Hass übrig: Die deutsche Kriegspropaganda stilisiert das „falsche Albion“ zum Hauptfeind, zum Drahtzieher der „Einkreisung“, zum seelenlosen



Ungeheuer, das die Völker Europas aufeinander hetzt. „Gott strafe England“ lautet der deutsche Gruß anno 1914.

DEUTSCHLAND BEFINDET SICH seit dem ersten Mobilmachungstag im Delirium. Millionen erleben den Kriegsausbruch als „Erlösung“, „Befreiung“, „innere Reinigung“ und quasireligiöse „Wandlung“. Es ist eine kollektive Ekstase, die es in dieser Intensität nie wieder gegeben hat, auch 1939 unter Hitler nicht. Der nationale Rausch ergreift sozialdemokratische Arbeiter ebenso wie esoterische Dichter.

„Die festesten Charaktere, die gescheitesten Köpfe machten mit“, so der Historiker Golo Mann. „In groben Manfesten und feinkörnigen Essays priesen sie den ‚Aufbruch der Nation‘.“

Auch Thomas Mann, Vater des Historikers Golo, wird zum nationalen Trommler und versteigt sich zu furchtbaren Sätzen. „Deutschlands ganze Tugend und Schönheit entfaltet sich erst im Kriege“, schreibt er. „Die deutsche Seele ist kriegerisch aus Moralität, nicht aus Eitelkeit

und Gloiresucht oder Imperialismus. Ihr eignet etwas Tiefstes und Irrationales – ein Element des Dämonischen und Heroischen, das sich sträubt, den zivilen Geist als letztes und menschenwürdigstes Ideal anzuerkennen. Ihr wollt uns einzingeln, abschnüren, austilgen, aber Deutschland wird sein tiefes verhasstes Ich wie ein Löwe verteidigen.“

Stefan Zweig, der Weltbürger und Pazifist, erlebt die Kriegseuphorie in seiner Heimatstadt Wien. „Um der Wahrheit die Ehre zu geben“, schreibt er später im Exil, „muss ich bekennen, dass in diesem ersten Aufbruch der Massen etwas Hinreißendes und sogar Verführerisches lag. Wie nie fühlten Tausende und Hunderttausende, was sie besser im Frieden hätten fühlen sollen: dass sie zusammengehörten. So gewaltig, so plötzlich brach diese Sturzwelle über die Menschheit herein, dass sie die dunklen Urtriebe und Instinkte des Menschstiers nach oben riss. Vielleicht hatten diese dunklen Mächte ihren Teil an diesem unheimlichen, in Worten kaum zu schildernden Rausch von Millionen, der für einen Augenblick

dem größten Verbrechen unserer Zeit einen wilden und fast hinreißenden Schwung gab.“

Doch nicht alle Deutschen werden von diesem Schwung erfasst. Manche sind bedrückt und haben Angst. „Schwerer Kummer ist bei vielen unserer Bauernfamilien eingezogen“, berichtet eine bayerische Zeitung, „denn die Väter oft sehr kinderreicher Familien müssen fort, die Söhne, Pferde und Wagen werden von den Militärbehörden gefordert, und draußen steht die Ernte.“

Aber „alle hielten sich für die Angegriffenen“, wird Golo Mann später schreiben, und alle „fanden es schön, angegriffen zu sein“.

Die Euphorie vom „August 14“ ist das Tor zur Hölle. Kaum jemand hatte bis dahin eine Vorstellung von der Wirklichkeit des Krieges im 20. Jahrhundert, von der Technisierung des Tötens, von Maschinengewehr, Trommelfeuer, Giftgas, Panzerwagen; von Armeen, die wie Ratten in Erdlöchern hausen, von Schlachten, in denen Hunderttausende für ein paar Kilometer „Geländegeginn“ verheizt werden; von der Verrohung und Brutalisierung des Menschen bis auf den Grund seines Daseins.

Der Krieg dauert vier Jahre und drei Monate. Er wird zum grausamsten Gemetzel, das die Welt bis dahin erlebt hat. Deutschland: 2,7 Millionen Tote. Russland: mehr als 1,8 Millionen. Frankreich: 1,9 Millionen. Österreich-Ungarn: 1,8 Millionen. Großbritannien: 1 Million.

AM ENDE DIESES KRIEGES ist Europa ruiniert, äußerlich und innerlich. Es sehnt sich nach Frieden, doch es wird ihn nicht finden. In den verwüsteten Hirnen lebt der Hass fort. Die Passion Europas ist noch nicht an ihr Ende gekommen. Im Lazarett der pommerschen Kleinstadt Pasewalk liegt im November 1918 ein Soldat, der bei einem britischen Gasangriff vorübergehend erblindet ist. Er wird später schreiben, dass er am Tag des Waffenstillstands beschloss, „Politiker zu werden“, um Rache zu nehmen für den verlorenen Krieg.

Sein Name: Adolf Hitler. □

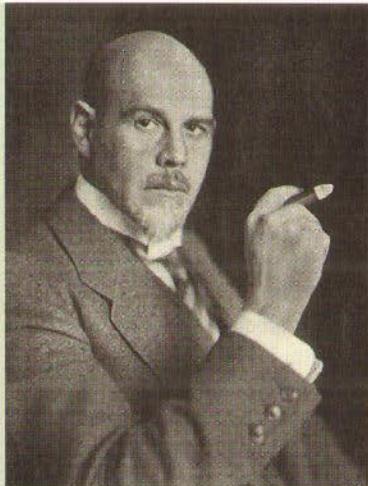


DER STURM BRICHT LOS: Am 4. August 1914 fallen deutsche Truppen in das neutrale Belgien ein. Ein klarer Bruch des Völkerrechts. Als die Deutschen vor Brüssel stehen, flüchten viele Einwohner aus der Stadt. Dieser Überfall provoziert Großbritannien, Garantiemacht für Belgien's Neutralität, zum Kriegseintritt. Damit nimmt die einzige Großmacht Europas, die bisher auf Ausgleich drang, nun auch an dem Konflikt teil

Der Journalist und Buchautor Heinrich Jaenecke, Jahrgang 1928, spürt mit Vorliebe den Mechanismen großer Politik nach. Über den »Fluch von Sarajevo« schrieb er bereits 1992 als STERN-Reporter.

Die deutsche Führung glaubt an einen schnellen Sieg, und so sind kaum Rohstoffvorräte angelegt. Ohne

Kommandeur der Heimatfront



Walther Rathenau, (1867–1922), der Aufsichtsratsvorsitzende der AEG, synchronisiert Deutschlands industrielles Räderwerk

von JENS-RAINER BERG

Vor diesem Tag hat er immer wieder gewarnt. Nun ist er da, und Tränen der Verzweiflung überkommen den sonst so beherrschten Mann. In sein Tagebuch notiert er zum 1. August 1914: „Alle Gedanken gehören dem Krieg. Tiefe Bedrückung über das Willkürliche der Ursachen.“ Und doch: Ohne den Unternehmer Walther Rathenau hätte das Kaiserreich den Kampf gegen die Entente wohl kaum ein Jahr durchgehalten.

Schon wenige Tage nach Kriegsbeginn sperrt Großbritannien die Seehandelsrouten nach Deutschland. Patrouillenschiffe und Minen stoppen die Frachter auf ihrem Weg ins Reich. Die Blockade trifft die deutsche Wirtschaft ins Mark – und trifft sie unvorbereitet. Im Glauben an einen schnellen Sieg hat niemand Vorkehrungen für den Fall getroffen, dass der Strom an industriellen Basisgütern – Chrom und Nickel, Salpeter und Schwefel, Baumwolle, Kautschuk und Rohöl – versiegen könnte. Schon bald werden Engpässe bei wichtigen Rohstoffen spürbar.

Da bittet Walther Rathenau um einen Termin im preußischen Kriegsministerium.

Am 9. August 1914 legt Rathenau, Aufsichtsratsvorsitzender der „Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft“ (AEG), dem Kriegsminister

Erich von Falkenhayn eine Denkschrift über die Krise der deutschen Rohstoffversorgung vor. Angeregt durch einen AEG-Kollegen, empfiehlt er, eine Behörde einzurichten, welche die Wirtschaft zentral mit notwendigen Rohstoffen versorgt. Falkenhayn ist schnell überzeugt. Schon vier Tage später nimmt die „Kriegsrohstoffabteilung“ (KRA) die Arbeit auf. Ihr Chef: Walther Rathenau.

Die Organisation industrieller Räderwerke scheint ihm in die Wiege gelegt zu sein: Sein Vater hat 1883 die AEG gegründet, die schnell zum zweitgrößten deutschen Elektrokonzern nach Siemens & Halske gewachsen ist. Der junge Rathenau sieht sich zunächst nicht als Erben; ihn interessieren die Künste, er möchte Schriftsteller werden, vielleicht Maler. Doch um die Eltern nicht zu enttäuschen, studiert er Chemie und Physik, Maschinenbau und Elektrochemie. Ob er will oder nicht – seine Karriere beginnt in der Wirtschaft.

Kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs, mit 46 Jahren, sitzt Rathenau in mehr als 80 Aufsichtsräten der Großindustrie und Hochfinanz. Er hat Patente erworben, Fabriken aufgebaut, Unternehmen geleitet, Fusionen betrieben, Konzerne geschmiedet. Er ist kein Unternehmer alten Schlages, sondern das, was Wirtschaftshistoriker später einen *system builder* nennen werden: ein Manager, der die Konzentration der Wirt-

schaftslandschaft vorantreibt. Seine größte Begabung: Er verhandelt äußerst geschickt und organisiert mit Effizienz.

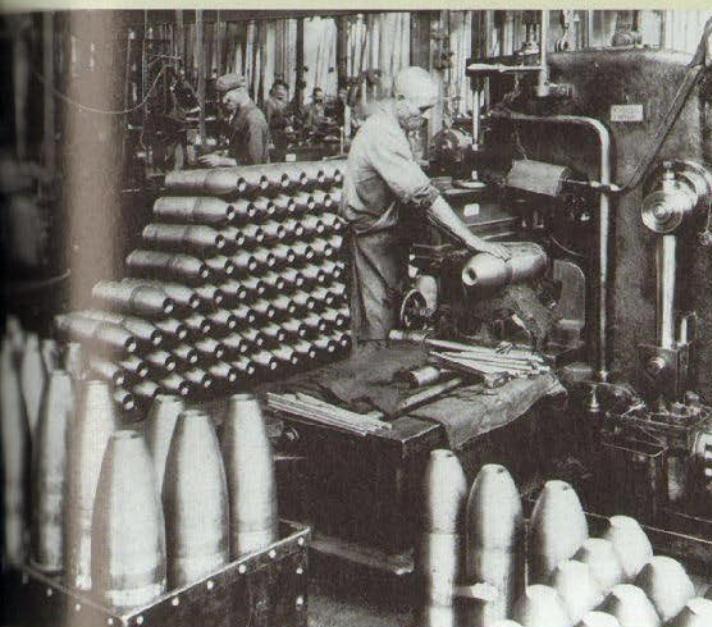
Doch abseits des unternehmerischen Ansehens hadert Rathenau mit der Welt. Er ist verbittert, dass die wilhelminische Gesellschaft ihn, den Juden, nur als „Bürger zweiter Klasse“ gelten lässt und dem Bürgertum die volle politische Mitbestimmung versagt. In Aufsätzen und Büchern kritisiert Rathenau, mitunter ätzend, die Verhältnisse und fordert Veränderung. Mehrfach versucht er, politischen Einfluss zu gewinnen, strebt 1910 eine Kandidatur für die Nationalliberale Partei bei den Reichstagswahlen an, spekuliert auf ein Regierungsamt. Vergebens. Der nun ausbrechende Krieg mag eine Katastrophe sein, aber vielleicht ist er auch eine Chance.

Den Kern seiner neuen Aufgabe beschreibt er später so: Es galt, die Wirtschaft, „diese webende und strebende Welt zusammenzufassen, sie dem Kriege dienstbar zu machen, ihr einen einheitlichen Willen aufzuzwingen und ihre titanischen Kräfte zur Abwehr zu wecken“. In den ersten Wochen machen Rathenau und seine anfangs drei Mitarbeiter vor allem Stichproben bei etwa 900 Firmen, um deren Versorgung mit Rohstoffen abzuschätzen. Das Ergebnis ist ernüchternd: Der Bestand wird kaum länger als ein halbes Jahr reichen.

Walther Rathenau, der sich des Problems annimmt, hätte das Reich den Krieg keine zwölf Monate durchgehalten



Die britische Seeblockade verhindert Importe, deshalb wird die Bevölkerung aufgerufen, Rohstoffe zu spenden. Aus Blechkannen etwa werden Geschosse



Ausgerüstet mit Sonderbefugnissen, beschlagnahmt die KRA bei zunächst gut 5000 Firmen die knappen Reserven und sorgt dafür, dass sie je nach Bedarf auf die Rüstungsproduktion verteilt werden. Rathenau's Idee: Er lässt der Industrie unternehmerischen Freiraum. Die einzelnen Wirtschaftszweige sollen selbst entscheiden, wie sie die zugeteilten Rohstoffe verwalten – unter strenger Aufsicht der KRA.

Monatlich müssen die Betriebe Rohstoffbilanzen vorlegen. Haushaltsgegenstände, die Gummi oder Buntmetalle

enthalten, werden konfisziert. Rathenau sorgt dafür, dass in den besetzten Gebieten Rohstoffe eingezogen werden, obwohl dies völkerrechtswidrig ist. In Belgien werden selbst die Kupferdächer von Kirchen abgetragen.

Die KRA wächst zu einem riesigen Apparat heran; am Ende arbeiten dort schließlich mehr als 2500 Menschen. Sie kümmern sich auch darum, Ersatzstoffe zu entwickeln. Dank des neuen „Haber-Bosch-Verfahrens“ etwa kann Sprengstoff hergestellt werden, ohne

dass man dafür Salpeter aus Chile braucht.

Abteilungsleiter Rathenau – als Jude nach seiner Militärzeit nicht einmal zum Offiziersexamen zugelassen, nun plötzlich im Rang eines Generals – ist in seinem Element. Seine engsten Mitarbeiter sind Geschäftsleute und Techniker, die er aus der AEG und anderen Unternehmen rekrutiert hat. Jetzt kann er endlich von seinem Büro in Berlin aus wie nie zuvor im ganz Großen planen und organisieren – und alles ist kriegswichtig, alles ist staatstragend.

Ende März 1915 gibt Rathenau die Leitung der KRA wie vereinbart ab. Er hinterlässt eine leistungsfähige Behörde neuen Stils, die ihrem Schöpfer bald über Deutschland hinaus den Ruf eines „Hindenburgs der Wirtschaft“ einträgt. Die Londoner „Times“ nennt die KRA „eine der größten Ideen der modernen Zeiten“.

Doch mit zunehmender Kriegsdauer kann auch die KRA den überlegenen Ressourcen der Alliierten nichts mehr entgegensetzen. Rathenau engagiert sich noch einige Male als inoffizieller Berater der Militärs, vor allem des Generals Erich Ludendorff, will mit Denkschriften auf die deutsche Kriegsführung einwirken. Ein neues politisches Amt, das er sich erhofft, bekommt er jedoch nicht.

Immer häufiger zieht er sich jetzt auf sein kleines

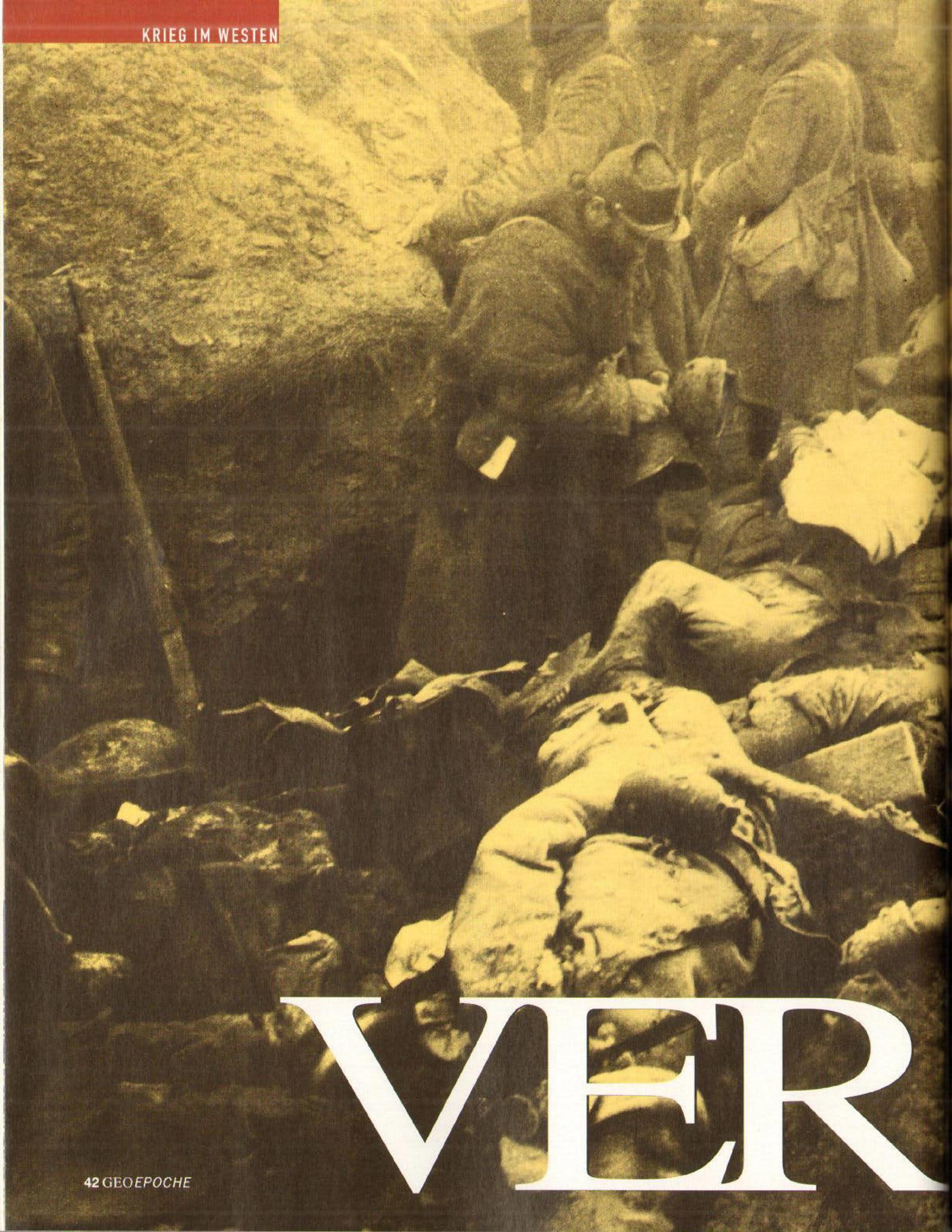
Schloss in der Mark Brandenburg zurück und sinniert bereits über eine Zukunft ohne Krieg. In einem Aufsatz von 1918 stellt er sich die „Neue Wirtschaft“ vor als eine Kombination aus Privat- und Staatsökonomie – ganz so, wie er selbst zuvor den Krieg organisiert hat. Die Niederlage des Kaiserreichs hält Rathenau inzwischen für unausweichlich. Dennoch fordert er im Oktober 1918 „die Erhebung des Volkes“, um die deutsche Position bei Friedensverhandlungen zu stärken. In der Weimarer Republik gilt er deshalb zunächst als „Kriegsverlängerer“.

Erst Mitte 1920 ist seine Expertise wieder gefragt. Bei der Reparationskonferenz von Spa entwirft der Wirtschaftskrieger von einst nun eine „Erfüllungspolitik“, die den Ausgleich mit den Siegermächten sucht. Noch einmal steigt Rathenau auf, wird Wiederaufbauminister, dann sogar Chef des Auswärtigen Amtes.

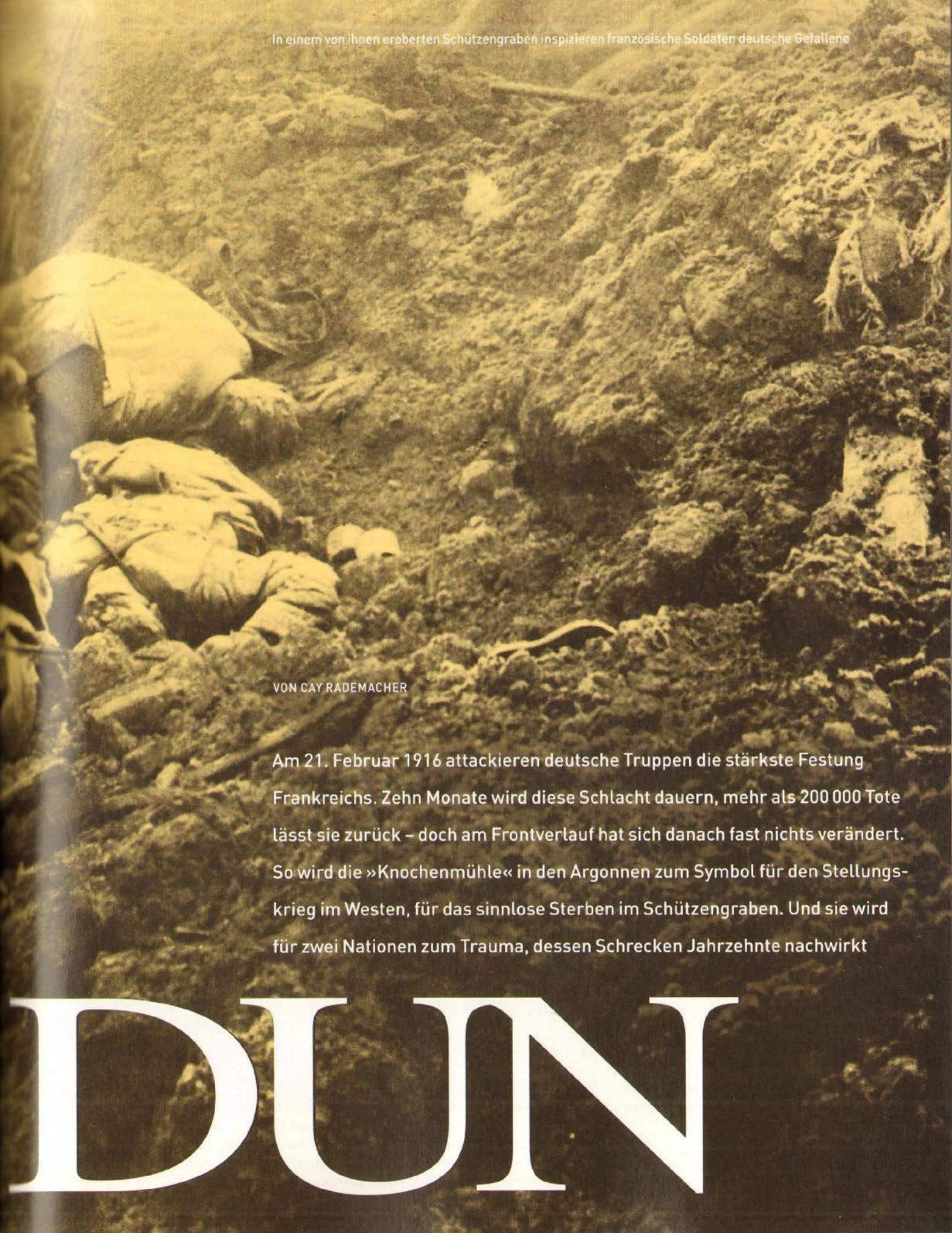
Am Morgen des 24. Juni 1922, nur fünf Monate nach seiner Ernennung, wird Walther Rathenau auf seinem Weg ins Ministerium von Angehörigen der rechtsradikalen Organisation Consul erschossen. Sie hassen ihn, weil er die junge Republik repräsentiert – und weil er ein Jude ist. □

Der Historiker Jens-Rainer Berg, 30, lebt in Hamburg. Er schreibt regelmäßig für GEO EPOCHE.

KRIEG IM WESTEN



VER



In einem von ihnen eroberten Schützengraben inspizieren französische Soldaten deutsche Gefallene

VON CAY RADEMACHER

Am 21. Februar 1916 attackieren deutsche Truppen die stärkste Festung Frankreichs. Zehn Monate wird diese Schlacht dauern, mehr als 200 000 Tote lässt sie zurück – doch am Frontverlauf hat sich danach fast nichts verändert. So wird die »Knochenmühle« in den Argonnen zum Symbol für den Stellungskrieg im Westen, für das sinnlose Sterben im Schützengraben. Und sie wird für zwei Nationen zum Trauma, dessen Schrecken Jahrzehnte nachwirkt

DUN

Verdun, – das hätte niemand geahnt, das ist das Unglaubliche.

Franz Marc, 27. Februar 1916, Brief an seine Frau Maria. Der Maler, Freiwilliger bei einer Artillerieeinheit, stirbt sechs Tage später durch Granatsplitter

Paris im Frühling 1916: Elegant gekleidete Damen und ihre Kavaliere promenieren durch den Bois de Boulogne und über die Champs-Elysées. In den Cafés werden frische Croissants serviert, abends ist in den guten Restaurants, im Weber's etwa oder im Boeuf à la Mode, kaum ein freier Tisch zu haben. In der Opéra Comique wird „Manon“ vor ausverkauften Rängen gegeben, die Mistinguett tanzt in den Folies-Bergères, Sarah Bernhardts Film „Jeanne Doré“ feiert Premiere.

In diesem Wirbel fallen die Männer mit den verschlossenen Gesichtern kaum auf, die wie verirrte Geister für ein paar Tage über die Boulevards und Plätze streifen und dann plötzlich wieder verschwinden. Männer wie Capitaine Charles Delvert, *permissionnaire*, Soldat auf Heimurlaub.

Delvert betrachtet die Flaneure, die erleuchteten Theater und die überfüllten Restaurants mit dem fassungslosen Staunen, das eine absurde Welt bei einem Betrachter auslöst – eine Welt, zu der er nicht mehr gehört und in die er vielleicht nie wieder in seinem Leben hineinfinden wird.

Denn der 37-jährige Hauptmann der Reserve weiß, dass sich nur 240 Kilometer vom Eiffelturm entfernt eine Hölle aufgetan hat, und diese Hölle hat einen Namen: Verdun.

Die erste Station auf dem Weg zur Hölle ist für Delvert wie für Tausende, Zehntausende, Hunderttusende französischer Soldaten das Städtchen Bar-le-Duc. In diesem Provinzort am Südwestrand der Argonnen entladen Züge und Lastwagen ihre Menschenfracht. Delvert ist bereits im April 1916 nach Verdun abkommandiert worden, nun, im Mai, zum zweiten Mal.

Die Landschaft war einmal schön. Die Argonnen sind die südwestliche Begrenzung der Eifel, eines weitgespann-

ten Mittelgebirgszuges: Der erhebt sich westlich des Rheins und bis zur Mosel, setzt sich durch Belgien, Luxemburg und Nordfrankreich fort und endet schließlich am Ufer der Maas, die mitten durch Verdun fließt.

Die meisten Hügel hier sind kaum ein paar hundert Meter hoch, die Hänge steil, die Täler eng. Eichenwälder und dichtes Unterholz bedecken Kuppen und Schluchten, nur wenige Bauerndörfer liegen wie Inseln dazwischen. Fast noch eine Wildnis mitten in Europa; düster und schroff, nass, neblig und kalt drei Viertel des Jahres, heiß und trocken im Sommer.

Jetzt aber leuchtet und grollt dieses Land, als wäre es das Innere eines riesigen Ofens.

VON BAR-LE-DUC sind es 75 Kilometer bis Verdun. Schon von hier hört Delvert ein dumpfes Rumpeln, an- und abschwellend, niemals aufhörend: die Kakkophonie des Feuers von mehr als 2000 schweren und schwersten Geschützen, die Detonation Zehntausender Granaten. Nachts leuchtet der Himmel über Verdun vom Mündungsfeuer und von Geschossexplosionen, von roten, grünen und weißen Leuchtraketen, von Bränden irgendwo, von Suchscheinwerfern. Tagsüber scheint er jede Farbe verloren zu haben, außer einem fahlen Graublau: Staub von zermahlener Erde treibt in der Luft, aber auch Rauch von der Ar-

tillerie – und Giftgas, das in Nebelwänden stundenlang in Tälern wabert.

Ein einziger noch nicht von den Deutschen kontrollierter Weg führt nach Verdun, eine kleine Landstraße, von den Soldaten *la route* genannt. (Nach dem Krieg, als man dem Schrecken mit Pathos gerecht werden will, wird man sie *voie sacrée* nennen, „heiliger Weg“.)

Delvert und seine Soldaten marschieren los, rund 170 Mann, die 6. Kompanie des 101. französischen Infanterie-regiments. Sie stolpern durch den Graben neben dem nur sieben Meter breiten Fahrstreifen, denn die Straße ist den Lastwagen vorbehalten. Pausenlos rumpeln sie in beiden Richtungen vorbei, bringen zentnerschwere Granaten, Gewehre, Helme, Brot, Verbandsmaterial an die Front. Manche Fahrer sitzen seit 48 oder 72 Stunden hinter dem Steuer, Fahrzeugwracks säumen die Straße. Überall sind Soldaten abkommandiert, die ständig Schotter auf die Fahrbahn schaufeln, damit diese unter dem Druck der Lastwagen nicht zermalmt wird.

Delverts Soldaten kommen langsam voran. Jeder Mann schleppt rund 25 Kilogramm Gepäck – vom Gewehr bis zum Stahlhelm, von Decken, Brot- und Weinrationen bis zum Tornister.

Mehr noch als der Lärm und das Leuchten des fernen Geschützfeuers wird vielen Neuankömmlingen wohl der Anblick ihrer abgelösten und stumm zurückmarschierenden Kameraden eine



Über eine schmale Landstraße bringen die Franzosen Truppen und Material nach Verdun. Bis zu 90 000 Mann marschieren pro Woche auf dem „heiligen Weg“, wie man diese Route nach dem Krieg nennen wird. Während der fast ein Jahr dauernden Schlacht um Verdun kämpfen hier nach und nach drei Viertel aller Soldaten der Grande Nation

erste Ahnung vom Schrecken Verduns geben: Die einst horizontblauen Uniformen der Männer sind zerrissen, schlammüberkrustet, übersät von Läusen und Flöhen. Die Gesichter grau von Müdigkeit, Hunger und Angst. Das Furchterregendste an den Entgegenmarschierenden aber ist deren geringe Zahl: Von Kompanien, die mit 170 Mann nach Verdun gezogen sind, kehren nach ein oder zwei Wochen mitunter nur 20 oder 30 Soldaten zurück.

So fließt auf dieser erbärmlichen Landstraße ein großer Menschenstrom nach Verdun, ein kleiner tröpfelt zurück. Die Stadt selbst, einst eine liebliche Provinzgemeinde, ist von fast allen seiner 15 000 Einwohner verlassen worden; nur wenige sind geblieben, drei Ältere etwa betreiben eine Kantine für die Garnison. Viele Gebäude sind beschädigt, Wände sind zu Trümmerhauen zusammengefallen und geben den Blick frei in verlassene Schlafzimmer und Küchen.

Die Deutschen beschießen die Stadt mit weit reichenden, schweren Kanonen – einst entworfen für des Kaisers Schlachtschifflotte, doch jetzt in den Hängen jenseits der Maas aufgestellt. Von nun an tickt die Uhr für Delvert und seine Soldaten: Fortan kann jede Sekunde die letzte sein, kann irgendwo ein tödliches Geschoss niedergehen.

Noch sind es rund zehn Kilometer bis zur Front.



Der deutsche Oberkommandierende Erich von Falkenhayn plant im Winter 1915/16 den deutschen Großangriff. Nach ersten Erfolgen bleibt die Attacke jedoch stecken – als General Philippe Pétain die Verteidigung übernimmt und so zum französischen Nationalhelden wird

schwunden alle Wege und Straßen und Bahnlinien, verschwunden die Dörfer der Umgebung – so zerschossen, dass die Piloten der Aufklärungsflugzeuge sie nur noch als weiße Flecken Mörtelstaubes in der braunen, pockennarbigen Landschaft erkennen können.

Und pausenlos Granaten. Sie scheinen von überall herherzuheulen, manchmal zehn, zwanzig pro Minute auf wenigen Quadratmetern. Die größten deutschen Geschosse, fast eine Tonne schwer und so hoch wie ein Mann, kann man tagsüber sekundenlang durch die Luft rasen sehen, ehe sie mit einem

– zu schutzlos ist man in der Mondlandschaft. Jeder, der sich hier unter dem trüben Sonnenlicht zeigte, würde unweigerlich starkes Granat- und vielleicht auch Maschinengewehrfeuer auf sich lenken. Also nachts.

Anfangs, vielleicht drei, vier Kilometer hinter der Kampflinie, kommen die Männer noch in Laufgängen voran – in Schützengräben, wie sie hier typisch sind. Gräben, kaum breiter als die Schulter eines Mannes (damit sie den Geschossen wenig Zielfläche bieten), anderthalb bis über zwei Meter tief, abgestützt und gesichert mit rohen Holzbohlen und Sandsäcken.

Im Gefechtsstand herrscht Chaos. Delvert soll zum Bois Fumin marschieren, zum Fumin-Wald. Seine Stellung ist irgendwo an einem steilen Hang am rechten Maas-Ufer, nur rund 400 Meter entfernt von Fort Vaux, einer der mächtigsten Festungen Frankreichs. Es gibt im Hauptquartier niemandem, der ihm den Weg dorthin zeigen könnte. Er soll sich selbst zurechtfinden.

Im letzten Abendlicht glänzen die Helme der Soldaten. Delvert kommt nur mühsam voran, denn immer wieder

Nur 240 Kilometer vor Paris tut sich die Hölle auf: Verdun

Bald hinter Verdun öffnet sich ein Land, in dem jegliches Leben erloschen zu sein scheint: Der Boden ist zernarbt von Granatkratern. Krater an Krater liegen kilometerweit neben- und ineinander – kreisrunde Mulden, manche nur wenige Zentimeter, andere mehrere Meter tief. In einigen steht fauliges Wasser. Die Erde, immer wieder zerwühlt von Geschossen, ist weich geworden wie Treibsand.

Nur die zerfetzten, entrindeten Torsi weniger Bäume und grotesk verbogene Stacheldrahtrollen bieten dem Auge noch Halt und Orientierung. Verschwunden aber sind die Wälder, ver-

infernalischen Geheul niedergehen. Sie explodieren in einem Feuerball, reißen Erde hoch in die Luft, die Druckwelle ihrer Detonationen schlägt auf Lunge und Trommelfell.

Manche Berge sind so umkämpft, dass ihre Gipfel stundenlang hinter Schleiern aus Feuer und Qualm verborgen sind – gleich „Vulkanen“, schreibt ein französischer Soldat. Eine Anhöhe haben Granaten derart zerrissen, dass sie nun um sechs Meter niedriger ist. Und doch harren selbst dort noch irgendwo Menschen aus.

Tagsüber kann Delvert seine Position an der vordersten Front nicht einnehmen

blockieren erschöpft niedergesunkene Verwundete den Weg. Dann endet der Graben. Näher an der Front gibt es keine Deckung mehr. Die Soldaten müssen weiter, zwischen heulenden Granaten, ungeschützt durch das zernarzte Land. Weiter!

Wer zurückweicht, gar flieht, den erwartet der Tod. Noch in den ersten Kriegswochen hat Frankreichs Armee Schnellgerichte eingerichtet, in denen Soldaten selbst wegen kleinsten Vergehen zum Tod durch Erschießen verurteilt werden. Nicht zurückweichen also, nur weiter!

Viele haben sich schon verlaufen, nachts, in der Wüste der Krater. Beim

ersten Morgenlicht fanden sie sich dann im Niemandsland, ohne Deckung, als ideales Ziel fürs feindliche Feuer. Nur weiter!

Wer mit seinem schweren Gepäck in einen der tiefen, wassergefüllten Krater stürzt, der kann darin ertrinken. Und wenn ihm jemand helfen will, dann ertrinken zwei. Nur weiter!

Ein Militärgeistlicher, auch er auf dem Weg zur Front, berichtet später von einem Packpferd, das, noch vor seinen Karren gespannt, seit zwei Tagen im Kraterschlamm verzweifelt kämpfte, doch immer nur tiefer und tiefer sank. Kein Soldat kümmerte sich um das Tier. Nur weiter!

Delvert sieht einen Soldaten im Dreck liegen, ein Bein ist zerschmettert. „Niemand half ihm“, wird er später schreiben. „Man fühlte, dass die Männer brutalisiert worden waren durch ihr Bemühen, ihre Kompanie nicht zu verlassen und sich nicht aufzuhalten an einem Ort, an dem der Tod herniederrang.“ Nur weiter!

Überall liegen Tote: Leichen mit fast intakten Körpern, kopf- und gliedlose Leiber auf einem Baumstumpf, undefinierbare Fetzen Fleisch. In allen Stadien der Verwesung. Niemand wagt es, die Toten zu bergen. Und begraben werden sie von den Granaten, die Erde aufwühlen und auf die Körper werfen. Und dafür andere Leichen wieder freilegen. Und zerfetzen. Und wieder zudecken. Und wieder aufdecken. (Ein Offizier sieht vor seinem Unterstand die blaue Uniform eines gefallenen französischen Soldaten. Eine Granate schlägt ein. Nun liegt die verstümmelte Leiche eines Kämpfers aus den Kolonien dort, kenntlich an seiner khakifarbenen Uniform. Wieder eine Granate. Wieder eine neue Leiche im schaurigen Reigen. Ein anderer Offizier entdeckt nach einem Granatentreffer einen seiner Männer, der Körper „lag offen von den Schultern bis zur Hüfte wie ein zerteiltes Stück Fleisch in der Auslage eines Metzgers“. Er fotografiert den Toten als Souvenir.) Nur weiter!

Endlich – nach rund zwei Stunden Nachtmarsch – sind sie in dem zernarbten Landstrich, wo Frankreich endet. Der Fumin-Wald ist hier verschwunden. Der schwere Boden ist, notiert der Offizier in seinem Tagebuch, „von Granaten so sehr zermahlen, dass er zerkrümelt ist wie Sand und die Granattrichter Dünen ähneln“. Aus Granattrichtern besteht auch seine Stellung – „R.1“, Re-tranchement 1.

Sie soll er halten. Das war vor kurzem noch eine mit Beton befestigte Position, doch Artilleriefeuer hat sie fast völlig zerschmettert. Delvert richtet sich „in einer Nische unter einer Platte aus Spezialbeton ein, die von einer 38-Zentimeter-Granate zerrissen worden war“. Seine Soldaten suchen in Granattrichtern so gut es geht Deckung.

Zur Rechten von R.1, auf der Kuppe des Abhangs, erhebt sich ein unförmiges Gebilde, das man für einen Steinbruch halten könnte: Fort Vaux, eine Festung hinter Gräben und Stacheldrahtverhauen, mit tief eingegrabenen Bunkern, aus de-



Deutsche Soldaten legen Schützengräben an; der Aushub soll die schmalen Passagen auch oberirdisch verstärken. Doch bei Volltreffern durch schweres Kaliber werden sie zu Todesfallen. In Verdun ist der Beschuss durch die Artillerie so heftig, dass viele Kilometer Schützengräben buchstäblich zermahlen werden

ren Schießscharten Maschinengewehre feuern, mit stählernen, braun korrodier-ten Panzerplatten, die weitere, aber in- zwischen zerstörte Geschützstellungen verbergen. Die Granaten haben Erde und Beton auf der Festung aufgewühlt, die Gräben teilweise verschüttet – und doch wird Delvert durch diese düstere Masse beruhigt, denn das Fort ist die stärkste Stellung an diesem Frontabschnitt.

Weiter vorn an den Hängen, ein paar hundert Meter entfernt, hat sich der *boche* verschanzt, der deutsche Feind.

Die Männer, die von Delverts Solda-ten abgelöst werden, verschwinden nach hinten in der Nacht. Falls sie durchkom- men sollten, werden sie sich morgen, übermorgen in den dünnen Zug der graugesichtigen Soldaten auf der *route* einreihen. Ehe sie gehen, berichtet einer von ihnen, dass sie in den vergange- nen vier Tagen 15 Mann durch fehlge- leitetes Feuer eigener Geschütze verlo- ren haben.

Delverts Männer, erschöpft und ver- ängstigt, haben keine Minute Ruhe. Sie

von der hochgeschleuderten Erde eines detonierenden Geschosses lebendigen Leibes begraben zu werden – und dann zu ersticken.

Ersticken kann auch, wer nach niedergehenden Granaten keine Detonation hört, sondern nur ein sattes, im Lärm fast untergehendes „Plopp“. Dann verbreiten sich Phosgen oder andere Giftgase – und dem, der sich nicht schnell genug seine Schutzmaske aufzerrt, verätzt es die Lunge. (Das Gas, immerhin, tötet auch die großen schwarzen Fliegen, die in dunklen Wolken über den Kadavern summen.)

Noch fürchterlicher aber sind die Wunden, welche die Fragmente der zer- platzenden Granaten reißen. Die Ge- schosse des Ersten Weltkriegs werden von ihren Sprengsätzen in große, viel- fach gezackte Eisensicheln zerrissen. Die Fragmente der größten Kaliber sind so schwer, dass zwei Mann sie kaum he- ben können. Diese mit vielen hundert Kilometern pro Stunde durch die Luft zischenden Splitter reißen den Soldaten

Verdun. Die zehn Monate dauernde Schlacht – die längste der Moderne – wird noch während des Krieges zum Mythos und ist es seither geblieben. Die „Hölle“, die „Blutpumpe“, die „Kno- chenmühle“. Sie ist zum Sinnbild des Schreckens, des maschinenhaften Todes geworden für Franzosen wie Deutsche, zum Symbol schlechthin für den Ersten Weltkrieg.

Das ist sie nicht etwa deshalb ge- worden, weil sie das blutigste Gemetzel in diesem Konflikt gewesen wäre – es gab andernorts noch ärgeres Morden. Und Verdun ist nicht deshalb zum Sym- bol geworden, weil diese Schlacht ir- gend etwas entschieden hätte. Sondern weil, wie ein Chronist später schreiben wird, Verdun genau im Gegenteil die „sinnloseste Schlacht in einem sinn- losen Krieg“ gewesen ist.

Schon die Frage, warum sie über- haupt begonnen hat, ist bis heute nicht zweifelsfrei geklärt. Fest steht nur: Die Deutschen greifen am 21. Februar 1916 an. Aber warum dort? Warum ausge-

Aus Angst vor Granaten graben sich die Männer in die Erde

graben sich tiefer ein. Große Granat- trichter, Bodenwellen – alles ist recht, um sich darin einzuwühlen wie ein In- sekten. Mit fast jedem Spatenstich fördern die Männer Leichenteile empor. Bald ist die Erde um die Unterstände übersät mit Fleisch und Knochen.

Im Morgengrauen erstarrt jede Bewe- gung. Wer sich jetzt röhrt, ist tot. Also hocken die Soldaten in den Gräben, manchmal haben sie die nur einen hal- ben Meter oder weniger tief anlegen können, ziehen die Köpfe ein und halten ihre Tornister schützend darüber. Wer sich erleichtern muss, tut dies an Ort und Stelle. So hocken sie im Schlamm, stun- denlang, in Regen und Hitze, umgeben von Verwesung und Schmutz.

Und pausenlos fallen Granaten vom Himmel (rund drei Viertel aller Ver- stümmelten des Ersten Weltkriegs wer- den ihre Opfer sein). Wer genau im Aufschlagpunkt eines Geschosses liegt, verschwindet in einem Feuerball. Nichts bleibt mehr von ihm, doch immerhin ist es ein schneller Tod. Qualvoller ist es,

den Leib auf oder auch einen Arm ab oder ein Bein oder den Kiefer.

Unter den Donner der Explosionen mischen sich beständig die Schreie der Verstümmelten – jener Männer, die ir- gendwo in einem Trichter liegen und dort verbluten. Tagsüber kann sich kein Soldat zu einem Verwundeten wagen, selbst wenn der nur einige Meter weiter im nächsten Graben liegt. Hilflos muss man für Stunden den Schmerzenslauten lauschen. Und wenn sich dann nachts Freiwillige vorwagen, ist es für die meis- ten Verwundeten bereits zu spät.

So liegen auch Capitaine Delvert und seine Soldaten im Feuer. Selbst haben sie noch keinen einzigen Schuss ab- gegeben.

Auf wen auch?

Der Feind ist unsichtbar. Der Tod ist anonym. Niemand benennt ihre Stel- lung, sie selbst bewegen sich weder vor noch zurück. Es scheint, als wären sie ohne Sinn und Ziel ins Nichts geschickt worden, Brennmaterial für den Granaten- ofen von Verdun.

rechnet die stärkste Festung Frank- reichs? Warum Verdun?

EIGENTLICH SOLLTE DER KRIEG nicht län- ger als einige Wochen dauern, höchstens aber bis Weihnachten 1914. Das jedenfalls sahen die Pläne der Generäle vor – der deutschen wie der französischen.

Während sich im Deutschen Reich die mobilisierten Armeen an der belgi- schen Grenze sammelten, um dann, ge- mäß dem Schlieffenplan (siehe Seite 24), in das neutrale Land einzumarschieren und von dort ins Herz Frankreichs vor- zustoßen, taten ihre Gegner ihnen den Gefallen und verhielten sich genau so wie von Schlieffen vorausberechnet.

L'attaque à outrance ist Frankreichs Militärdoktrin: „Angriff bis aufs äußers- te“. Schwere Artillerie? „Gott sei Dank haben wir sie nicht“, erklärt 1910 ein Offizier des Generalstabes französi- schen Politikern. Maschinengewehre? „Haben keinerlei Einfluss auf irgendet- was“, verkündet der Generalinspekteur der Infanterie. Flugzeuge? „Gut zum

Sport, für die Armee nutzlos", befindet Colonel Ferdinand Foch, der 1918 Oberbefehlshaber aller alliierten Armeen werden wird.

Der Fußsoldat allein soll den Krieg im Angriff entscheiden, das Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett muss reichen. Selbst Tarnuniformen lehnen die Offiziere ab, das Feldgrau ihrer deutschen Gegner verachten sie. Strahlend blau und leuchtend rot sind die Uniformen vom Käppi (in der Armee gibt es, wie bei allen Verbündeten und Gegnern, 1914 keinen Stahlhelm) bis zur leuchtend roten Hose, damit der Gegner die Soldaten nur ja früh genug sehe und vor ihnen erschrecke. „Was der Feind plant, hat keine Konsequenzen“, verkündet die offizielle Doktrin.

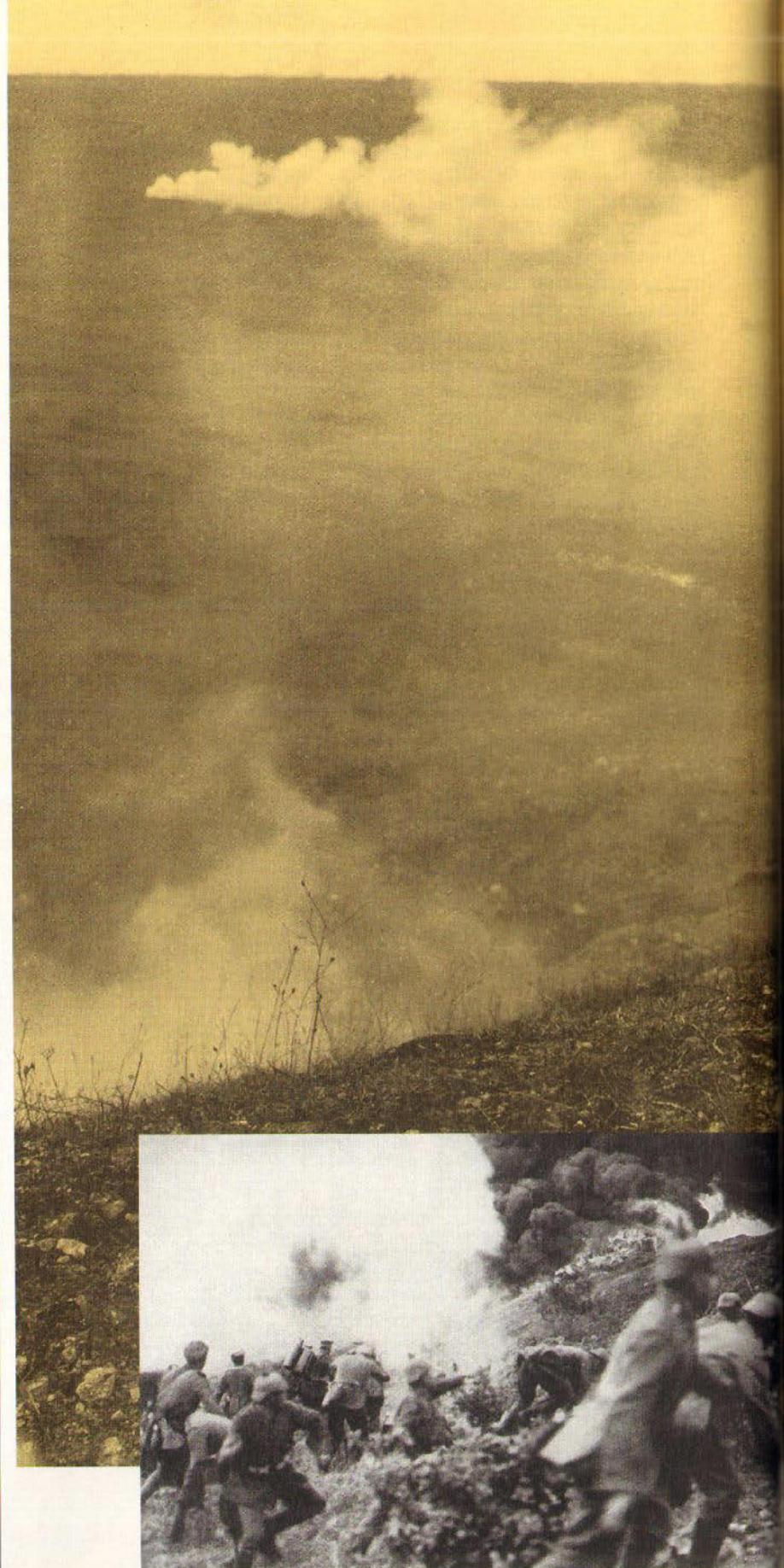
Frankreichs Antwort auf den Schlieffenplan heißt *Plan XVII*. Vier der fünf Armeen des Landes – 800 000 Mann – stehen im französischen Teil Lothringens und sollen von dort rasch bis zum Rhein vorstoßen.

Im August 1914 wälzt sich das deutsche Heer durch Belgien und fällt dann schon nach wenigen Tagen in Frankreich ein – zur grenzenlosen Überraschung des französischen Generalstabes. Denn während im Norden der Front die Deutschen vorstoßen, vollzieht sich im Süden ein Debakel.

Statt ihr Land zu verteidigen, greifen die Franzosen Deutschland in Lothringen an. Zahlenmäßig sind sie weit überlegen, zudem stehen ihren Einheiten oft nur Reservisten gegenüber, Bauern, Kaufleute, Angestellte, Künstler, die eilig einberufen worden sind. Doch die schießen mit Maschinengewehren und Artillerie auf die ungeschützt heranstürmenden Franzosen.

Nach zwei Wochen hat Frankreich 300 000 Soldaten verloren: tot, verwundet, vermisst. Und statt zum Rhein zu stürmen, wenden sie sich zum Rückzug. Erst bei den Forts von Verdun können sie sich wieder halten.

Am Ende wird Frankreich im Sommer 1914 von Russland gerettet. Weil das von den deutschen Generälen verachtete Zarenreich seine Soldatenmassen viel schneller mobilisieren kann als von Berlin erwartet, droht im September ganz Ostpreußen zu fallen. Eilig werden





Granaten aller Größen sind die fürchterlichsten Waffen in dieser Schlacht – von faustgroßen Handgranaten, wie sie deutsche Infanteristen beim Sturm auf die Höhe »Toter Mann« schleudern (links), bis zu tonnenschweren Geschütz- und Mörserkalibern, vor deren Einschlägen sich französische Soldaten ducken (oben). Rund drei Viertel aller Verstümmelungen werden von Splittern verursacht

zwei deutsche Armeekorps vom Westen in den Osten verlegt. In Frankreich fehlen dem deutschen Oberkommando nun die Soldaten, um den entscheidenden letzten Stoß zu führen. In der Schlacht an der Marne, kaum 50 Kilometer vor Paris, bleibt der Angriff im Herbst 1914 schließlich stecken.

In einer 750 Kilometer langen Front, von der belgischen Nordseeküste bis zur Schweizer Grenze, verschanzen sich nun deutsche, französische und britische Soldaten in immer aufwendigeren Schützengräben, die zu einem tief gestaffelten System ausgebaut werden, um so dem Artillerie- und MG-Feuer der jeweils anderen Seite zu entgehen. Die Soldaten sind zu erschöpft, um noch vorwärts stürmen zu können, die Generäle sind ratlos, was nun zu tun sei. Der Bewegungs- ist zum Stellungskrieg geworden.

Sowohl der Schlieffenplan als auch *Plan XVII* sind gescheitert: Allein 1914 verliert Deutschland 750 000 Soldaten (Tote, Verwundete, Vermisste), Frankreich rund 900 000 Mann. In keinem folgenden Kriegsjahr werden die Verluste jemals wieder so hoch sein wie in diesen ersten fünf Monaten. Grund genug, sollte man meinen, die für dieses Debakel verantwortlichen Generäle abzulösen.

Das Gegenteil geschieht.

UNTER DEN KRIEGSBETEILIGTEN im Sommer 1914 ist Frankreich die einzige Republik. Doch nirgendwo diskreditiert sich eine zivile Regierung so wie in Paris. Als die Deutschen gegen die Hauptstadt vorrücken, fliehen Minister und Abgeordnete nach Bordeaux – eine Schmach, die sie viel Autorität kostet, selbst als sie nach der Marneschlacht an die Seine zurückkehren. Von nun an bestimmt der *Grand Quartier Général* (das Große Hauptquartier) alle wichtigen Entscheidungen der Republik – eine heimliche Militärdiktatur, nicht unähnlich der im wilhelminischen Reich (siehe Seite 100).

Der Oberbefehlshaber Joseph Joffre residiert im Schloss Chantilly. Ein General von bestenfalls mittelmäßigem militärischen Talent, aber unerschütterlicher Ruhe. Selbst in den turbulenten Tagen, da Deutschlands Armeen durch



Französische Infanteristen in der vordersten Linie. Diese Verteidigungsstellungen sind manchmal kaum 50 Meter von den feindlichen Positionen entfernt. Hier sind die Verluste durch Artilleriefeuer und Sturmangriffe besonders hoch. Manche einst 170 Mann starke Kompanie zählt nach wenigen Wochen nur 20 bis 30 Überlebende

Belgien vorgedrungen und Frankreichs Soldaten in Lothringen verblutet sind, ist er, anders als die Politiker und viele seiner Offiziere, nie in Panik geraten. „Durch ihn hätte Frankreich beinahe den Krieg verloren, ohne ihn hätte es den Krieg ganz sicher verloren“, wird später ein britischer Militärliteraturhistoriker urteilen.

„Papa“ ist der Spitzname des schnauzbärtigen Mannes. Nichts könnte irreführender sein. Noch in seinen 1932 veröffentlichten Memoiren findet sich kein Mitleid, kein Wort des Bedauerns, kein echtes Zeichen der Anteilnahme am Schicksal der Männer im Schützengraben (wie in fast allen Erinnerungen der beteiligten hohen Offiziere beider Seiten). Soldaten sind für ihn Zahlenkolonnen, wie Geschütze oder

Granaten. Sind die Ziffern hoch genug, wird angegriffen.

L'attaque à outrance ist noch immer Doktrin in Chantilly, bei Joffre und bei fast allen seinen Offizieren. Ein General wird „der Schlächter“ genannt – nicht vom Feind, sondern von den eigenen Soldaten, weil er besonders verlustreiche Angriffe befiehlt. Und als Offiziere im November 1914 Joffre den Vorschlag machen, Soldaten zu deren eigenem Schutz endlich mit Stahlhelmen auszustatten, lehnt der dies zunächst ab, weil die Helme zu spät kämen: „Bevor zwei Monate vergangen sind, werde ich dem boche den Nacken gebrochen haben.“ Erst später wird die Produktion freigegeben, werden auch blaugraue Uniformen ausgegeben, welche die Soldaten immerhin etwas tarnen.

Das ganze Jahr 1915 über bleiben die Attacken der Franzosen ohne Erfolg. Immer und immer wieder greifen sie an. Die Soldaten gehen in den Tod „wie zu einer Parade“, schreibt ein verbitterter Offizier. Am Ende des Jahres haben Franzosen und Briten 250 000 Mann verloren, rund 100 000 mehr als die Deutschen. Der einzige Erfolg einer dieser Offensiven war die Rückeroberung eines Friedhofs.

1916 soll endlich die Entscheidung fallen. Die britischen Alliierten, anfangs

fensiven informiert. Seine eigenen Generäle, unter ihnen der Kronprinz, haben vage oder gar falsche Vorstellungen von den Plänen ihres Vorgesetzten. Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg ist ein Gegner des Generals, der in Berlin gegen diesen intrigiert.

Und der Kaiser? Wilhelm II. wird von Falkenhayn mit Anekdoten aus dem Schützengraben unterhalten und mit wenigen, wohl dosierten Dossiers.

Falkenhayn entscheidet allein und unberaten über die Operationen der zu

Erd- und Betonschichten bedeckt. Mit versenkbar, gepanzerten Geschützen und Maschinengewehren können die Verteidiger der Forts das Umland bestricken. In jeder Festung sind mehrere hundert Soldaten stationiert. Riesige Zisternen liefern Trinkwasser, Brot kann mancherorts in eigenen Bäckereien hergestellt werden.

Zwischen den großen Forts liegen, gut getarnt in Wäldern und auf Anhöhen, Dutzende kleinerer Stellungen, auch sie betoniert, mit Maschinengewehren ausgerüstet und teilweise dank Zisternen auf längere Belagerungen vorbereitet.

Die Stellung R.1, in die Capitaine Delvert einrückt, ist eine davon. Die Festungen decken sich gegenseitig, das heißt, jeder Angriff auf eine Stellung kann von den benachbarten Positionen aus unter Feuer genommen werden: Ein mörderischer, dicht gestaffelter Ring aus Sperrwerken, in dem jeder Vormarsch von Fußsoldaten stecken bleibt wird. Niemals haben die Deutschen bislang ernsthaft versucht, hier zu attackieren. Bis zum Februar 1916.

In Falkenhayns 1919 verfassten Memoiren – dem vielleicht gefühlskältesten aller gefülsarmen Rechtfertigungs-

Die Soldaten greifen an, selbst in aussichtsloser Lage

nur mit wenigen Einheiten auf dem Kontinent, haben inzwischen eine veritable Armee aufgestellt. Die Franzosen planen, gemeinsam mit den Briten im Sommer 1916 die deutsche Front an der Somme aufzubrechen. Für diese große Offensive zieht Joffre alles, was er an Soldaten und Geschützen an anderen Frontabschnitten entbehren kann, zusammen.

Auch in Verdun werden Regimenter abgezogen und Kanonen demontiert. Dabei mehren sich im Winter 1915/16 die Indizien, dass die Deutschen in den Argonnen etwas Bedrohliches vorhaben. Doch nach wie vor gilt bei den Franzosen: „Was der Feind plant, hat keine Konsequenzen.“

WAS GENAU JOFFRES GEGENSPIELER Erich von Falkenhayn plant, ist noch heute, 90 Jahre später, ein Rätsel. Der General hat nach dem Debakel an der Marne den Oberkommandierenden Helmuth Graf von Moltke abgelöst. Falkenhayn – steife Haltung, kalter Blick, schnarrende Stimme – ist der Archetypus des Junkers und preußischen Offiziers: schneidig, arrogant, rücksichtslos.

Doch seine eisige Fassade verbirgt zwei fatale Schwächen. Falkenhayn ist im Grunde ein Zauderer, der sich stets absichert. Und er ist von geradezu manischer Verschlossenheit.

Falkenhayn berät sich mit niemandem und offenbart keinem seine wahren Ziele. Der österreichische Generalstabschef, sein engster Verbündeter, wird von Falkenhayn nicht einmal über große Of-

diesem Zeitpunkt wohl stärksten Armee der Welt. Er entscheidet sich für den Plan „Gericht“: den Angriff auf Verdun. Und niemand weiß genau, weshalb.

Verdun ist die stärkste Festung der anderen Seite. Als die französischen Armeen im Sommer 1914 auch in Lothringen zurückweichen, krallen sie sich hier fest. Die Stadt, zu drei Vierteln von deutschen Einheiten umzingelt, drückt wie eine Beule in die Front.

Seit 1871, nach der Niederlage im Deutsch-Französischen Krieg, ist Verdun zur Festung ausgebaut worden. Die zerklüfteten, bewaldeten Argonnen ringsum eignen sich hervorragend als Verteidigungsstellung. Zudem ist das nunmehr deutsche Metz, auch dies eine wichtige Festung, nur gut 60 Kilometer entfernt. Westlich und südlich der Stadt dagegen ist das Land relativ eben. Keine Gebirgszüge, keine großen Flüsse liegen zwischen Verdun und Paris. Fällt Verdun, ist der Weg zur Hauptstadt offen.

Deshalb haben französische Festungsingenieure drei Jahrzehnte lang einen Wall moderner Burgen um die Stadt gelegt: 19 Forts beherrschen die Höhen. Jedes von ihnen ist einige hundert Quadratmeter groß, tief in die Erde eingegraben, von Mauerwerk und bis zu 7,5 Meter dicken



In der zernarben Erde feuert ein deutscher Soldat neben der Leiche eines Gegners. Zehntausende Tote werden jahrelang unbestattet bleiben

bücher der Militärs – behauptet der Oberkommandierende, dem Kaiser „um Weihnachten 1915“ den Plan für den Angriff auf Verdun schriftlich vorgelegt zu haben. Doch bis heute hat niemand diese „Weihnachtsdenkschrift“ gefunden.

Falkenhayns Plan ist, sollte er denn je existiert haben, der Tiefpunkt an Menschenverachtung: Er will Frankreich, wie er dem Kaiser darlegt, „verbluten“ lassen. Da Verdun strategisch so wichtig sei, müsse der Feind diese Festung um jeden Preis halten. „Hinter dem französischen Abschnitt der Westfront gibt es in Reichweite Ziele, für deren Behauptung die französische Führung gezwungen ist, den letzten Mann einzusetzen. Tut sie es, so werden sich Frankreichs

Offiziere erwähnen sie in ihren Erinnerungen. Vielleicht hat der verschlossene Falkenhayn zwar das „Verbluten“ des Gegners bezieht, dies aber niemandem verkündet, nicht einmal seinem obersten Kriegsherrn. Erst im Nachhinein, nach 1918, als Rechtfertigung, hat Falkenhayn diese Strategie offenbar schriftlich fixiert.

Klar ist jedoch, dass seine Untergebenen glauben, dass Verdun als strategisches Ziel erobert werden soll – und zwar so schnell wie möglich. Wer würde auch sein Leben für ein Ziel riskieren, das der Oberbefehlshaber schon vorab für „gleichgültig“ erklärt hat?

Vieles spricht deshalb dafür, dass Falkenhayn im Winter 1915/16 seine eigenen Soldaten über die Pläne mit Verdun

hoch brennbarem Öl gefüllt sind. Aus einer Düse können diese „Flammenwerfer“ einen Feuerstrahl 15, 20 Meter weit schleudern. Damit die Franzosen nichts von den Vorbereitungen ahnen, treiben die Deutschen Stollen in die Erde: unterirdische Gänge, deren Ausstiegsöffnungen mitunter nur noch ein paar Dutzend Meter vor den feindlichen Stellungen liegen.

Im Februar ist alles bereit: Mehr als 500 000 deutsche Soldaten warten auf den Angriffsbefehl. Am 12. Februar 1916 soll der Sturm auf Verdun beginnen – doch das raue Argonnen-Wetter gewährt den Franzosen Aufschub. Es schneit so heftig, dass in dem weißen Gestöber nichts zu sehen ist. Also warten, bis das Wetter sich beruhigt.

Viele Männer verirren sich rettungslos im Niemandsland

Kräfte verbluten, da es ein Ausweichen nicht gibt.“

Also müsse die deutsche Armee durch begrenzte, jederzeit kontrollierbare Offensiven diesen Punkt angreifen. Die Franzosen wären gezwungen, mehr und immer mehr Soldaten für Verdun zu opfern – bis sie, erschöpft vom ungeheuren Verlust, die Sinnlosigkeit des Krieges einsehen und nicht mehr weiterkämpfen würden.

Nach dieser Logik darf Verdun gar nicht schnell fallen – denn dann würde die Gegenseite nicht genügend Soldaten verlieren. Falkenhayn geht sogar einen Schritt weiter: „Es wäre“, schreibt er seinem Kaiser, „gleichgültig, ob wir das Ziel selbst erreichen oder nicht.“

Soll Verdun also nur angegriffen werden, damit möglichst viele Franzosen umkommen? Diese Überlegung würde zu Falkenhayns Charakter passen, zu seiner Rücksichtslosigkeit ebenso wie zu seiner Angst davor, alles auf eine Karte zu setzen. Denn ob die Eroberung gelingt oder nicht, wäre nebensächlich – als Erfolg wäre der Angriff auf jeden Fall darzustellen.

Doch diese Denkschrift existiert womöglich nur in den Memoiren des Feldherrn. Sie ist niemals in einem Archiv gefunden worden, weder Wilhelm II. noch einer der anderen beteiligten hohen

täuscht. Ganz sicher ist, dass er auch seine Gegner täuscht.

Im Januar 1916 bereiten die Deutschen den Angriff vor. In den Wäldern der Argonnen stellen sie insgesamt 1225 Geschütze auf. Die mächtigsten sind die 42-Zentimeter-Mörser von Krupp, offiziell Gamma-Gerät, von Soldaten auf beiden Seiten der Front aber nach der Krupp-Erbin nur „Dicke Berta“ genannt. 140 Tonnen wiegt ein Geschütz, es muss auf Güterwagen transportiert und vor Ort zusammengebaut werden. Das dauert vier Tage.

Sturmtruppen werden nahe an die französischen Linien verlegt: deutsche Eliteeinheiten, deren Ausrustung leichter ist, damit die Soldaten beweglicher sind. Statt klobiger Stiefel tragen sie halbhöhe feste Schuhe.

Und statt der Pickelhauben – deren Spitzen von erfahrenen Kämpfern längst abmontiert werden, weil sie sich leicht im Unterholz oder Stacheldraht verhaken – schützen Stahlhelme mit weit heruntergezogenem Nackenschutz die Köpfe. Erstmals in der Schlacht von Verdun tragen Soldaten jenen Helm, dessen Form für fast drei Jahrzehnte zum Kennzeichen des deutschen Infanteristen wird.

Erstmals auch bereiten Pioniere große fassförmige Kanister vor, die mit

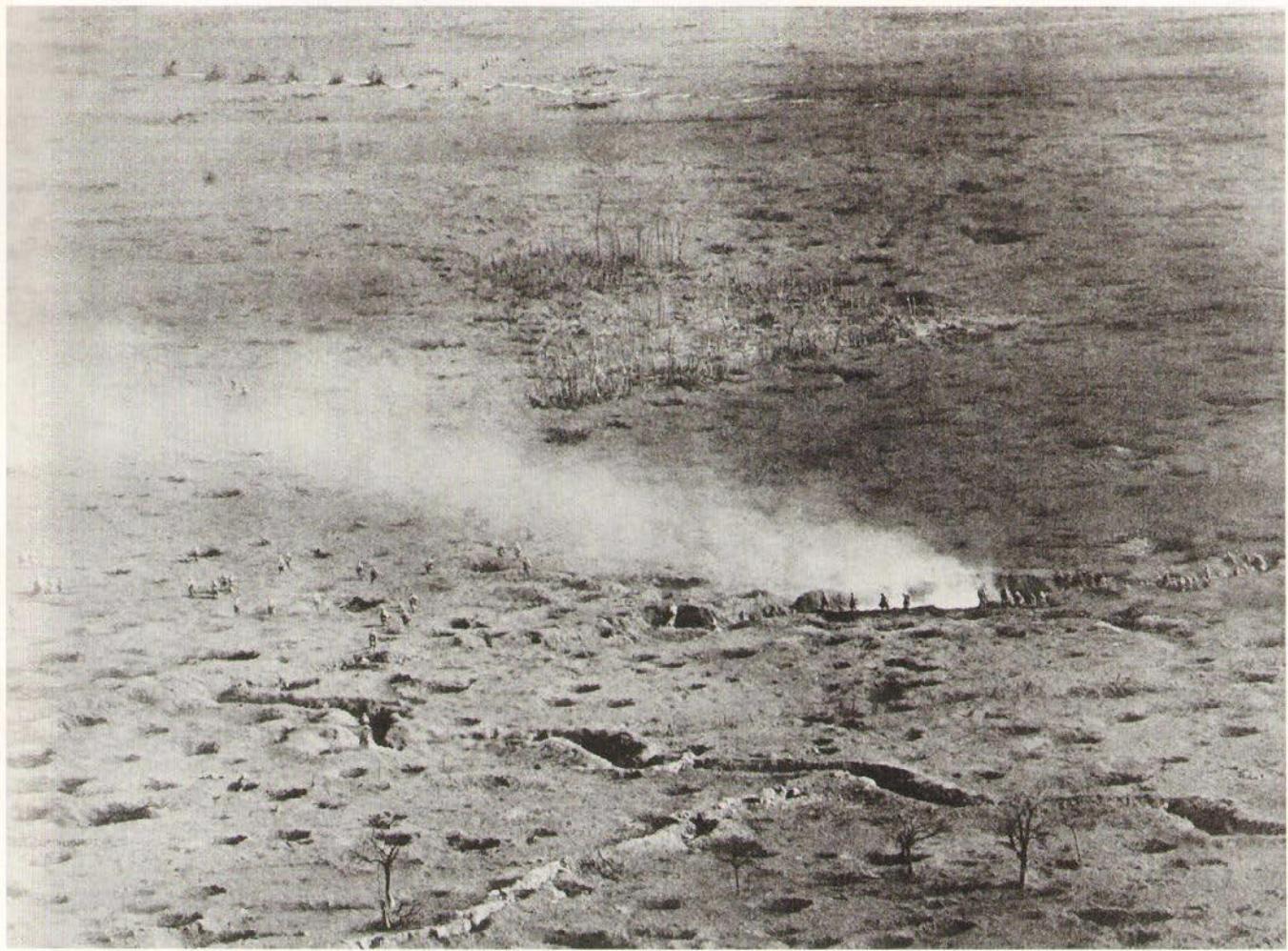
In den Stollen steht das eisige Wasser knöchelhoch. Es ist viel zu eng, als dass sich die Männer ausruhen, gar hinlegen könnten. Viele müssen nachts kilometerweit durch die Wälder in rückwärtige Stellungen schleichen, kehren dann vor dem Morgengrauen zurück – und werden wegen des Schneefalls nach einem Tag Ausharren im Stollen wiederum zurückgeschickt.

Das tagelange Warten zermürbt die Soldaten. Alles ist besser als diese unerträgliche Ungewissheit in Nässe und Kälte. Bald müssen immer mehr Männer mit schweren Erkältungen oder Durchfallerkrankungen ins Lazarett geschickt werden.

Dann dämmert der Morgen des 21. Februar herauf. Er ist eisig – aber klar. Plan „Gericht“ beginnt.

UM 7.12 UHR* FEUERT das erste schwere deutsche Geschütz – die Granate explodiert mitten in Verdun, beim Bischofspalast. Dann nimmt die Artillerie französische Stellungen elf Stunden lang unter Beschuss. Die Granaten sollen gegnerische Positionen zerstören und die Stacheldrahtverhüte zerreißen. Am Ende des Feuerüberfalls soll die eigene Infanterie möglichst rasch das Niemandsland durchqueren und die Positionen des Feindes besetzen können.

* Französische Zeit; die Deutschen richten sich nach ihrer Zeit, die eine Stunde voraus ist, also 8.12 Uhr.



Fast überall an der Westfront, wie hier an der Somme, liegt zwischen der relativen Sicherheit der Sammelpunkte und den Schützengräben ein kilometerbreiter Streifen verwüsteter Landschaft, der pausenlos unter feindlichem Artilleriefeuer liegt. Viele Soldaten, die als Ablösung, Melder oder Träger an die Kampflinie geschickt werden, kommen dort nie an

Zunächst läuft alles nach Plan. Als um 18.00 Uhr die ersten Sturmtruppen aus ihren Stollen stürzen, herrscht auf der anderen Frontseite Konfusion. Schon eine Stunde nach dem Artillerieangriff waren sämtliche französischen Telefonleitungen zerstört. Befehle und Meldungen müssen nun per Lichtsignal übermittelt werden (was in der zunehmend rauchgeschwängerten Luft immer schwieriger wird) oder per Brieftaube.

Die meisten Nachrichten allerdings werden durch Melder überbracht. Ihre Einsätze gehören zu den gefährlichsten überhaupt.

Melder müssen sich im Granatenregen irgendwie von den Schützengräben

bis zum Hauptquartier durchschlagen. Schon nach wenigen Tagen der Schlacht werden die wichtigsten dieser Verbindungs Routen mit makabren Wegweisern gekennzeichnet sein – mit gefallenen Meldern.

Viele bringen ihre Nachrichten nie ins Ziel, andere verlaufen sich und landen beim Feind; wer es doch schafft, benötigt manchmal sechs, acht Stunden für zwei Kilometer. In dieser Zeit haben manche der Einheiten, denen sie Befehle überbringen sollen, längst aufgehört zu existieren.

Groß sind die Erfolge der Deutschen in den ersten vier Tagen der Schlacht: groß nach den Maßstäben dieses Kriegs-

ges. Nach heftigen Kämpfen – einige tausend Mann sind auf beiden Seiten bereits gefallen – sind sie mehrere Kilometer vorangekommen. Ein paar Wälder, die im Granatfeuer langsam vergehen, mehrere verwüstete Dörfer, einige Hügelkuppen sind nun in ihrer Hand.

Und das Fort Douaumont, die stärkste Festung im Ring um Verdun. Das Fort wird von deutschen Einheiten, die sich laut Befehl eigentlich woanders hätten durchkämpfen sollen, auf eigene Faust erobert. Es scheint fast so, als könnte Verdun binnen weniger Tage erobert werden.

Da fallen fast zeitgleich in beiden Hauptquartieren Entscheidungen, für

die einige hunderttausend Mann mit dem Tod oder schrecklichen Verstümmelungen zahlen müssen.

Ich erwarte, was auf mich zukommt, einfach nur ohne Angst und erbitte mir von der Vorsehung nur noch eines, dass sie mir diese letzte Gnade gewährt: einen schnellen Tod und nicht dieses schreckliche Leiden, Folge der furchterlichen Verwundungen, deren Zeugen wir alle Tage werden.

Gaston Biron, 18. April 1916, Brief an seine Mutter. Biron wird am 8. September 1916 verwundet und stirbt nach dreitägigem Todeskampf.

Am 25. Februar wird General Philippe Pétain zum neuen Oberkommandierenden von Verdun ernannt – ein Offizier, der vor dem Krieg bei Beförderungen oft übergangen worden ist: Pétain war einer der wenigen, welche die Doktrin der *attaque à outrance* als das erkannt hatten, was sie war: selbstmörderisch. Er hat früher als andere Offiziere realisiert, welche schreckliche Wirkung massierte Artillerie haben muss. „Feuerkraft tötet“, ist seine Maxime.

Erst im Krieg macht Pétain Karriere. Er hat Erfolg an der Front, und kein General ist bei den einfachen Soldaten so beliebt wie er. Auch er verlangt von seinen Männern, dass sie jede Position halten – als einziger hoher Offizier aber verzichtet er auf die aussichtslosen, menschenverschlingenden Sturmangriffe. Er will erst attackieren, wenn seine Artillerie die Stellungen des Gegners zerschossen hat. Und genau dies geschieht ab März 1916.

Der feindliche Angriff ist am östlichen Ufer der Maas vorgetragen worden. Als die Deutschen nun vorrücken, werden sie von den Hügeln des Westufers durch französische Kanonen beschossen. Die Granaten schlagen in ihren Flanken, ja in ihrem Rücken ein. In diesem konzentrierten Feuer bleibt der Vormarsch schließlich stecken. Verdun ist vorerst gerettet.

Denn dies ist die zweite Entscheidung in einem Hauptquartier: Den deutschen Generälen ist bewusst, wie wichtig das Westufer ist. Schon vor dem Angriff drängen sie bei Falkenhayn darauf, an beiden Ufern vorzugehen. Die





Poilus werden Frankreichs Soldaten genannt, »die Bärtigen«. In den Schützengräben – wie bei Les Eparges, südöstlich von Verdun – harren die Männer tagelang ununterbrochen im Schmutz aus, geplagt von Wanzen, Läusen, Ratten. Hinter der Front ist die Versorgung nicht besser: Verwundete müssen mühsam zurückgetragen werden, die Lazarette sind überfüllt

dafür notwendigen Soldaten stehen bereit. Doch Falkenhayn weigert sich und befiehlt, die Truppe in Reserve zu halten. Weshalb?

Dass die französischen Geschütze auf dem Westufer ihnen ungemein gefährlich werden können, ist so offensichtlich, dass die Weigerung, sie anzugreifen, kaum an mangelnder militärischer Einsicht gelegen haben kann – womöglich aber am typischen Zaudern des Oberkommandierenden: seinem Zögern, alles auf eine Karte zu setzen, seinem Bedürfnis, sich stets durch möglichst viele Reserven abzusichern.

Vielleicht aber stellt Falkenhayn eine ganz andere Überlegung an, die er seinen höchsten Generälen verheimlicht: Sollten die Deutschen auch am Westufer vorrücken, würde Verdun vielleicht schon in der ersten Angriffswelle fallen – viel zu früh, als dass die überraschten Franzosen dort große Teile ihrer Armee hätten stationieren können. Der Feind würde somit nicht „verbluten“. Also blockiert er, was für den raschen Erfolg notwendig wäre, damit der Gegner Zeit hat, sich in voller Stärke aufzubauen.

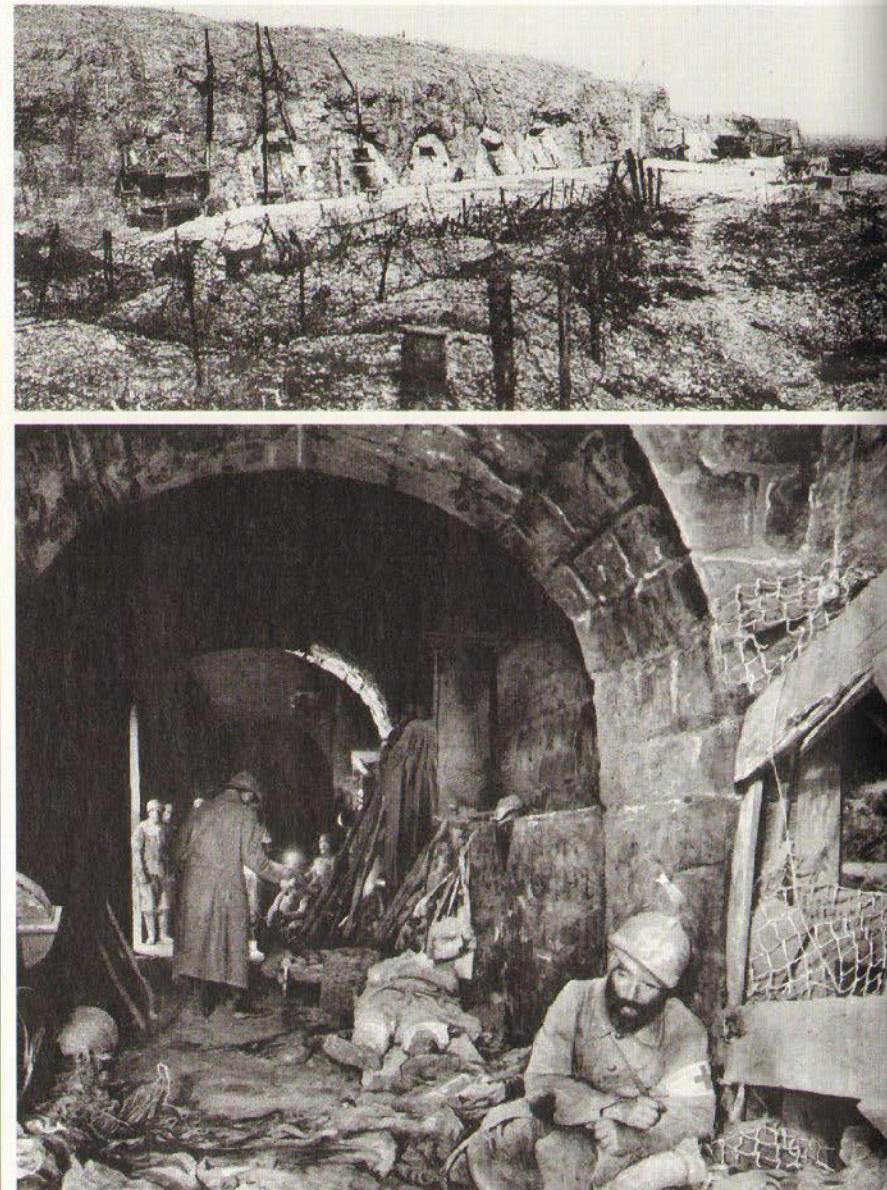
Und tatsächlich: Nun verbluten die Franzosen – aber auch die Deutschen. Beide Gegner haben sich bereits im März in aussichtslose Positionen verirrt. Die Deutschen können das Gelände, das sie gewonnen haben, kaum halten. Sie liegen fast ungeschützt im französischen Artilleriefeuer, das aus den noch nicht eroberten Forts, den Hügeln des Westufers und den Anhöhen rund um Verdun auf sie niedergeht. Ihre eigenen Geschütze müssen erst mühsam demontiert, den vorrückenden Soldaten hinterhergeschleppt und wieder neu aufgebaut werden. Selbst die Versorgung der Soldaten in der vordersten Linie mit Brot und Wasser bricht zeitweise zusammen.

Wollten die Deutschen dem Granatengel entgehen, müssten sie sich in ihre Ausgangsstellungen zurückziehen – undenkbar für Falkenhayn, den Kronprinzen oder einen der anderen Generäle – oder weiter angreifen, bis alle Positionen des Gegners erobert sind. Genau dies ist der Befehl: Angriff! Und nun,

nach zwei Wochen des Zögerns, auch am Westufer der Maas.

Die Franzosen aber wissen, dass sie in den ersten vier Tagen so viel Gelände verloren haben, dass jeder weitere Rückzug Verdun gefährden würde. Mehr noch: Um die eigenen, geschwächten Stellungen auf Dauer halten zu können, muss das verlorene Terrain zurückerobert werden. Also lautet auch hier die Parole: Angriff!

Generalstabschef Joffre reagiert zuerst. Pétain hat Verdun in den entscheidenden ersten Wochen gehalten, doch nun verlangt er mehr Soldaten, als ihm der Oberbefehlshaber zuteilen will. Am 19. April entfernt Joffre daraufhin Pétain elegant, indem er ihn auf einen höheren Posten befördert. Der neue Mann ist Robert Nivelle, ein energisch auftretender General, der Joffre und französischen Politikern selbstbewusst ver-



Ein Ring schwer gepanzerter Festungen umgibt Verdun. Deren Gewölbe sind düster, feucht und schmutzig, bieten aber Kämpfern den einzigen Schutz im Granatenhagel. Auch deshalb ringen beide Seiten erbittert um ihren Besitz – wie etwa um Fort Vaux (oben), dessen Äußeres von schweren Geschossen bereits völlig zerstört ist, als es im Juni 1916 von der deutschen Infanterie angegriffen wird. In den Gängen und Katakomben kommt es zum erbitterten Kampf Mann gegen Mann

spricht: „Ich habe die Lösung!“ Sie heißt: *l'attaque à outrance*.

Das bleibt auch Joffres Maxime – allerdings an anderer Stelle der Front. Wie seit Monaten geplant, will er im Sommer 1916 mit vereinten britisch-französischen Truppen an der Somme angreifen. Die Folge: Den Franzosen stehen in Verdun nicht genügend Kräfte zur Verfügung, um die Deutschen niederzurütteln. Nivelle lässt dennoch angreifen,

er für einen Abbruch zu sein, mal für einen neuen Großangriff. Die bevorstehende Somme-Offensive der Alliierten und die Kämpfe an der Front im Osten beanspruchen mehr und mehr seine Aufmerksamkeit. Viele seiner Offiziere haben den Eindruck, dass er inzwischen schlicht das Interesse an der Schlacht von Verdun verloren hat. Nach einigem Zögern, und fast wie beiläufig, befiehlt er schließlich doch: Weiter angreifen!

nachts zum Essenholen ausgeschickt werden, zu wenig Wasser mit – und oft genug schmeckt es nach Fäulnis und Verwesung. Manche Männer trinken selbst dann das spärliche Regenwasser, das sich in den Granattrichtern sammelt, wenn Leichen darin liegen.

Über 170 000 Mann sind bis Ende Mai bereits um Verdun gefallen oder verwundet worden. Und jetzt beginnt erst die blutigste Phase der Schlacht.

Im Juni beginnt die schlimmste Phase der Schlacht

wieder und immer wieder. Und gewinnt nicht einen Meter Boden.

Die massiven alliierten Vorbereitungen zur Somme-Offensive sind den Deutschen nicht verborgen geblieben. Eilig verlegen sie ebenfalls viele neue Einheiten dorthin – die dann in Verdun fehlen. Auch Falkenhayns Truppen sind deshalb nun zu schwach, um noch einen entscheidenden Durchbruch zu erzwingen. Manche hohe deutsche Offiziere geben die Schlacht auf. Selbst der Kronprinz ist für einen Abbruch des aussichtslosen Kampfes.

Und Falkenhayn? Der verschlossene, zögerliche Feldherr äußert sich im Frühjahr 1916 widersprüchlich. Mal scheint

Verdun ist zum Moloch geworden. Für keine Seite ist durch die Fortführung des Kampfes noch etwas Entscheidendes mehr zu gewinnen. Doch wie schon im Sommer 1914 scheinen die Verantwortlichen weder willens noch fähig, den einmal eingeschlagenen Weg zu verlassen.

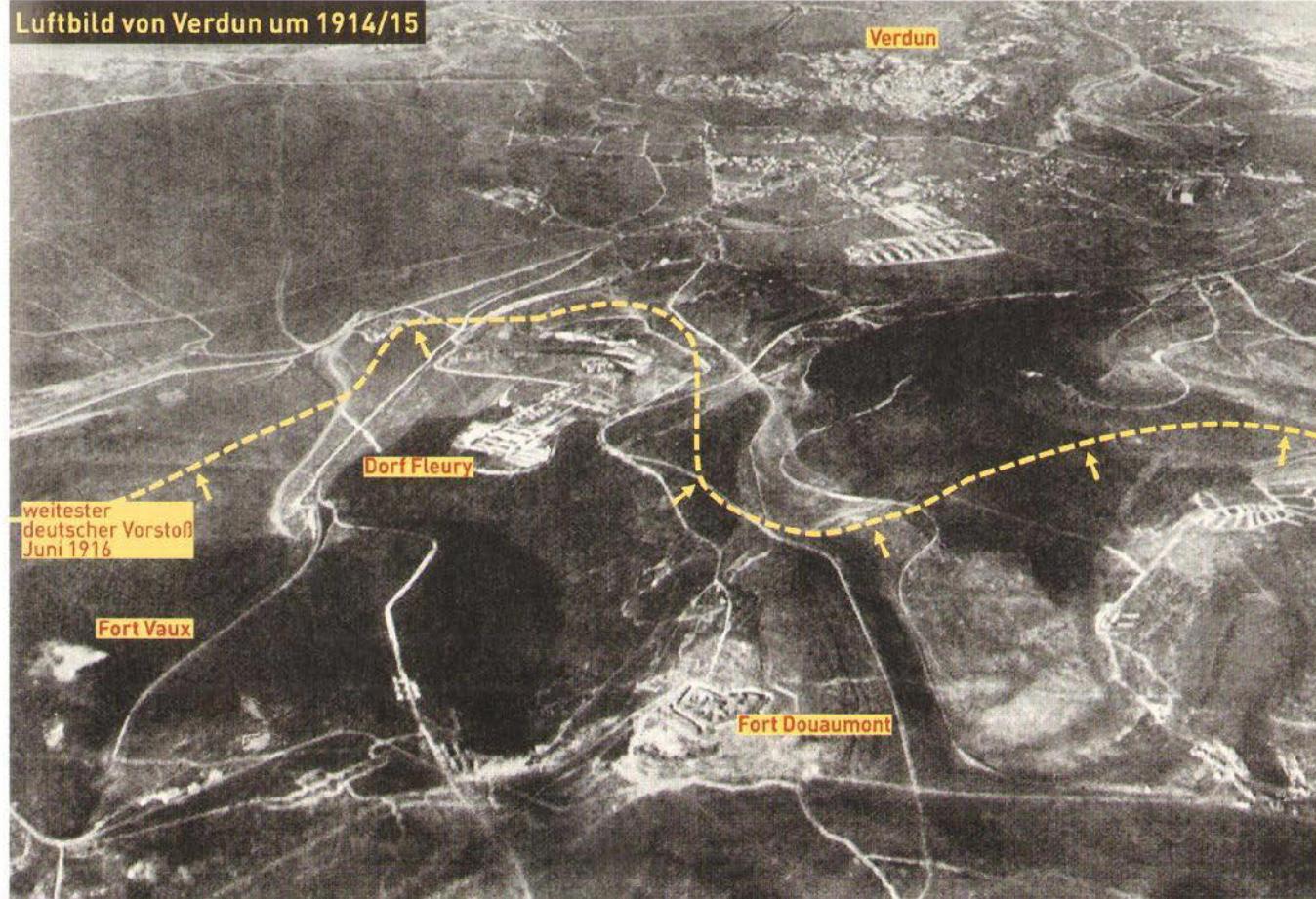
Als sich Capitaine Delvert und seine Soldaten in ihrer verwüsteten Stellung R.1 in der vordersten Linie verschanzen, ist die Schlacht bereits dreieinhalb Monate alt. Der Kampf, der in Schnee und Eis begonnen hat, tobt nun in der früh einsetzenden Sommerhitze. Durst peinigt die erschöpften Soldaten. Stets bringen die Männer, die

Ich liege auf dem Schlachtfeld mit Bauchschuss. Ich glaube, ich muss sterben.

Johannes Haas, 1. Juni 1916, Brief an die Eltern. Haas stirbt noch am selben Tag.

Donnerstag, 1. Juni: Am frühen Morgen sieht Capitaine Delvert deutsche Soldaten aus ihren Schützengräben stürzen, „wie Ameisen, wenn man in einen Ameisenhaufen tritt“. Hilflos – seine Maschinengewehre reichen nicht so weit – beobachtet der Offizier, wie sich die Angreifer den französischen Stellungen an einem anderen Hang nähern. Über denen stehen bald weiße Qualmwolken – Zeichen für Handgranatenexplosionen. Dann fliehen einige Verteidiger.

Luftbild von Verdun um 1914/15



Stunden später erkennt Delvert plötzlich deutsche Helme in einem Graben, kaum 25 Meter entfernt. Die Franzosen nehmen den Gegner unter heftiges Feuer. Die Deutschen können sich R.1 nicht weiter nähern. Doch gegen 14.30 Uhr fällt R.2, die Stellung rund 200 Meter weiter. Delvert wird jetzt von zwei Seiten beschossen.

In der Hitze des Nachmittags umschwirren große, schwarze Fliegen die Toten. Einer ist ein 19-jähriger Soldat, der mit einem Kopfschuss direkt neben Delvert gefallen ist. Auch die Nacht verbringen die Verteidiger jede Minute im Alarmzustand. Sie haben kaum noch Wasser, ihr Zwieback schmeckt „faul“, wie der Offizier notiert. Eine französische Granate geht mitten in Delverts Stellung nieder und tötet einen Unteroffizier. Der Capitaine kommandiert jetzt noch rund 70 Mann.

Was er nicht ahnt, ist, dass diese 70 Franzosen die Einzigsten sind, die noch die Flanke der mächtigen Festung

Meter über die Oberfläche – halbrunde Hauben aus dickem, rotbraun oxidiertem Eisen, die wie überdimensionierte Soldatenhelme aussehen; dazu einige betonarmierte Schlitze, aus denen Maschinengewehre feuern können. Umgeben ist das Fort von Stacheldrahtverhauen und von einem tiefen Graben, der von separaten, unterirdisch vom Fort aus erreichbaren Betonbunkern mit Maschinengewehren beschossen werden kann.

Im fast fensterlosen Innern verbindet ein wie ein großes W geformter Hauptgang die wichtigsten Bereiche: die Feuerstellungen; die Magazine für die Munition; einen kaum zwei mal zwei Meter messenden Verschlag, den der Festungskommandant als Hauptquartier nutzt; Latrinen, Vorratsräume, eine Zisterne sowie gruftartige Gewölbe, in denen jeweils rund 50 Soldaten auf Etagenbetten aus Eisen und groben Bohlen nächtigen. Zum Hauptgang und den wichtigsten Räumen gehört ein Labyrinth aus nicht

Der Kommandant ist Major Sylvain-Eugène Raynal – ein Berufssoldat, der im Krieg bereits mehrmals schwer verwundet worden ist und nur noch mithilfe eines Krückstocks humpeln kann. Als Kriegsbeschädigtem hätte ihm die Entlassung zugestanden – doch Raynal kämpft so lange darum, wieder an die Front gehen zu dürfen, bis ihm seine Vorgesetzten schließlich das Kommando über dieses Fort geben. Der Dienst in der Festung gilt als weniger anstrengend, sodass ihn auch ein Mann abzuleisten imstande ist, der nicht mehr richtig gehen kann. Vor einer Woche hat Raynal seinen Posten angetreten.

Freitag, 2. Juni: Noch in der Dunkelheit setzt heftiges Artilleriefeuer ein. Raynal schätzt, dass stündlich 1500 bis 2000 Granaten auf seiner Festung explodieren. Immer wieder zittert das ganze Bauwerk, Zementstaub schwebt in der bereits stickigen Luft, der Luftdruck der explodierenden Geschosse löscht die Flammen in den Lampen.

Die Verteidiger erbitten Hilfe. Doch es kommt keine

Fort Vaux decken. An diesem Tag gewinnen die Deutschen rund 1000 Meter Gelände – zwei Abhänge mit einem tiefen Tal dazwischen. Damit haben sich die deutschen Soldaten so nah an das auf einer Kuppe thronende Fort herangekämpft, dass sie den toten Winkel unterhalb der Festung erreicht haben. Die Sturmtruppen graben sich nur ein paar Dutzend Meter von Fort Vaux entfernt ein, viele haben Delverts Stellung R.1 einfach umgangen. In wenigen Stunden werden sie das Fort angreifen.

FORT VAUX: Das ist eine 30 Jahre alte, mehrfach verstärkte trapezförmige Festung neun Kilometer nordöstlich von Verdun. Ihr Herz bilden unterirdische Backsteingewölbe, die an riesige Weinkeller erinnern. Darüber schützen eine 2,5 Meter dicke Betonplatte und ein rund ein Meter starker Erdmantel die Anlage vor schweren Geschossen.

Das Fort hebt sich kaum noch von der zernarben Landschaft ab. Einzig ein Geschützturm und vier Beobachtungsstände ragen kaum einen halben

einmal mannshohen, kaum ein Meter breiten Korridoren, Schächten und Trepnenfluchten.

Selbst in Friedenszeiten ist Fort Vaux feucht, düster und stickig. Nun aber ist die Festung vom feindlichen Feuer der letzten Wochen gezeichnet: Ein Granatvolltreffer hat schon lange den einzigen Geschützturm zerstört, eine andere Explosion die Decke über einem Korridor aufgerissen. Soldaten haben den Gang mit Sandsäcken provisorisch verschanzt. Ein riesiger Riss zieht sich quer über die Decken der Mannschaftsräume. Die Stacheldrahtverhauen und der Graben rund um das Fort sind von unzähligen Granaten zerwühlt.

250 Soldaten sind hier stationiert. Doch am 1. Juni 1916 befinden sich rund 600 Mann im Fort, da sich Verwundete, verirrte Melder und vom Angriff zurückweichende Infanteristen zur Festung durchgeschlagen haben; dazu vier Brieftauben in einem eigens eingerichteten Verschlag – und ein Cocker Spaniel, Maskottchen irgendeiner verlorenen Einheit, den jemand aus Mitleid hier abgesetzt hat.

Nach kurzer Zeit sind alle Telefonleitungen zu den hinteren Stellungen zerriissen. Am schlimmsten aber ist der Lärm: In den unterirdischen Hallen und Korridoren grollt der Donner, bis die Männer glauben, ihnen müssten die Köpfe platzen.

Plötzlich Stille.

In der Morgendämmerung erkennen die Posten in den Beobachtungsstellungen deutsche Sturmtruppen, die aus einem Schützengraben dicht unterhalb des Forts springen. In wenigen Sekunden sind sie da, stürmen den von Granaten zerwühlten Graben hinab – und geraten in das Maschinengewehrfeuer aus dem Fort. Dutzende fallen.

Die Deutschen kriechen an die MG-Stellungen und halten Handgranatenbündel vor die Schießscharten. Bei einer anderen Stellung versuchen sie, das brennende Öl eines Flammenwerfers durch den Betonschlitz zu pumpen. Stundenlang dauert der verbissene Kampf – ein Töten, das gespenstisch lautlos vor sich geht im pausenlosen Granatfeuer, das wieder eingesetzt hat.



N	JOUR	HEURE	NOMBRE
15	4-6-16	11h.30	des pigeons tués
			787-19

Nous tenons toujours, mais nous subissons une attaque, par les gaz et les fusilles très dangereuses

Il y a urgence à nous aider. Faîtes nous donner de vive communication optique par Souville qui ne répond pas à nos appels.

C'est mon dernier pigeon

Raynal

Der französische Major Raynal (Mittel) leitet die Verteidigung von Fort Vaux, als die Deutschen am 1. Juni attackieren. Am 4. Juni schickt er seine letzte Brieftaube mit einem Hilferuf los. (Das Tier gelangt, an Kampfgasen sterbend, ins Hauptquartier. Es wird ausgestopft und postum mit einem Orden ausgezeichnet.) Drei Tage darauf, erschöpft und halb verdurstet, ergibt sich der Festungskommandant mit rund 600 Soldaten. Es ist der letzte deutsche Triumph bei Verdun

Weder oberhalb des Forts noch in seinem düsteren Innenlabyrinth ist etwas anderes zu hören als der Lärm der Explosionen.

Gegen 16.00 Uhr haben deutsche Soldaten die Maschinengewehr-Bunker am Graben zerstört und das Dach von Fort Vaux besetzt. Im Innern hat Major Raynal sich mit mehreren hundert Mann verschanzt. Als er einige Soldaten durch enge Schächte zum Gegenangriff auf das Dach kommandiert, schleudern

die Deutschen so lange Handgranaten, bis die Franzosen sich zurückziehen müssen.

Dann entdecken einige Angreifer den von einer Granate aufgerissenen Korridor und lassen sich ins düstere Innere hinab. Über Treppen und einen schmalen Gang erreichen sie eine Stahltür, dahinter hören sie leise Geräusche: Raynal gibt gerade Kommandos. Beide Seiten belauschen sich, dann versuchen die Angreifer, die Tür mit einer

Handgranate aufzusprengen. Die Franzosen gehen in Deckung. Die Deutschen finden in dem Gang keinen Schutz und werden von der Druckwelle ihrer eigenen Explosion verwundet.

Raynal lässt weitere Sandsackbarrikaden in den engen Gängen errichten und diese mit Maschinengewehren bestücken. Der Kampf tobt nun im Innern seiner Festung.

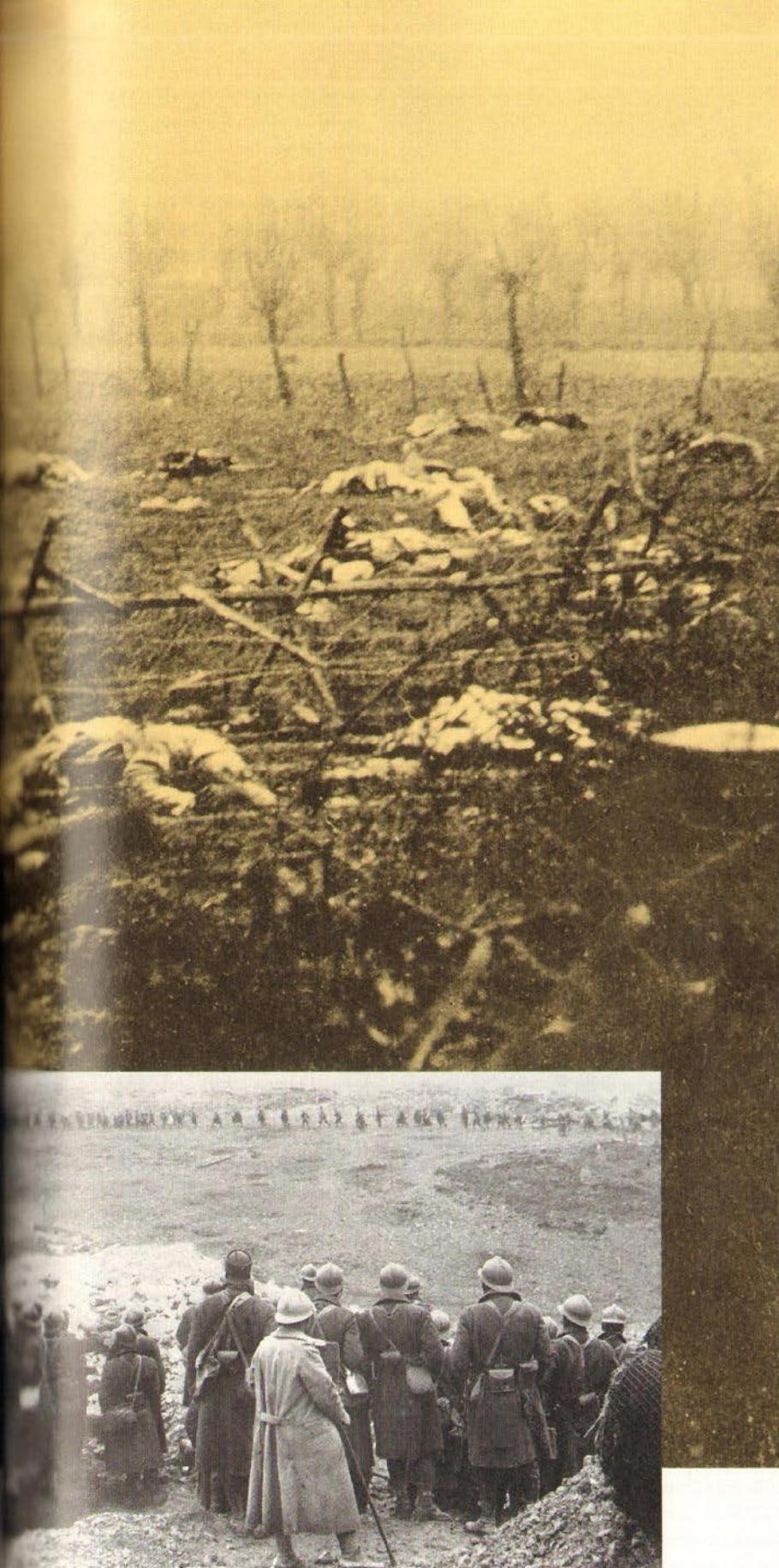
Samstag, 3. Juni. Die meisten Gänge sind dunkel wie ein Grab – und riechen auch so. Die Deutschen sind in zwei Korridore eingebrochen und haben sich dort verschachtzt. Angreifer und Verteidiger schleudern Handgranaten. Die Splitter reißen nicht nur schlimme Wunden, das explodierende TNT setzt auch giftige Gase frei. Niemand kann die Leichen bergen – es stinkt nach Verwesung. Immer wieder kollabieren Kämpfer, die keine Gasmaske tragen, in der verpesteten Luft. Die Toten werden mit ätzendem Chlorkalk bedeckt, der normalerweise die Latrinen desinfiziert.

Die Deutschen haben inzwischen das Fort umzingelt und rücken Meter für Meter vor. Heftiges Maschinengewehrfeuer. Hunderte Kugeln schlagen in den engen Gängen irrlichernd umher, die Verletzungen durch die Querschläger sind besonders grausig.

Die Krankenstation der Franzosen besteht aus einem kaum zehn Quadratmeter großen offenen Verschlag unterhalb eines Mauerbogens. In zwei hölzerne Gestellen können hier sechs Tragen eingehängt werden, davor steht ein winziger Behandlungstisch. Kein fließendes Wasser, keine frische Luft, kein richtiges Licht. Ein paar Dutzend



Im Stellungskrieg bringt jeder Angriff ungeheure Verluste. Tausende Leichen bedecken das Niemandsland, so französische Gefallene vor gegnerischen Stellungen an der Somme. Nur mit Glück entgeht man dem Tod – und gerät dann oft in Feindeshand. Wie jene Deutschen, deren Gefangennahme in Verdun von französisch-senegalesischen Truppen beobachtet wird



Männer mit schwersten Wunden liegen bereits hier.

Wieder Dröhnen und Erschütterungen durch schwere Artilleriegranaten. Diesmal sind es französische Geschütze, die ihr eigenes Fort unter Feuer genommen haben, um die deutschen Angreifer auf dem Dach zu vertreiben. Vergebens.

Draußen in R.1 kann Capitaine Delvert der belagerten Festung nicht helfen. Er hat genug damit zu tun, seine eigene Stellung zu halten. Seit 72 Stunden hat er nicht mehr geschlafen. Gegen 22.00 Uhr meldet ihm jemand, dass eine ganze Kompanie Verstärkung in R.1 eingerückt sei. Delvert ist erleichtert, dann aber schockiert: Von der Kompanie mit ihren rund 170 Soldaten haben es nur 18 Mann durch das deutsche Granat- und Maschinengewehrfeuer geschafft. Eine Stunde darauf trifft eine weitere Kompanie ein – 25 Überlebende.

Sonntag, 4. Juni. Flammenwerfer! Feuergarben und schwarzer, ersticken-der Qualm ziehen durch die Gänge von Fort Vaux. Doch Raynals Männer stoppen den neuen Angriff mit MGs. Sie haben 25 Meter Korridor verloren – und einen der drei ihnen noch verbliebenen Beobachtungsposten. Jetzt können sie nur noch durch zwei kleine Stellungen mit winzigen Sehschlitzten nach draußen blicken.

Dort greifen französische Einheiten sechsmal vergebens die auf dem Fort verschanzten Deutschen an, um die Festung zu befreien. Hunderte Tote bleiben an den Hängen um Fort Vaux zurück. Von einer der angreifenden Kompanien werden 22 Mann gefangen genommen. 150 sterben; keiner kehrt zurück.

Kurz vor Mittag drückt Raynal eine letzte Brieftaube durch einen Schacht ins Freie. Sie trägt die Nachricht: „Noch halten wir die Stellung, doch werden wir mit gefährlichem Gas und Rauch beschossen. Wir brauchen dringend Verstärkung.“ Der Vogel kommt tatsächlich zum Hauptquartier durch – und stirbt kurz darauf, vergiftet von Gas und Explosionsqualm.

Nachmittags erbittet ein Unteroffizier ein Gespräch unter vier Augen mit Raynal. „Mon Commandant“, meldet er,

„es gibt praktisch kein Wasser mehr in der Zisterne!“

„Aber das ist Verrat!“ ruft der Major.

Tatsächlich ist es wohl eher Schlamperei seines Vorgängers. Seit März war bekannt, dass die Zisterne nur halb gefüllt ist, aber niemand hat sich darum gekümmert, die Vorräte zu ergänzen. Möglich zudem, dass die ständigen Er-schütterungen einen Riss in die riesige Wanne getrieben haben, durch den das Wasser versickert ist.

Montag, 5. Juni: schwere Kämpfe im Fort. Mit Sprengladungen haben die Angreifer ein neues Loch in einen Korridor gerissen. Unmittelbar danach richten die Deutschen Flammenwerfer in die Öffnung – doch aus dem Innern faucht ein starker Luftzug hinaus und drückt ihnen

hagel fallen oder sich mit erhobenen Händen ergeben.

Niemand wird die Verteidiger befreien.

Noch kämpfen sie. Munition (und salziger Zwieback, den aber niemand anröhrt) sind reichlich vorhanden. Doch der Durst wird so unerträglich, dass einige Soldaten das schleimige Kondenswasser ablecken, das die Wände der Gewölbe hinabläuft. Andere trinken ihren eigenen Urin. Bald winden sich Soldaten in Magenkrämpfen. Ein junger Leutnant verliert in Düsternis und Lärm den Verstand und droht, das Granatenlager in die Luft zu jagen. Raynal muss ihn von Soldaten festhalten lassen.

Mittwoch, 7. Juni: Um 3.30 Uhr sehen Posten einer anderen französi-

Der Kampf um Fort Vaux ist nur eine Episode der großen Schlacht, mehr nicht. Deutsche Soldaten besetzen die verwüstete Festung. Drei Wochen lang setzen sie von dort ihre Attacken fort auf Verdun. Einige Angreifer stoßen so weit vor, dass sie von einem Hügel aus die Häuser der Stadt sehen können.

Dann, am 1. Juli 1916, startet die alliierte Offensive an der Somme, auf die Generalstabschef Joffre alle Hoffnungen gesetzt hat. Sie wird zum Desaster. Allein die Briten verlieren am ersten Tag der Schlacht 55 000 Mann.

Die Attacke an der Somme sowie eine russische Offensive zwingen Falkenhayn, noch mehr Truppen aus Verdun abzuziehen und an den bedrohten Frontabschnitt zu werfen. Nun sind die deut-

Schon bald kämpfen beide Seiten nur noch um Ruinen

die eigene Flamme ins Gesicht. Noch kann Raynal sich halten. Inzwischen liegen in und vor der Krankenstation gut 90 Verwundete, manche mit hohem Fieber oder schweren Verbrennungen.

Die Deutschen erobern wieder einige Meter Korridor – und den Weg zur letzten Latrine. Von nun an müssen sich die Franzosen irgendwo sonst erleichtern. Raynal, der früher in den Kolonien diente, wird von Malaria geschüttelt. Abends gibt er den Befehl, das letzte Wasser an seine erschöpften Männer zu verteilen.

In R.1 wird ungefähr zu jener Stunde Capitaine Delvert abgelöst. Mit den Resten seiner Kompanie macht er sich durch das Feuer auf den Rückweg. Als er in Verdun ankommt, kommandiert er nur noch 37 Mann.

Dienstag, 6. Juni: letzte, verzweifelte Hoffnung für Major Raynal. Wieder donnert französisches Geschützfeuer seit kurz nach Mitternacht, darauf folgt ein Entlastungsangriff der Infanterie. Doch hilflos müssen die Verteidiger von einem Beobachtungsschlitz aus zusehen, wie die wenigen Soldaten, die gegen 3.30 Uhr in die Nähe von Fort Vaux kommen, im Kugel-

schen Festung ein Lichtsignal aus Fort Vaux, das dort von einer improvisierten Leuchtanlage gesendet wird. ... *ne quittez pas ... „verlasst nicht ...“*, entziffern die Posten, mehr nicht.

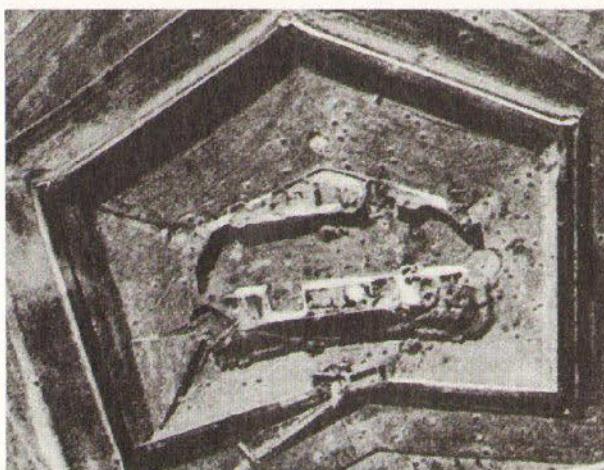
Einige Stunden darauf gibt Raynal auf. Er schickt einen seiner Offiziere mit einer weißen Fahne zu den in einem Korridor verschanzten Deutschen: Fort Vaux kapituliert. Die Verluste der Franzosen: 100 Tote und Verwundete. Die Deutschen haben bei der Eroberung mehr als 2700 Mann verloren.

schen Armeen in Verdun so schwach, dass sie jene Gebiete, die sie bereits erobert haben, nicht mehr halten können.

Im Oktober treten die Franzosen in Verdun zum Gegenangriff an. Allein am 24. Oktober gewinnen sie in weniger als 24 Stunden Terrain zurück, um dessen Besitz die Deutschen viereinhalb Monate gerungen haben. Am 3. November fällt Fort Vaux kampflos – die Deutschen haben es zuvor evakuiert. Am 18. Dezember 1916 endet der französische Vormarsch, die erschöpften Soldaten beider Seiten graben sich erneut ein.

Die Schlacht von Verdun ist vorüber. Die Front verläuft ungefähr dort, wo sie schon zehn Monate zuvor verlaufen ist. Nichts hat sich geändert.

UND DOCH: Alles hat sich geändert. Viele Millionen Granaten haben den Landstrich so verwüstet wie wohl keinen anderen zuvor. 46 Dörfer sind zerstört, neun von ihnen bleiben für immer unbewohnt. Wälder, Felder, Straßen, Bahnlinien sind verschwunden, Boden und Wasser von Gas, Sprengstoff und Leichengift verseucht.



Das drei Hektar große Fort Douaumont – hier in einer Luftaufnahme von 1915 – ist die stärkste Festung im Ring um Verdun. Als die Deutschen es im Februar 1916 erobern, hoffen sie noch auf einen schnellen Sieg

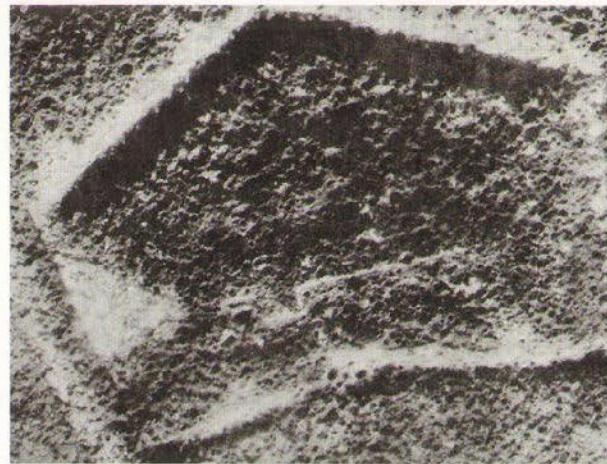
Die Generäle von Verdun haben, wie bei so vielem anderen, auch bei der Zahl der Toten den Überblick verloren. Schätzungsweise mehr als 100 000 Deutsche sind gefallen; doppelt so viele haben schwere und schwerste Verwundungen erlitten. Die Verluste der Franzosen sind wahrscheinlich um etwa zehn Prozent höher. Insgesamt also rund 220 000 Tote und 420 000 Verletzte, viele gezeichnet für den Rest ihres Lebens. Zehn Monate elendes Sterben dafür, dass man am Ende dort steht, wo man angefangen hat.

Doch dieses Mal kommt es zu Konsequenzen auf beiden Seiten. Am 29. August 1916 wird General Falkenhayn als Chef der Obersten Heeresleitung abgelöst (die Schlacht von Verdun ist nicht allein Anlass dafür, sondern auch der Kriegseintritt Rumäniens auf Seiten der Alliierten, den Falkenhayn zu diesem Zeitpunkt nicht erwartet hat). Von nun an sind die Generäle Hindenburg und Ludendorff die dominierenden Männer in Militär und Politik.

In Verdun verlieren die deutschen Soldaten wohl mehr als in jeder anderen Schlacht das Vertrauen in ihre Offiziere – und damit letztlich in die Autoritäten des Kaiserreichs. So menschenverachtend, so offensichtlich sinnlos sind die Angriffsbefehle gewesen, dass der Glaube daran, für das Richtige zu kämpfen, erlischt.

Verdun ist zur moralischen Bankrottserklärung des Kaiserreichs geworden. Die Folgen – die Desillusionierung, die Verachtung der alten Autoritäten – wirken sich zwei Jahre später aus, in der deutschen Revolution (siehe Seite 144).

Noch weiterreichend sind die Konsequenzen von Verdun für Frankreich. Haben auf deutscher Seite zu verschiedenen Zeitpunkten insgesamt 50 Divisionen gekämpft – eine formidable Streitmacht, aber doch nur ein relativ bescheidener Anteil der Gesamtstärke des Reiches –, so schicken die Franzosen, die ihre Einheiten schneller ablösen, insgesamt 73 Divisionen nach Ver-



Fort Douaumont im Mai 1916: Vom Artilleriefeuer beider Seiten ist es fast vollkommen zerschossen, doch wird es weiter heftig umkämpft. Im November schließlich erobern Franzosen die Festung zurück

dun. Drei von vier französischen Soldaten haben deshalb früher oder später das sinnlose Sterben in den Wäldern der Argonnen erlebt. Keine andere Schlacht des Krieges hat so viele Soldaten derart traumatisiert.

Offiziell wird Verdun in Paris als Sieg gefeiert. Hat sich nicht *la Grande Nation* in der schlimmsten Schlacht der Geschichte behauptet? Symbolisiert nicht der Schlachtruf General Nivelle, „*ils ne passeront pas!*“, „sie werden nicht durchkommen!“, den unbeugsamen Geist eines ganzen Volkes?

Mehr noch: Hat sich hier nicht auch die Republik bewährt? (Denn Generalstabschef Joseph Joffre, der heimliche Militärdiktator, ist durch seine Arroganz, mit der er Verdun auf den drohenden Angriff nur unzureichend vorbereitet hat, sowie durch die gescheiterte Somme-Offensive diskreditiert. Seit Juni 1916 versammeln sich Frankreichs Abgeordnete erstmals zu Geheimsitzungen und entringen den Generälen, anders als in Deutschland, endgültig wieder die politische Macht. Am 27. Dezember wird Joffre auf einem unbedeutenden Posten kaltgestellt.)

Tatsächlich aber hat die Moral der Truppe schlimmer noch als in Deutschland gelitten. Seit dem Sommer 1916 häufen sich Fälle, in denen Einheiten auf den Befehl zum Abmarsch mit Sitz-

streiks antworten, in denen Soldaten die Autos hoher Offiziere mit Steinen bewerfen.

EIN JAHR UND EINE katastrophale Offensive später kollabiert Frankreichs Armee. In fast drei Vierteln aller Einheiten meutern 1917 Soldaten gegen ihre Offiziere.

Erst Pétain, dem Helden von Verdun, dem einzigen General, der sich um das Schicksal seiner Soldaten kümmert, gelingt es, die Meutereien zu ersticken. Am Ende wird Frankreich dank der militärischen Macht Großbritanniens und der USA im Krisenjahr 1917 gerettet. Anders als in Deutschland, wo ein Jahr darauf die Marine revoltiert, folgt auf die Meuterei nicht der Zusammenbruch des Staates – nicht sofort jedenfalls.

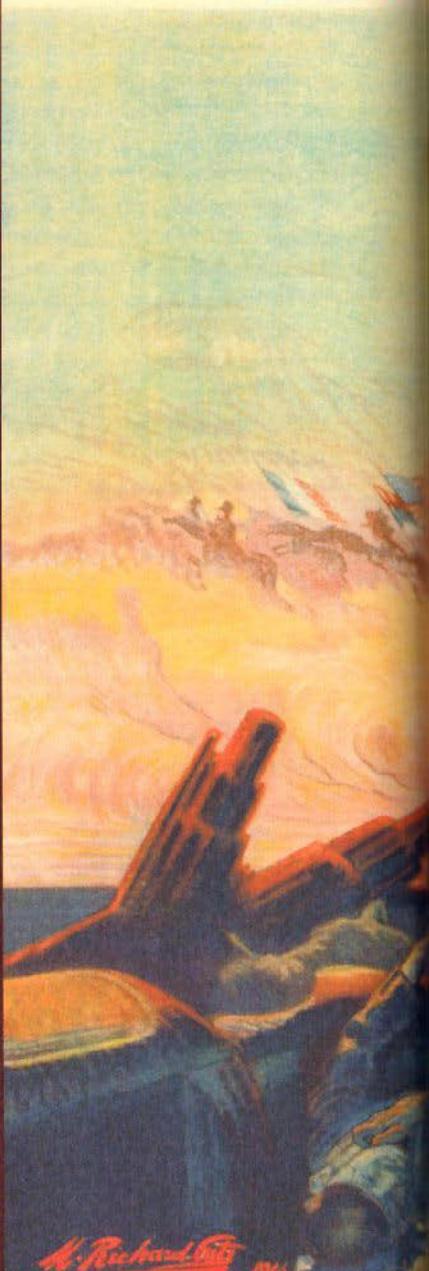
Aber es ist die Generation von Verdun, die 1939/40 angesichts der Aggression Hitlers in Hoffnungslosigkeit, ja Defätismus erstarrt. Die Männer, die Verdun erlebt haben, wollen so etwas um keinen Preis noch einmal durchmachen – selbst wenn sie sich dafür unterwerfen müssen. Pétain selbst sagt schon 1927 über den französischen Soldaten: „Der konstante Anblick des Todes hat ihn mit einer Resignation durchdrungen, die an Fatalismus grenzt.“

Deshalb wohl bleibt Frankreich so ängstlich-inaktiv, als die Wehrmacht im Herbst 1939 Polen überfällt. Deshalb verschanzt es sich beim Angriff 1940 bewegungslos in den Festungen der Maginotlinie – den noch gewaltigeren Nachfolgebauten der Forts von Douaumont und Vaux. Und als die Deutschen die Festungen umgehen (denn auch sie wollen ein zweites Verdun auf jeden Fall vermeiden), kollabiert die Dritte Republik.

So scheint es fast konsequent zu sein, dass sich Pétain 1940 als Oberhaupt des von Hitlers Gnaden installierten Vichy-Regimes im besieгten Frankreich hergibt. Aus dem Helden von Verdun wird ein Kollaborateur. □

Je länger der Stellungskrieg dauert, desto wichtiger wird der Kampf hinter den Schützengräben – das Ringen um den Rückhalt daheim. Man braucht frische Rekruten, man braucht mehr Geld durch Kriegsanleihen. Um dafür das eigene Volk zu gewinnen, wird der Hass auf den Gegner geschürt. Im Kampf um die Köpfe und Herzen der Bürger schicken alle Mächte Künstler und Werbegrafiker an die Heimatfront. So wird die Propaganda erstmals zum Massenmedium eines Krieges

Bilder



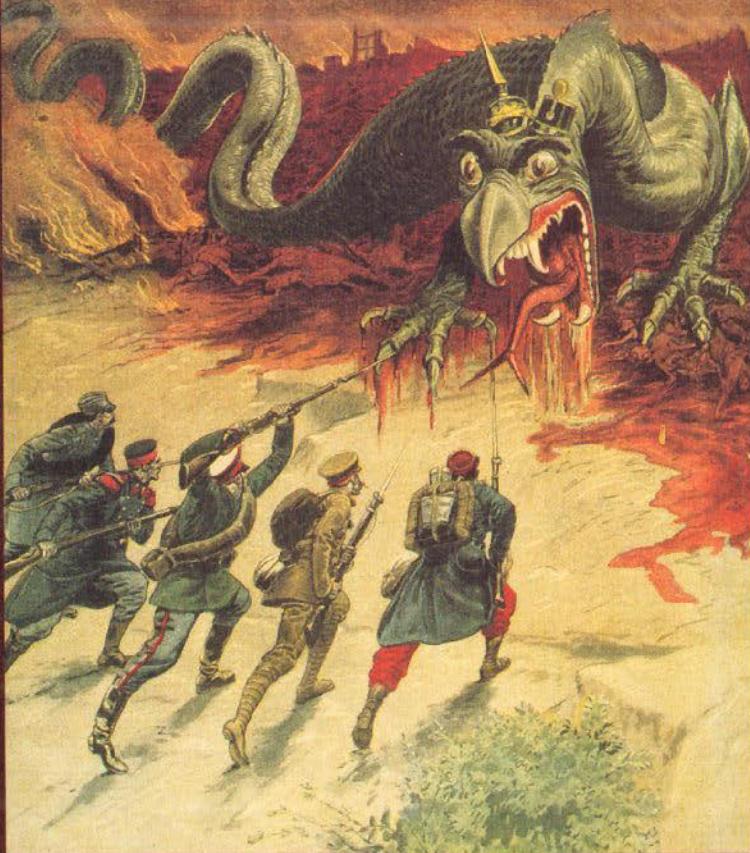
RIVEZ POUR LA VICTOIRE



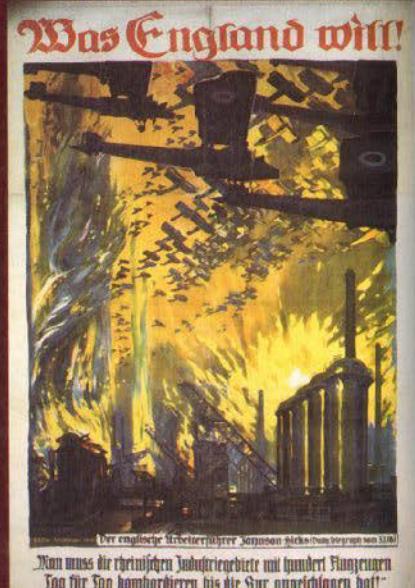
NATIONALE DE CRÉDIT

Wer Kriegsanleihen zeichnet, den führt Victoria zum Sieg: französisches Plakat, 1916

Sturm



Frankreich und seine Verbündeten attackieren das deutsch-österreichische Monster: Titelblatt des »Petit Journal Illustré«, September 1914

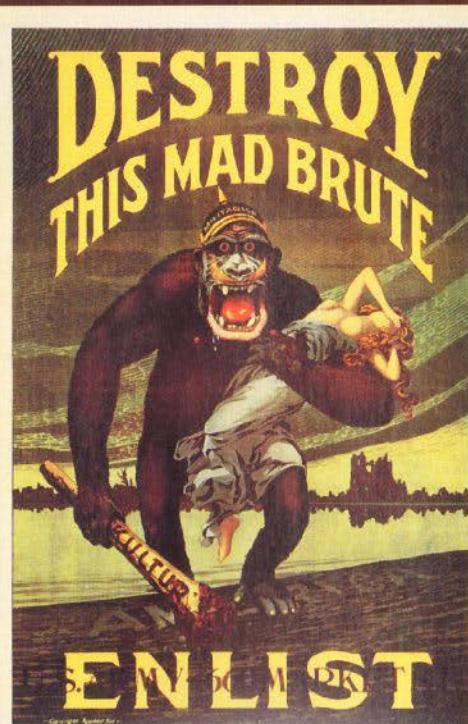


Der englische Arbeiterjäger: »Saggen Sie kein Nein vor dem Krieg!«

Man muss die rheinischen Industriegebiete mit hundert Flugzeugen Tag für Tag bombardieren, bis die Star umgeschlagen hat!

Engländer wollen die rheinische Industrie zerbomben: deutsches Plakat, 1918

Der Feind



Eine Bestie wie King Kong: US-Poster zur Freiwilligenwerbung, 1917

Kriegswichtig ist, seinem Volk den Abscheu vor einem unmenschlichen Gegner einzimpfen. Die Zeichner aus den Ländern der Entente sind da besonders drastisch – und deutsche Übergriffe beim Einfall in Belgien machen fast alle Gräuelgeschichten glaubwürdig. 1917 genügen einem amerikanischen Künstler schon zwei blutbefleckte preußische Stiefel als Symbol des Schreckens



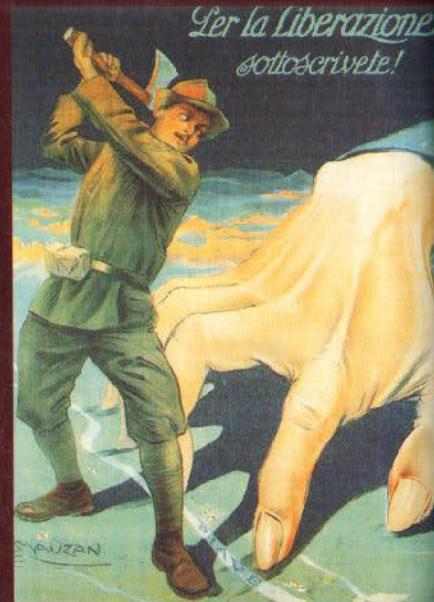
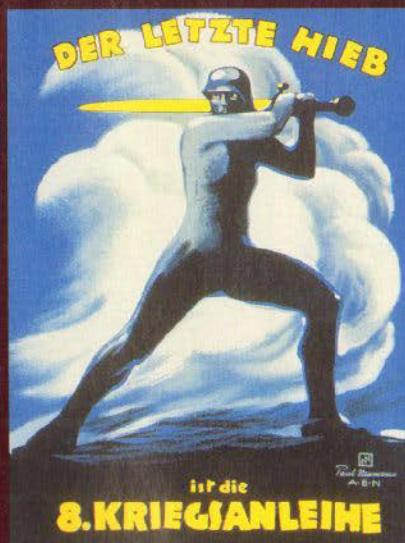
keep
these
off
the U.S.A
Buy more LIBERTY BONDS

Der Retter



Auf zur Rückeroberung der zerstörten Heimat: russisches Poster von 1916

Der Soldat als antiker Krieger: Deutschland, 1918



Für die Befreiung Venetiens aus
Österreichs Hand: italienische Werbung
für Kriegsanleihen, 1917

Die eigenen Soldaten
sind stets »Befreier« oder
»Verteidiger«: So feiert auch
ein deutsches Plakat 1917
massives Geschützfeuer ge-
gen britische Panzer (rechts).

Die Kalkulation hinter der
Kriegspropaganda ist, dass die
Menschen nur für einen
»gerechten«, einen vom Feind
»aufgezwungenen« Krieg
bereit sind, die geforderten
Opfer zu bringen



Wir schlagen für
und zeichnen
Kriegsanleihe!



Investieren in die Truppe: deutsches Plakat von 1918



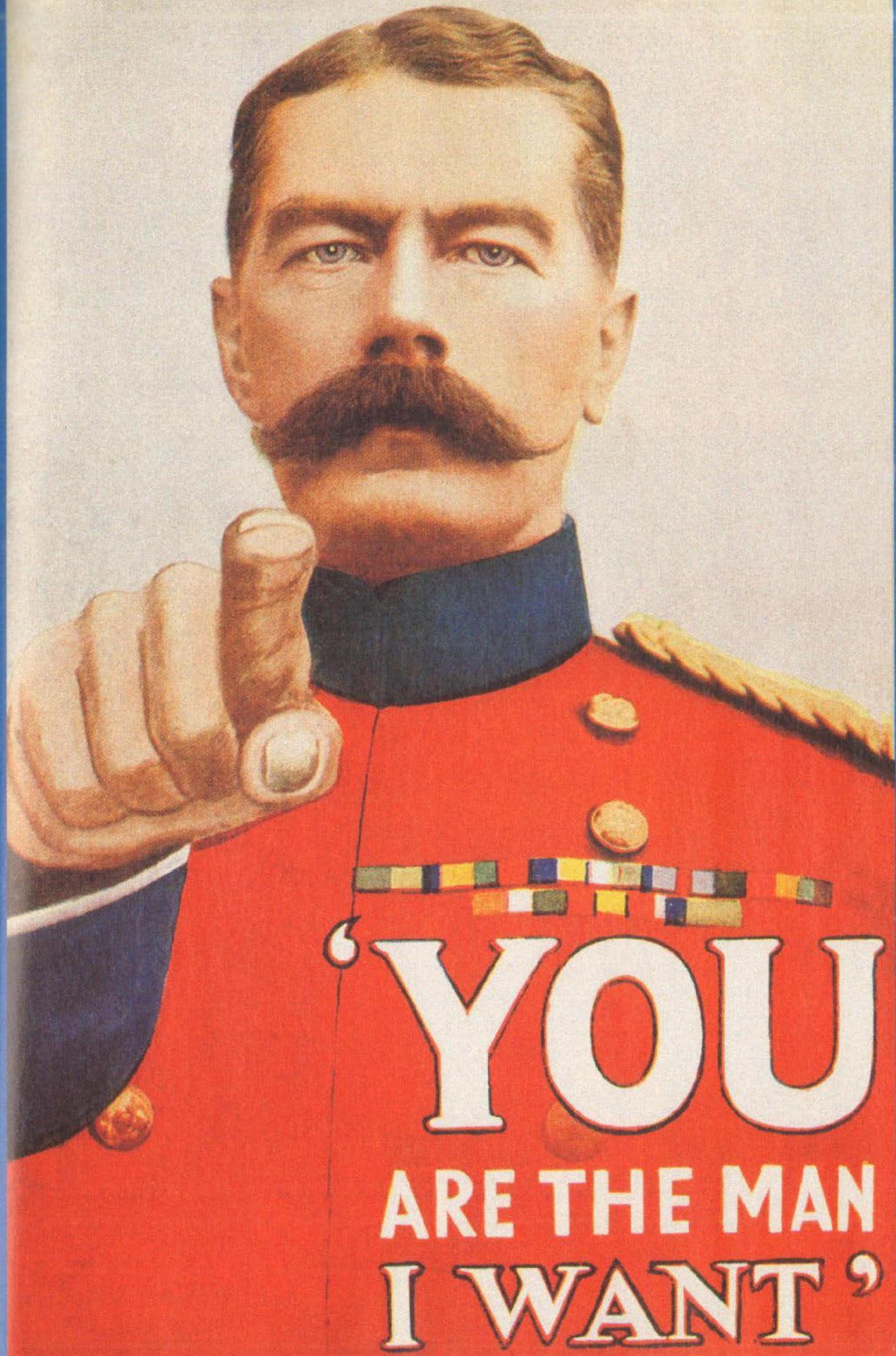
Geld oder Leben: 1917 wirbt dieses US-Plakat um Rekruten und für die »Dritte Freiheitsanleihe«



»Wir kriegen sie!« – die Feinde und die Kriegsanleihe: Frankreich, 1916

Die Tat

Das Volk für den gerechten Krieg zu begeistern ist besonders notwendig in Großbritannien, wo die Wehrpflicht erst 1916 eingeführt wird. Kriegsminister Lord Horatio Kitchener spricht deshalb 1914 jeden Briten persönlich an mit einem Motiv, das zu einer der bildmächtigsten Ikonen des 20. Jahrhunderts wird.



YOU
ARE THE MAN
I WANT

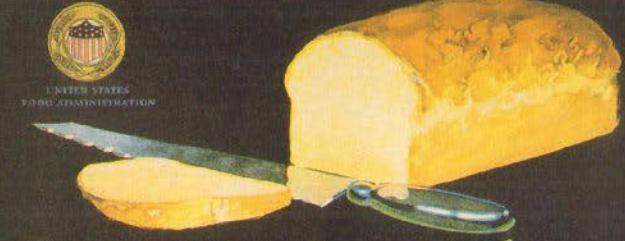
Locken für die Kriegswirtschaft:
deutsches Plakat, 1918



**Sammelt
ausgekämmtes Frauenhaar!
Unsere Industrie braucht es
für Treibriemen.**

Annahme:

Deutsche Frauenhaar-Sammelung von Otto Stolz, Obj. Magdeburg



**Save a loaf a week -
Help win the war**

Ein bisschen fasten für den Sieg, fordert 1918
die US-Lebensmittelbehörde

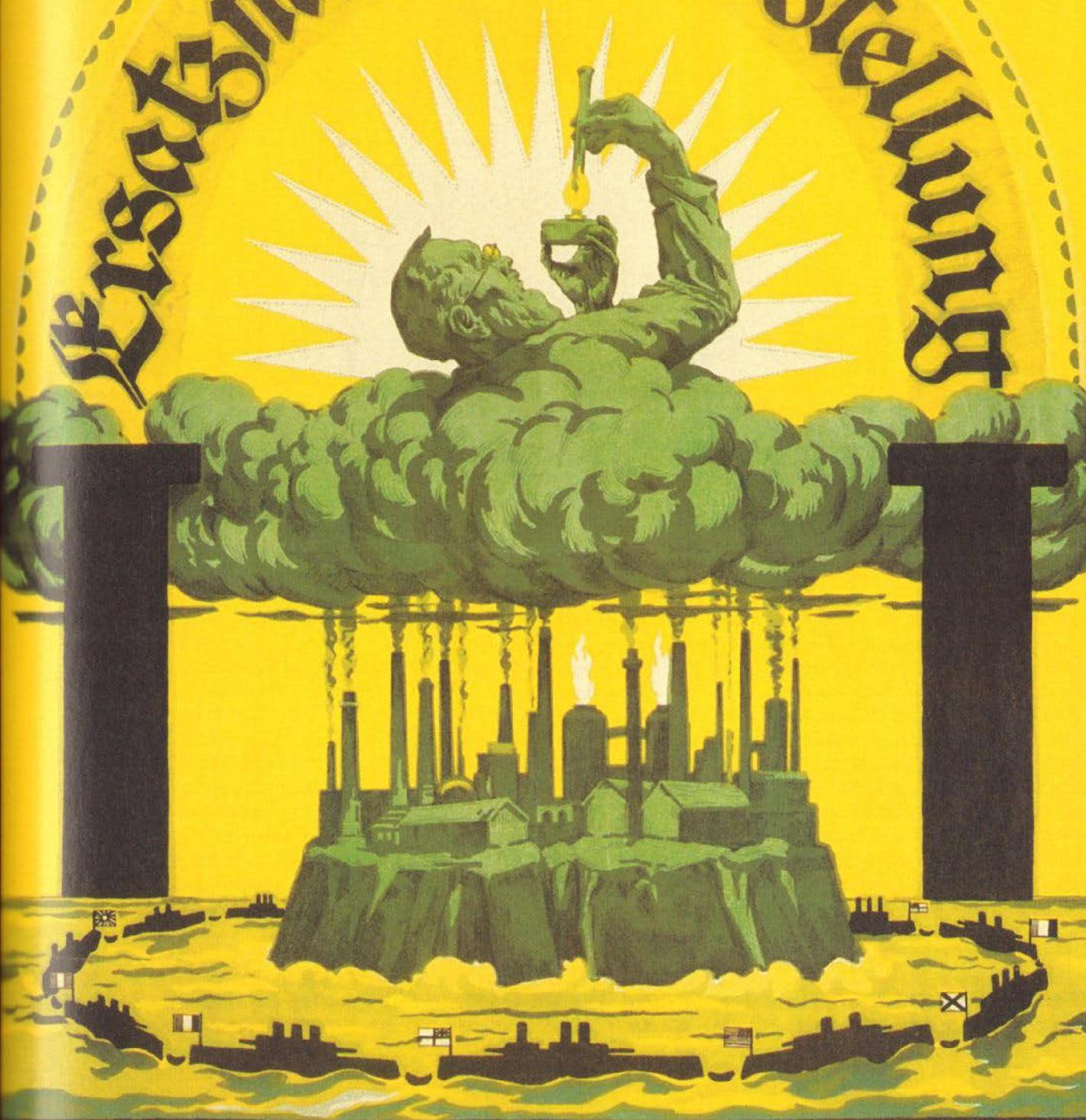
Der Mangel

Auf dass Soldaten duschen können:
russischer Spendenauftrag



Die Kriegsnot macht
erfinderisch: Selbst in den
reichen USA soll an Brot
gespart werden. Im Deutschen
Reich werden aus Frauenhaar
sogar Treibriemen geflochten,
in Russland werden Bürger
aufgefordert, für mehr Hygiene
an der Front zu spenden.
Und in Wien wirbt 1918 eine Aus-
stellung für die Nutzung von
»Ersatzmitteln«, da die alliierte
Seeblockade die Mittelmächte
von allen Rohstoffimporten fast
völlig abgeschnitten hat □

Erstes Mittel-Museums-Museum



Geöffnet von 10 Uhr vormitt.
7 Uhr abends.

Wien, 1918
Eintrittspreis: 60 Heller.
Prater, Kaisergarten
Mai-August



Eine Welt in

Die in den Krieg verwickelten Kontrahenten haben

imperialistische Ziele und die modernen Waffen, sie auch durchzusetzen. Und so wird aus einem lokalen Konflikt sehr schnell ein globaler. Der Historiker Stig Förster über die Ursachen und die Dimension des »Großen Krieges«

GEO EPOCHE: Herr Professor Förster, es hat auch vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs Konflikte zwischen den europäischen Staaten gegeben, aber man hat sie immer in den Griff bekommen. Warum gelingt das im Juli 1914 nicht?

STIG FÖRSTER: Das hat sehr komplexe Ursachen. Zum einen hat sich schon seit den 1890er Jahren eine Kriegsstimmung in Europa aufgebaut. Im Deutschen Reich zum Beispiel hetzen die Alldeutschen, der Deutsche Wehrverein und andere Gruppierungen regelrecht zum Kriege. Ähnliches gibt es auch in anderen Ländern. Diese Kriegstreiber sind zwar immer nur Minderheiten, aber es sind strategisch wichtige Minderheiten.

Aber haben sich die Spannungen zwischen den Großmächten in diesen Jahrzehnten nicht auch objektiv verschärft?

Das ist die andere Ursache. Aber wesentlich entscheidend dafür, dass der Krieg nun wirklich ausbricht, ist denn doch das Attentat von Sarajevo – und

was danach geschieht: Alle deutschen Entscheidungsträger fahren Ende Juni in Urlaub – bis auf den Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg, der sonst eingebunden ist in einem polykrischen Chaos, wo diverse Gruppierungen in verschiedene Richtungen ziehen, in dem etwa der Marinechef Alfred von Tirpitz eigentlich immer gegen Krieg ist, weil er Angst hat um seine noch nicht fertige Flotte.

Und jetzt entscheidet Bethmann Hollweg allein?

Ja, vor allem in der ersten Phase der Julikrise gießt er Öl ins Feuer und treibt Wien an, doch endlich loszuschlagen.

Weshalb?

Darüber gibt es nichts Schriftliches. Im Mai 1914 hat Generalstabschef Helmuth von Moltke erklärt, dass Deutschland bis 1917 den Rüstungswettlauf gegen Frankreich und Russland zu Lande verlieren werde und dass es deshalb Aufgabe der Politik sei, einen Präventivkrieg herbeizuführen, den man jetzt noch gewinnen könne. Dieses Argument nimmt Bethmann Hollweg in der Julikrise 1914 anscheinend zum Nennwert – und ebenso die von manchen Generälen genährte Illusion, dass ein solcher Krieg schnell zu gewinnen wäre.

Vermutlich glaubt er, die verfahrene Situation nur mit Gewalt lösen zu können. Als Selbstlegitimation stützt er sich



Waffen

Alliierte Soldaten ziehen über ein Schlachtfeld bei Ypern. Die Stadt ist Schauplatz mehrerer erbitterter Kämpfe um Flandern

dabei auf die Ideologie des Sozialdarwinismus, die sich in den Jahren zuvor – nicht nur in Deutschland – wie ein Buschfeuer verbreitet hat.

Die Sozialdarwinisten propagieren, dass der Krieg ein Naturgesetz und die Natur gerecht sei ...

... und dass immer der Stärkere gewinne, der Schwächere müsse unweigerlich absterben. Diese pseudowissenschaftliche Ersatzreligion hat sich in vielen führenden Köpfen eingenistet und spielt als geistig-kultureller Hintergrund eine große Rolle bei der Bereitschaft, den Krieg vom Zaun zu brechen. Es ist erschreckend zu beobachten, dass im Verlauf der Julikrise nicht eine europäische Großmacht bereit ist, Prestige aufs Spiel zu setzen, um so den Frieden zu bewahren. Stattdessen haben alle Angst um ihre Verbündeten – die könnten ja von der Fahne gehen.

Welche Rolle spielen die Bündnis- systeme?

Man muss die internationale Politik dieser Zeit als eine Politik der Egoismen

verstehen. Alle Mächte versprechen sich Vorteile von ihren Partnern, sind auf sie angewiesen. Österreich-Ungarn etwa kann ohne deutsche Rückendeckung gegen Serbien nicht vorgehen.

Und die gegnerische Seite?

Frankreich befürchtet bereits seit 1871 einen erneuten deutschen Angriff. In Paris sind die Grundzüge des Schlieffenplans bekannt: dass die Deutschen ihr militärisches Schwergewicht bei Beginn eines Krieges nach Westen legen wollen. Deshalb hängt die französische Außen- wie Militärpolitik vom Bündnis mit Russland ab. Und das führt dazu, dass der französische Botschafter in St. Petersburg im Verlauf der Juli-Krise die Scharfmacher in Russland zum raschen Zuschlagen drängt. Weil ein russischer Angriff auf Ostpreußen die Deutschen daran hindern würde, mehr Truppen an die Westfront zu werfen.

Wie reagiert London?

Großbritannien ist eigentlich gar nicht gebunden. Die Entente wird immer missverstanden als französisch-bri-

tisches Bündnis. Dabei heißt Entente wörtlich „Verständigung“ – und hier haben sich beide Mächte konkret über Kolonialfragen geeinigt. Daneben hat Großbritannien bestimmte militärische Geheimabsprachen mit Frankreich und Russland getroffen – aber es gibt kein offizielles Bündnis.

In London regiert die liberale Partei, die mehrheitlich gegen einen Krieg ist. Doch im Kabinett sieht ein *inner circle* das anders: Wir können nicht zulassen, dass Deutschland Europa überrennt, weil dann das Gleichgewicht der Kräfte zerstört ist. Premier Herbert Asquith, Außenminister Sir Edward Grey und andere wichtige Leute hintergehen im Grunde genommen das eigene Kabinett und belügen das Parlament. Als dann die Deutschen Belgien überfallen, ist das für sie natürlich eine glänzende Rechtfertigung. Nun kippt in Großbritannien die Antikriegsstimmung, weil man es jetzt ja mit einem Aggressor zu tun hat.

Und Großbritanniens Engagement auf dem Kontinent macht den europäi-

schen Krieg zum Weltkrieg, weil er auf die Kolonien übergreift?

Richtig ist, dass die Zeitgenossen die Kolonialfrage hochgespielt haben. Etwa mit dem berühmt gewordenen Gerede vom „Platz an der Sonne“, der auch Deutschland zustehe. Oder mit dem Streit um den Bau der Bagdad-Bahn, der als indirekte Form des deutschen Imperialismus galt, tatsächlich aber zum großen Teil von britischem Kapital finanziert wurde.

Gewiss hat der Kolonialismus mit seinen propagandistisch enorm ausgeschlachteten Konflikten seit den 1880er Jahren eine erhebliche Rolle bei der Vergiftung des internationalen Klimas gespielt. Doch die meisten Streitigkeiten zwischen den Kolonialmächten sind im Frühjahr 1914 ausgeräumt und kommen als konkreter Kriegsgrund nicht in Frage.

Aber London drängt dann doch seine Kolonien und Dominions – wie Australien und Neuseeland – in den Krieg?

Was die Dominions angeht, so unterstützen sie als Teil des British Empire das Mutterland, auch wenn sie wie Australien und Neuseeland bereits über innere Autonomie, über Parlamente und Institutionen der Selbstverwaltung verfügen. Allerdings: Bei aller Loyalität verfolgen sie auch Eigeninteressen: Australien und Neuseeland etwa sind nicht nur an den deutschen Kolonien im Pazifik interessiert, sondern haben auch ökonomische Gründe, London in den Krieg zu folgen. Denn durch den Konflikt kehren sich die Handelsströme innerhalb des Empire um. Australien, das bis dahin hauptsächlich Fleisch nach Großbritannien exportiert hat, liefert nun zunehmend auch Industriegüter. Tatsächlich erhält es durch den Krieg den entscheidenden Anstoß hin zur Industrialisierung. Und so stellt Australien große Freiwilligenkontingente auf.

Für einen Konflikt auf der anderen Seite des Erdballs?

Gerade für Australier und Neuseeländer ist der ferne Krieg eine Möglichkeit zu exotischen Reisen, eine Chance, dem Alltagstrott zu entkommen. Manch einer will sich auch gesellschaftlich hervortun und als Kriegsheld heimkehren. Nicht zuletzt spielt die Propaganda eine große Rolle. 1916 allerdings ebbt das ab.

Weil sich herumgesprochen hat, was in Europa wirklich los ist?

Natürlich. In Australien zum Beispiel ist die Katastrophe von Gallipoli, bei der zwischen April 1915 und Januar 1916 Zehntausende australischer und neuseeländischer Soldaten an den Dardanellen verheizt werden, bis heute ein nationales Trauma.

Aber es werden doch auch Truppen aus den Kolonien in Europa eingesetzt, obwohl manche davor warnen, diese erleben zu lassen, wie die Weißen sich gegenseitig umbringen?

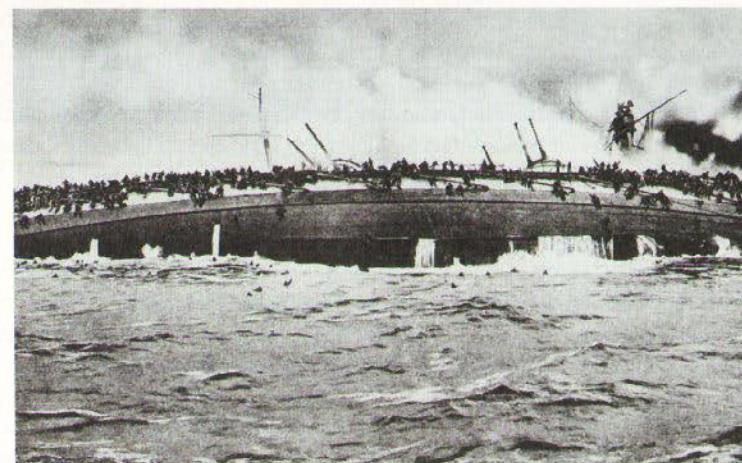
In der französischen Militärplanung ist der Einsatz von Marokkanern, Algeriern oder Senegalesen von Anfang an vorgesehen. Denn Frankreich hat nicht genug Soldaten für die Armee. Für die alte Kolonialmacht Großbritannien ist der Einsatz von Hilfsvölkern in ihren

kulturelles Sakrileg. So wird denn auch gegen Frankreich und Großbritannien gezielt Propaganda gemacht: Da kann man mal sehen, mit welchen Gegnern wir es zu tun haben! Die bringen Neger und Inder nach Europa!

Wird also dadurch, dass Europäer ihren Konflikt mit Ressourcen aus anderen Kontinenten führen, aus einem regionalen Krieg ein Weltkrieg?

Für die Zeitgenossen schon, es werden ja Soldaten zu Tausenden und zum Teil samt Ausrüstung und Versorgungsgütern quer über den Globus geschickt. Und in Großbritannien wird von Anfang an global gedacht, werden die Vertreter der Dominions eingebunden.

Warum denken, koalieren und operieren die Deutschen nicht ebenfalls von Anfang an global? Weil sie sich relativ spät am imperialistischen Rennen um



Im Januar 1915 versenken britische Kriegsschiffe den Kreuzer »Blücher«. Großadmiral Alfred von Tirpitz kann die Seeblockade Großbritanniens gegen Deutschland nicht durchbrechen – die Schlachtflotte des Kaisers ist eine Fehlinvestition. Und so ruhen bald alle Hoffnungen der Seekriegsleitung auf den neuen U-Booten



Kriegen ohnehin nichts Ungewöhnliches, und so verlegt London beispielsweise indische Soldaten auf den europäischen Kriegsschauplatz.

Warum machen die Deutschen es ihnen nicht nach?

Erstens wären in den nicht sehr vollen deutschen Kolonien kaum viele Rekruten auszuheben gewesen. Zum zweiten ist während des Krieges deren Verschiffung nach Europa angesichts der britischen Seeherrschaft kaum möglich. Drittens aber, und das ist der wichtigste Hinderungsgrund, ist der Einsatz von Kolonialtruppen in Europa in der Sicht des deutschen Generalstabs ein

Kolonien beteiligt und somit weniger Welterfahrung haben?

Sicherlich auch deshalb. Ein wichtigerer Faktor aber ist die Lage Deutschlands in der Mitte des Kontinents. Die nötigt Berlin, sich vor allem mit seinen Nachbarn zu beschäftigen. Und es mag auch an einem gewissen geistigen Provinzialismus liegen, über den sich international erfahrene Militärs wie Erich von Falkenhayn und Colmar Freiherr von der Goltz etwa schon vor dem Krieg mächtig aufregen. Goltz träumt davon, mit einer deutsch-türkischen Armee durch Persien zu ziehen und Indien anzugreifen, um so den Krieg ins britische Empire zu tragen. Er sagt das auch seinem Kaiser, der ihn daraufhin mehr oder weniger für verrückt erklärt.

Wann wird der Krieg denn definitiv zum Weltkrieg?

Deutschlands Flotte erweist sich letztlich als nutzlos

Als souveräne außereuropäische Staaten wie Japan, das Osmanische Reich und später die USA eingreifen.

Insbesondere aber in Großbritannien und Frankreich wird dieser Krieg bis heute weniger als Weltkrieg, sondern vielmehr als „The Great War“ bzw. „La Grande Guerre“ wahrgenommen. Weshalb?

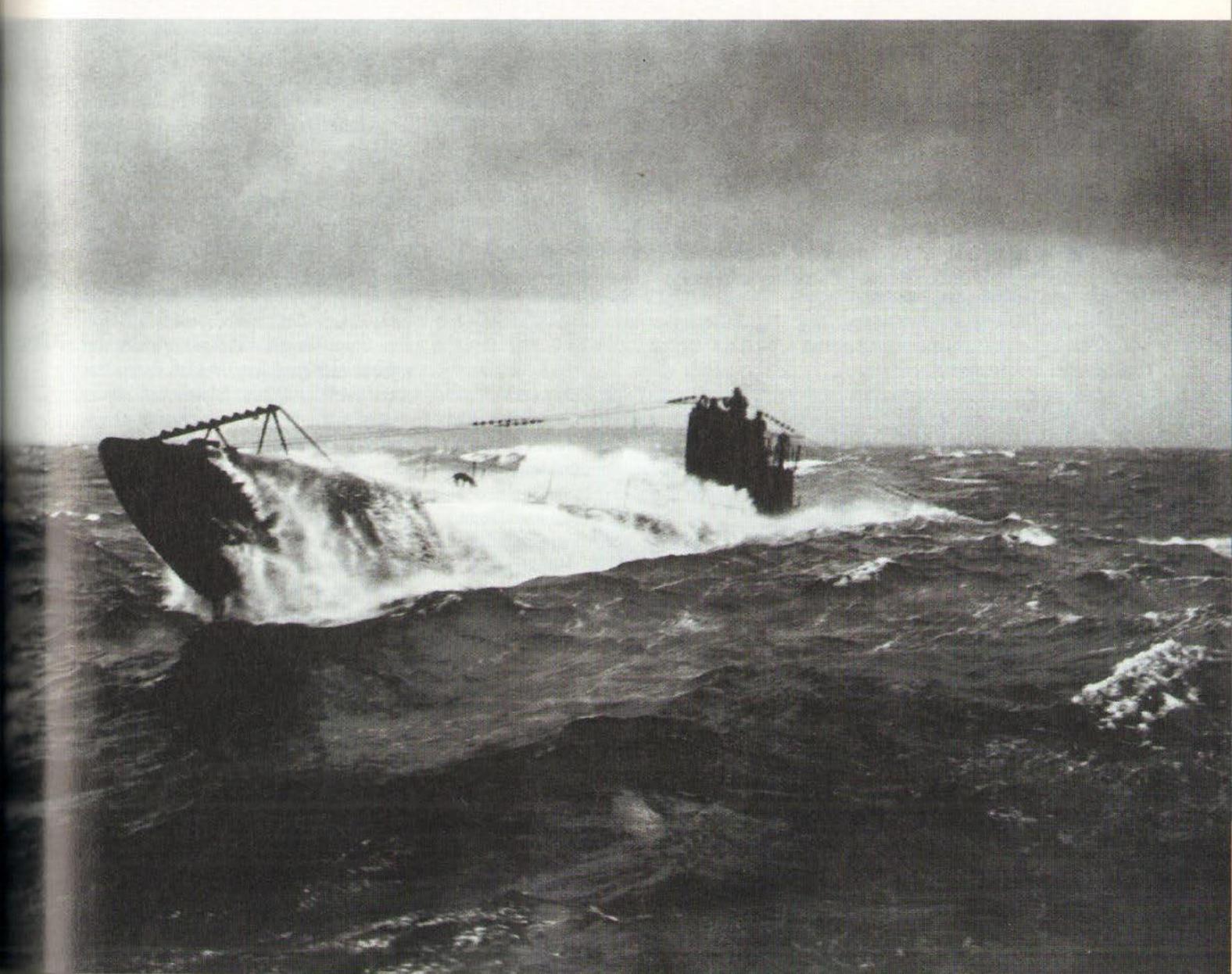
Weil er sich zum größten Krieg entwickelt, den die Menschheit bis dahin erlebt hat: nicht nur wegen seiner geo-

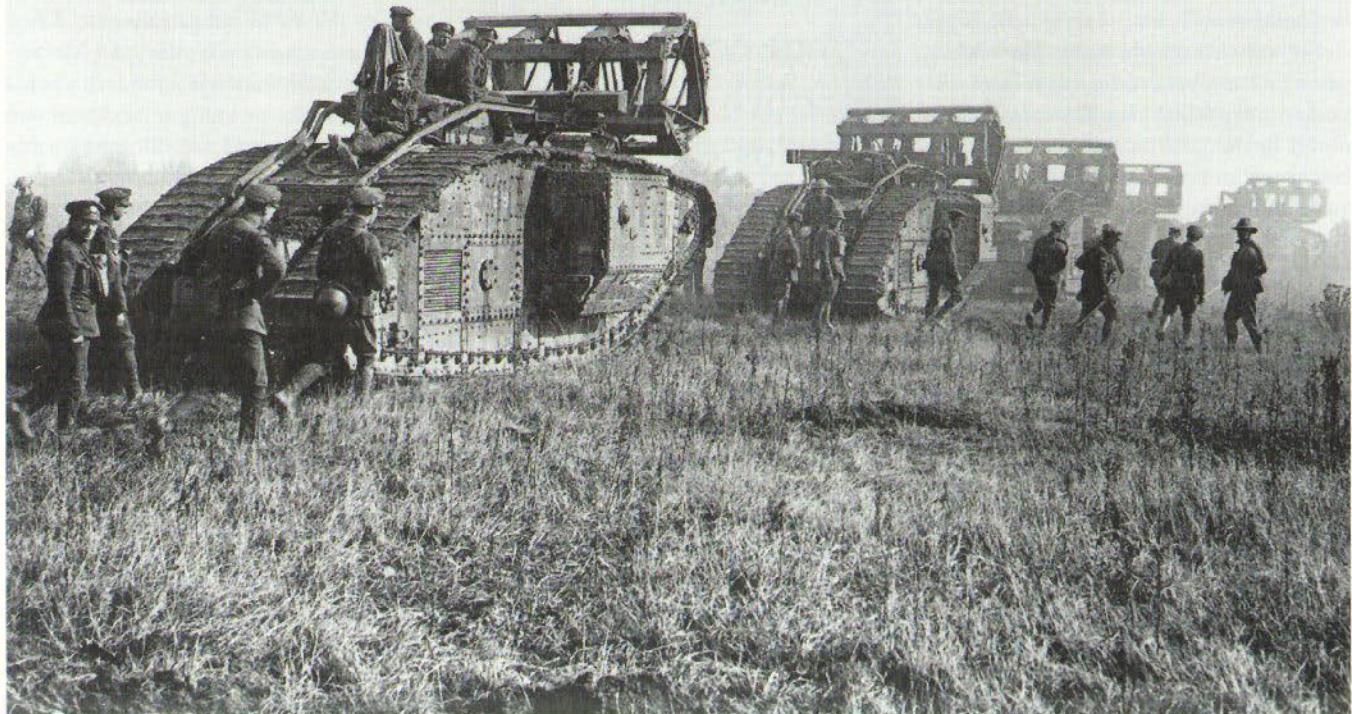
graphischen Ausdehnung, nicht nur, weil er der erste industrialisierte Krieg mit einem enormen Umfang an Mobilmachungsmaßnahmen ist, sondern vor allem wegen der gewaltigen Verluste, wie sie Frankreich und Großbritannien bis dahin noch nie erleiden mussten.

Für Frankreich wird dieser Krieg sogar zur demographischen Katastrophe, von der es sich nie mehr erholt. Später, im Vorfeld des Zweiten Weltkriegs, äußern führende französische Generäle und Politiker, nach einem weiteren Krieg diesen Ausmaßes gegen Deutschland werde die französische Nation nicht mehr existieren.

Hat der Krieg aus den gleichen Gründen auch in Großbritannien so tiefe mentale Spuren hinterlassen?

Ja – aber es kam noch etwas hinzu: Wenn sich die Briten bis dahin auf dem





Tanks aus Großbritannien, hier ausgerüstet mit Grabenüberbrückungsgerät, machen Halt in Frankreich

Kontinent militärisch engagiert haben, so bestand ein Großteil ihrer Truppen aus Hannoveranern, BelgIern und anderen Völkern. Jetzt aber müssen erstmals Millionen von Briten selbst zum Gewehr greifen.

London führt 1916 sogar die allgemeine Wehrpflicht ein. Das ist für die Briten ein ungeheuerer Vorgang angesichts einer Politik, die traditionell stets auf eine kleine Berufsarmee gesetzt hat, möglichst weit weg stationiert.

Wobei „great“ im Englischen auch die Bedeutung von „großartig“ haben kann ...

... ja, durchaus auch im Sinne von Glorie, Sieg und Heldenmut.

Wie steht es in diesem Krieg um die Verbündeten der beiden Kriegsparteien? Was bewegt das Osmanische Reich, auf Seiten der Mittelmächte in den Krieg einzutreten? Und was führt umgekehrt Japan, Italien, Portugal und die USA dazu, sich neben die Entente zu stellen?

Im Osmanischen Reich gibt es zuvor eine Debatte, ob man nicht auf der Seite der Entente in den Krieg eintreten solle. Und es ist auch hier eine strategische Clique, welche die Entscheidung fällt: Enver Pascha mit seinen Jungtürken

sorgt fast im Alleingang dafür, dass das Osmanische Reich auf Seiten der Mittelmächte in den Krieg eintritt. Vorwand ist, dass London zwei von den Osmanen bereits bezahlte und auf britischen Werften fertig gestellte Schlachtkreuzer nicht ausliefert. Stattdessen laufen dann zwei deutsche Kriegsschiffe im Hafen von Konstantinopel ein – und werden den Osmanen geschenkt.

Und worum geht es Enver Pascha wirklich?

Der träumt davon, dass alle Türkisch sprechenden Menschen zusammengeführt werden sollen – in einem Reich, das bis an die Grenze der Mongolei heranreicht.

Das geht nur auf Kosten Russlands.

Deshalb ist dies auch ein wesentlicher Grund für Envers Hinwendung zu den Mittelmächten. Russland gehört zur Entente. Und die hätte sich die Ansprüche der Türkei nicht gefallen lassen.

Und was drängt Japan an die Seite der Entente?

Die Briten erkennen den Wert der Panzer früher als alle anderen

Japan ist seit 1902 mit Großbritannien verbündet, und aus dessen Sicht ist der japanische Kriegseintritt sehr wünschenswert, um im Pazifik entlastet zu werden. Auch Japan verfolgt eine harte Interessenpolitik – im Wettlauf mit Australien und Neuseeland um die deutschen Kolonien im Pazifik. Und als die Australier und Neuseeländer schnell viele dieser deutschen Kolonien besetzen, damit ihnen die Japaner nicht zuvorkommen, machen die sich daran, das deutsche Pachtgebiet Kiautschou an der chinesischen Küste zu erobern. In London wird das nicht gern gesehen.

Im April 1915 geben Italien und im März 1916 Portugal ihre Neutralität zugunsten der Entente auf. Weshalb?

Aus purem Egoismus. Gegen den Widerstand der Opposition und teilweise der eigenen Partei treibt das Kabinett in Rom ein machiavellistisches Spiel: Durch diesen Krieg werden gewiss Länder neu verteilt, und da muss Italien doch dabei sein! Es hat längst Gebietsansprüche angemeldet, Triest etwa und Tirol bis zur Brenner-Grenze. Auch auf die istrische Adriaküste hat Rom Appetit, und ebenso will man nach dem Krieg bei der Aufteilung des Osmani-

schen Reiches oder der Kolonien auf der richtigen Seite sein. Der bürgerlich-liberalen Regierung in Rom ist es dabei ziemlich gleichgültig, dass sie für solche Ziele Tausende Bauern aus den Abruzzen an der Front verheizt – vor allem im Alpenkrieg gegen die Österreicher.

Auch in Portugal schlägt sich im März 1916 eine Minderheit um den Ministerpräsidenten Alfonso da Costa außenpolitischer Vorteile halber auf die Seite der Entente. Ungefähr 2000 Portugiesen fallen, was für dieses kleine Land ganz schlimm ist.

Die Gründe für den Kriegseintritt der USA sind etwas anständiger?

Viel komplexer: Zunächst wollen die USA sich raus halten – getreu der seit ihrer Gründung herrschenden Ideologie der Abgrenzung von Europa. Sollen sich die Militaristen und Monarchen auf diesem undemokratischen Alten Kontinent doch an die Gurgel gehen!

Aber die Wirtschaft der Vereinigten Staaten, der schon damals wichtigsten Industriemacht der Welt, ist längst international ausgerichtet. Und in US-Wirtschaftskreisen sind viele über die völkerrechtswidrige Seeblockade empört, mit der Großbritannien den amerikanischen Handel mit den Mittelmächten gestoppt hat. Britische Zerstörer haben ja amerikanische Schiffe auf hoher See angehalten und sie zur Durchsuchung in britische Häfen geleitet.

Der Handelspartner Deutsches Reich geht den USA somit verloren?

Ja, aber dafür expandieren die Märkte in Großbritannien und Frankreich bald um ein Mehrfaches. Die amerikanischen Exporte etwa an Stahl und Getreide erhöhen sich exponentiell, sodass die boomende amerikanische Volkswirtschaft schließlich sogar abhängig ist von dem Krieg jenseits des Atlantiks. Als 1915 Präsident Woodrow Wilson seinen Berater Colonel Edward House nach Europa schickt, um Möglichkeiten eines Friedens zu sondieren, reagiert die Wall Street mit nachgebenden Kursen.

Weil man den Frieden fürchtet?

Inzwischen hat die amerikanische Wirtschaft ein starkes Interesse daran, dass dieser Krieg erstens nicht zu schnell endet – und dass zweitens die richtige Seite gewinnt: Denn Briten und

Franzosen bezahlen ihre US-Importe ja nicht sofort, sondern erhalten sie auf Pump. Sodass nach und nach der ganze Wohlstand, den das britische Empire in Jahrhunderten erworben hat, den Amerikanern überschrieben wird.

Großbritannien darf also den Krieg nicht verlieren, damit es seine Schulden bezahlen kann?

Diese Sorge spielt zunehmend eine Rolle, vor allem seit das Deutsche Reich dabei ist, den Krieg im Osten zu gewinnen, und ihn deshalb womöglich auch im Westen für sich entscheiden könnte.

Diese wirtschaftlichen Argumente sind aber nicht der einzige Grund dafür, dass Amerika in den Krieg eintritt?

Nein. Das liegt unter anderem daran, dass Präsident Wilson – ein Mensch, der Politik als moralischen Auftrag versteht – und große Teile der amerikanischen Öffentlichkeit zunehmend Sympathie für die Entente entwickeln. Denn wenn es überhaupt Demokratie in Europa gibt, so ist die Entente sozusagen das demokratische Gegenstück zu dem autoritären Kaiser-Regime Wilhelms II.

Hinzu kommt dann auch die Empörung in den USA darüber, dass die Deutschen im Januar 1917 den unbeschränkten U-Boot-Krieg erklärt haben.

Ja. Obwohl die Reichsleitung den U-Boot-Krieg 1915 nach der Versenkung des britischen Passagierschiffs „Lusitania“ – bei dem auch viele amerikanische Zivilisten ertrunken sind –

Französische Soldaten inspizieren einen erbeuteten deutschen Panzer. Bis Kriegsende produziert das Reich nur etwa 20 Exemplare. Es fehlt an Stahl – und einer Lobby für die neue Waffe

schon einmal auf Druck aus Washington eingestellt hat, beschließt Berlin, seine U-Boote im Kriegsgebiet nun auch neutrale Schiffe angreifen zu lassen. Und jetzt hat Wilson das Problem, dass er seine Drohung von 1915 wahr machen und Deutschland den Krieg erklären muss. Zudem erfährt er dann auch noch von dem berüchtigten Telegramm, das der Staatssekretär Arthur Zimmermann, dieser Stammtischpolitischer im Berliner Außenamt, im Januar 1917 an den deutschen Botschafter in Washington geschickt hat.

Welchen Inhalts?

Der Botschafter möge doch der mexikanischen Regierung für den Fall, dass sie auf deutscher Seite in einen möglichen Krieg mit den USA eintritt, als Kriegsbeute New Mexico, Arizona und andere seit dem 19. Jahrhundert an die USA verlorenen Gebiete versprechen. Auch die Japaner will man überzeugen, das Bündnis zu wechseln.

Was in den USA Empörung hervorruft.

Natürlich. Wilson ist persönlich verärgert, weil dieses Telegramm, dieses Musterstück an Dummheit und Hybris, über das amerikanische Seekabel gelauft ist, das er den Deutschen bislang offen gehalten hat.

Die Antikriegsstimmung in den USA schlägt um?

Ja, im wesentlichen aus den genannten Gründen. Während Wilson noch im



November 1916 mit dem Slogan „He kept us out of the war“ wiedergewählt wird, herrscht beim Kriegseintritt der USA im April 1917 im Volk eine ziemliche Begeisterung. Diese Tat wird in aller demokratischen Ordnung vom Kongress gebilligt, wobei natürlich eine Rolle spielt, dass dort die Wirtschaftsinteressen stark vertreten sind. Es melden sich sofort viele Kriegsfreiwillige, und sehr schnell wird dann auch die Wehrpflicht eingeführt.

Doch Wilson engagiert sich weiterhin für den Frieden, den er schon seit 1915 immer wieder zu vermitteln versucht hat?

Das kennzeichnet eben das moralisierende Element in seiner Politik. In Wirklichkeit aber hat seine Idee von einem Frieden ohne Sieger und Verlierer nie eine ernsthafte Chance – angesichts der US-Wirtschaftsinteressen auf der einen und der Kriegzielinteressen der Europäer auf der anderen Seite.

Aber decken sich denn nicht zumindest die Kriegsziele der Entente weithin mit Wilsons Forderungen nach dem Selbstbestimmungsrecht der Völker?

Nicht einmal überall lückenlos da, wo die Alliierten ihre Kriegsziele offen legen – etwa die Rückgewinnung Elsass-Lothringens durch Frankreich und die Staatenbildung im Osten und in Südosteuropa. Und schon gar nicht bei Verabredungen wie dem geheimen Sykes-Picot-Abkommen von 1916 zwischen Großbritannien und Frankreich.

Auch der Himmel wird zum umkämpften Gebiet

Was verbirgt sich dahinter?

Der imperialistische Raubkrieg, den die Entente gegen das Osmanische Reich führt.

Sie meinen dessen beabsichtigte Zerschlagung und Aufteilung?

Genau. Wobei das später propagandistisch verbrämt wurde mit der Idee vom Selbstbestimmungsrecht der Völker. Dabei ist der so genannte nationale Aufstand der Araber, den man da angeblich unterstützt, in Wirklichkeit der Aufstand des Scherifen von Mekka aus dem Geschlecht der Haschemiten. Viele arabische Kämpfer dienen dagegen loyal in der osmanischen Armee. Und während die Haschemiten mit britischer Hilfe in den vorderen Nahen Osten expandieren wollen, nach Jordanien, Palästina, Syrien, kommt es in ihrem Rücken ...

... im Inneren der Arabischen Halbinsel ...

... zu einem weiteren Aufstand: Stämme auf dem Gebiet des heutigen Saudi-Arabien fallen den Haschemiten sozusagen in den Rücken. Das ist eine ganz andere Erhebung, unterstützt übrigens

Deutsche bringen einen Fesselballon in Position. Er ermöglicht einen Blick hinter die feindlichen Linien – und erhöht so die Effizienz der Artillerie als Fernwaffe

von dem britischen Vizekönig Lord Charles Hardinge in Indien.

Die britische Regierung in Indien verfolgt also andere Ziele als die britische Regierung in London?

Ja, es gibt innerhalb der britischen Administration enorme Gegensätze. Der Vizekönig in Indien hat eigene Interessen, und dafür instrumentalisiert er die saudi-arabischen Stämme – genau so, wie London die Haschemiten benutzt. Von vornherein geht es bei dieser Auseinandersetzung auch um die Frage, was mit dem heutigen Irak und den dortigen Ölsvorkommen geschehen soll. Die britische Regierung in Indien sagt: Der Irak muss uns unterstellt werden. London hält dagegen: Um Gottes willen, nein!

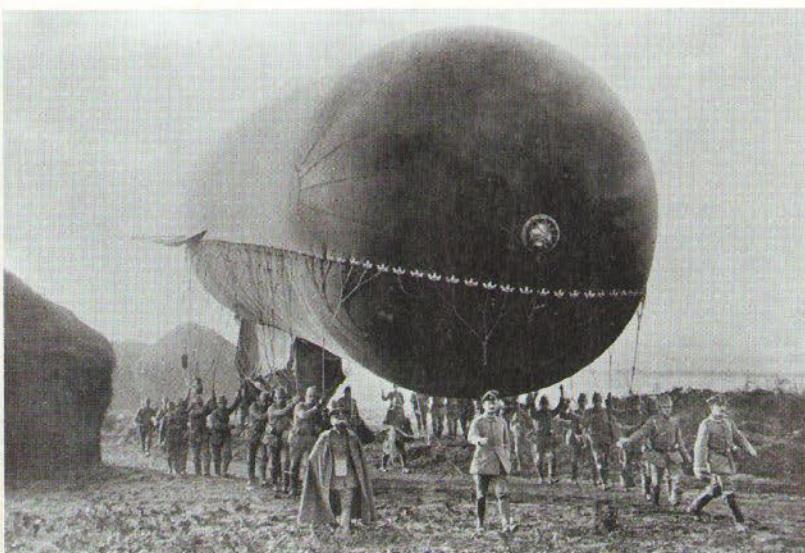
Die britische Politik ist stets doppelzüngig. So verspricht man den Haschemiten einerseits mündlich, dass man einem arabischen Großstaat unter ihrer Führung sehr positiv gegenübersteht. Zugleich ist aber den entscheidenden britischen Politikern klar, dass in einem solchen Fall alle vom osmanischen Joch befreiten Araber unter die Herrschaft der Haschemiten kämen, was natürlich nicht im Interesse der anderen arabischen Stämme liegt, mit denen London ja ebenfalls kooperiert.

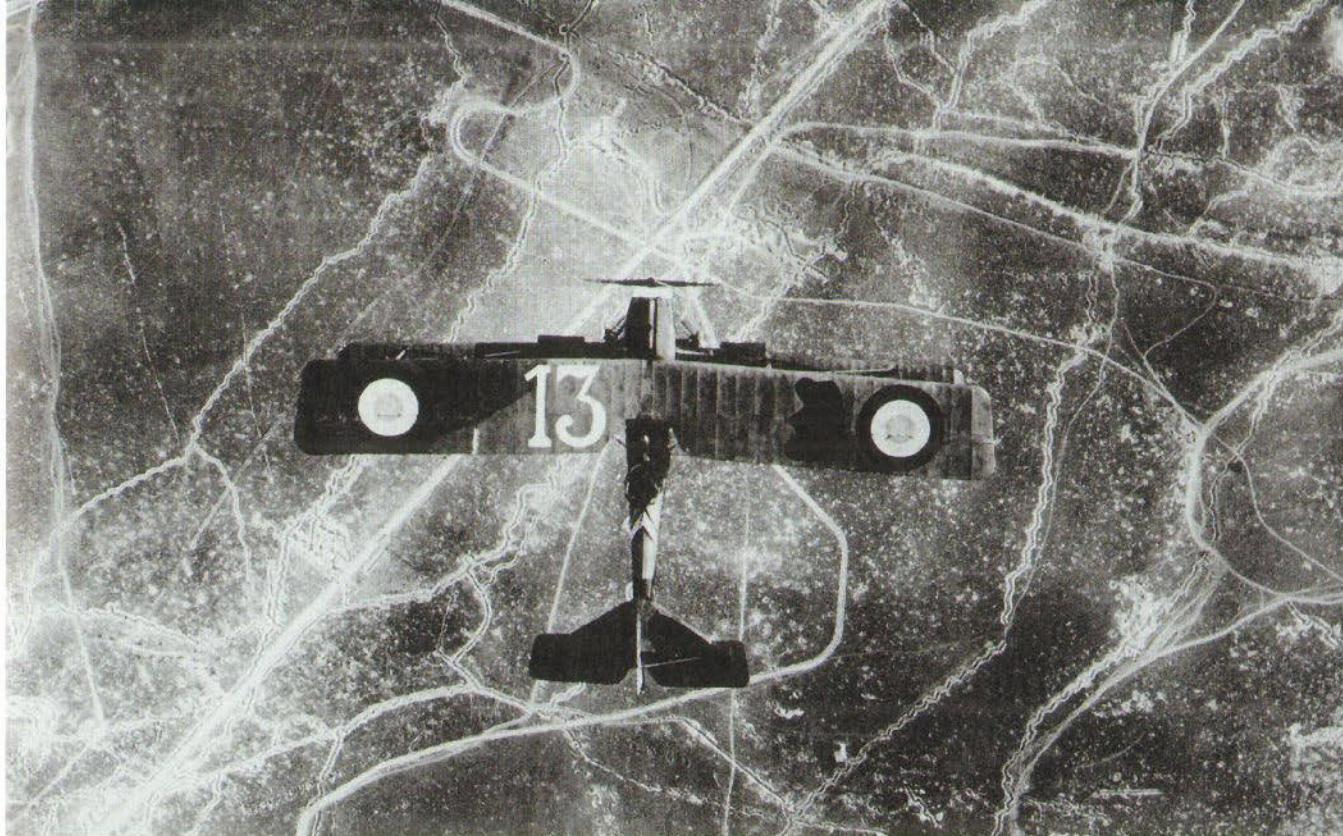
Und dann spielen auch noch die Franzosen im Orient mit.

Mit denen haben sich die Briten im Sykes-Picot-Abkommen darüber geeinigt, wie Arabiens Ressourcen nach Kriegsende aufgeteilt werden. Demnach sollen die Franzosen die Wirtschaftshoheit im Norden des Gebiets erhalten, die Briten im Süden. Bei den Pariser Verhandlungen nach dem Ersten Weltkrieg nimmt Großbritannien dieses Zugeständnis an Frankreich allerdings nicht wieder auf: Der Irak wird britisch.

Wie reagieren die Araber darauf?

Die Stämme auf der Arabischen Halbinsel gehen erst einmal leer aus, wogegen sie sich in Aufständen wehren. Die Saudis unter Ibn Saud verdrängen die anderen Stammesführer und gründen 1932 das neue Königreich Saudi-Arabien. Der Haschemit Faisal wird 1921 zum König des Irak ernannt. Ursprünglich haben die Briten ihn in Syrien als König etablieren wollen – das Land gleichzeitig aber den Franzosen





Ein französischer Doppeldecker überfliegt eine Landschaft voller Granattrichter. Die Luftkämpfe sind meist noch Duelle Mann gegen Mann

versprochen, die sich dort dann auch etablieren. Was für eine Verlogenheit!

Nicht zu reden von Großbritanniens fantastischen Versprechungen an Russland, das etwa Konstantinopel bekommen soll, und an Italien, dem man einen Teil des anatolischen Festlandes anbietet, damit es auf Seiten der Entente in den Krieg eintritt – was es dann auch tut.

Was sagt Woodrow Wilson, der Moralist im Weißen Haus, zu all dem?

Diese Pläne passen überhaupt nicht zu seinen Vorstellungen vom Selbstbestimmungsrecht der Völker. Und als dann die USA in den Krieg eintreten und von diesen Plänen erfahren, herrscht in Washington einiges Entsetzen.

Wilson meint es also ehrlich?

Es sieht so aus. Aber womöglich ist er einfach nur naiv, was das Selbstbestimmungsrecht der Völker auf einem Kontinent wie Europa angeht – wo die Siedlungsgebiete vielfach sehr durchmischt sind. Andererseits ist er von vornherein auch kompromissbereit. Es ist ihm klar, dass die Deutschen am Ende des Krieges geschwächt dastehen sollen – dass seine Forderung nach dem Selbstbestimmungsrecht der Völker nicht etwa bedeuten kann, dass die Bevölkerung von

Elsass-Lothringen abstimmen darf, zu wem sie nun gehören will. Und er lässt auch noch eindeutigere Verstöße gegen das Selbstbestimmungsrecht zu: so die Auslieferung Südtirols an Italien oder die Verkleinerung Ungarns um mehr als zwei Drittel – was Budapest in Bezug auf die Gebietsverluste zum Hauptverlierer des Krieges macht. Und schließlich ist Wilson sich mit den anderen Siegermächten einig, dass Rest-Österreich sich keinesfalls Deutschland anschließen darf – was ja bei Kriegsende 1918 in Deutsch-Österreich dringend gewünscht wird.

Haben die Kriegsverlierer von Wilsons Idealen also gar nicht profitiert?

O doch. Wilson verhindert zum Beispiel die französische Absicht, das Deutsche Reich zu zerschlagen. Denn das ließe sich nun unter keinen Umständen mit dem von ihm propagierten Selbstbestimmungsrecht vereinbaren, weil die große Masse der Deutschen in eben diesem Reich leben will – und nicht etwa in einem von Bayern dominierten Südstaat und einem Rumpfpreußen. Unterstützt wird Wilson in dieser Frage vom britischen Premier Lloyd George, denn aus Londoner Sicht ist man ja in den Krieg

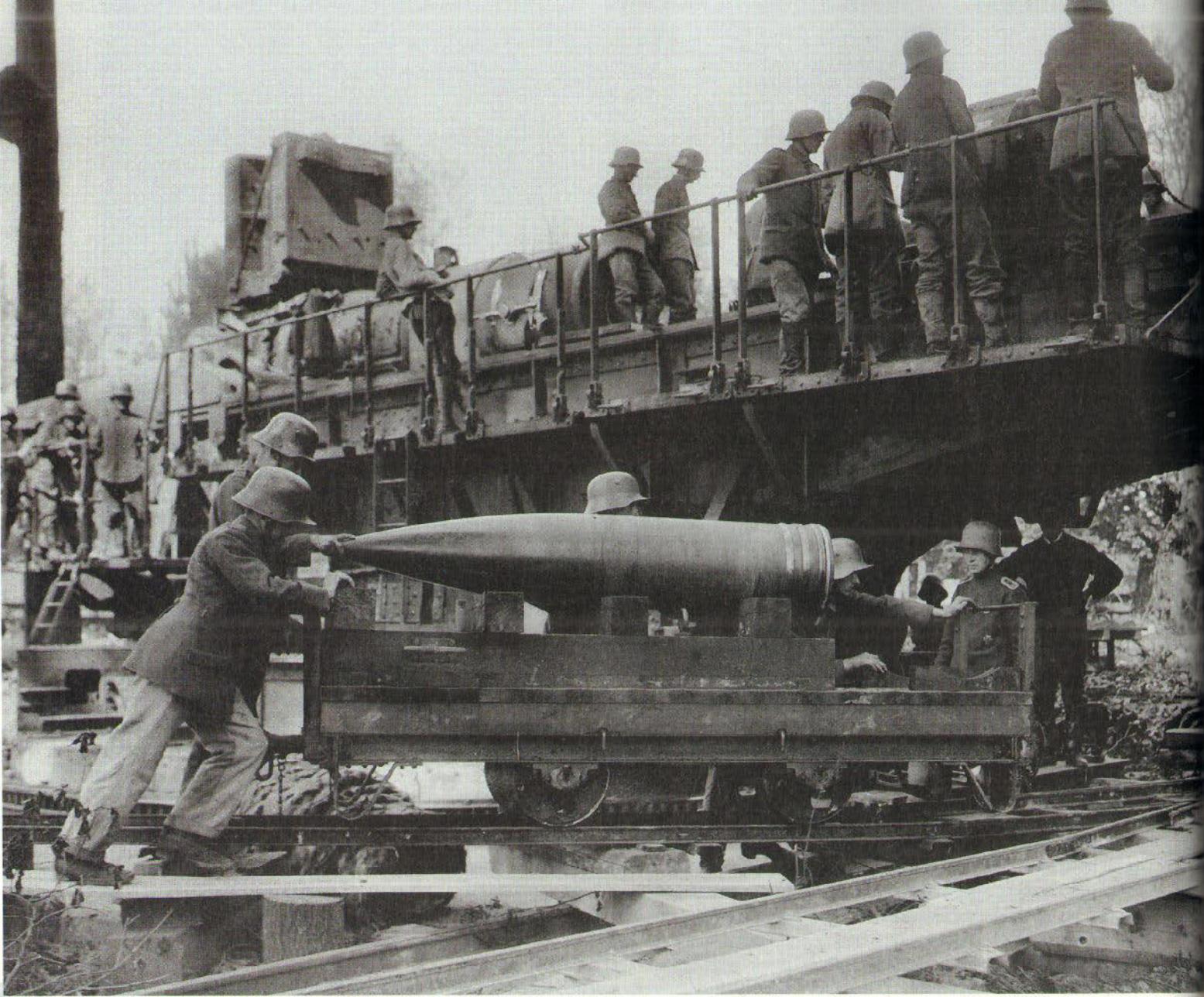
gezogen, um die *balance of power* in Europa zu bewahren. Und das kann nicht heißen, dass am Ende Frankreich den Kontinent dominiert. Da braucht man schon noch das Deutsche Reich.

Zur Jahreswende 1916/17 kommt es angesichts eines möglichen Kriegseintritts der USA zu Friedensbemühungen der Reichsleitung. Sind sie von der Sorge bestimmt, der Krieg könnte durch das drohende US-Engagement in Europa verloren gehen?

Eine Niederlage ist für die deutschen Entscheider damals kein Thema. Sicher, im Reichstag gibt es Politiker, die ernsthaft zu einem Kompromissfrieden bereit sind, doch die Oberste Heeresleitung unter ihrem Chef Paul von Hindenburg, die über diese Friedensbestrebungen alles andere als erfreut ist, akzeptiert zu dieser Zeit nur einen Siegfrieden.

Trotz der immensen Verluste an Menschen und Material?

Gerade deswegen. Denn da es Ende 1916 in Europa bereits mehrere Millionen Kriegstote gibt, wäre es der Öffentlichkeit im eigenen Lande kaum klar zu machen, dass man den Krieg einfach so beendet. Dann wären ja all diese Menschen vergebens gefallen.



Aber ist es von Berlin nicht kurzsichtig, das Risiko USA zu unterschätzen?

Sie müssen da in Rechnung stellen, welch gewaltige amphibische Operation es gewesen ist, Millionen amerikanischer Soldaten nach Europa zu bringen. Wobei übrigens kein einziger Truppentransporter von einem deutschen U-Boot versenkt wurde – so viel zu der vom Reichsmarineamt so gepriesenen Effektivität der U-Boot-Waffe. Nein, in der Obersten Heeresleitung ist man lange der festen Überzeugung, dass die Amerikaner gar nicht in der Lage sind, ernsthaft in Europa zu intervenieren. Dahinter steckt wieder dieser Provinzia-

lismus im deutschen Generalstab und bei vielen deutschen Politikern: Vorurteile gegenüber einer angeblich schwachen Demokratie und eine völlige Unkenntnis der USA. Die haben ja noch nicht mal die Wehrpflicht! Nicht mal ein ausgebildetes Heer! Stimmt, haben sie nicht – noch nicht! Und so richtig effektiv wirkt sich das militärische Engagement der Amerikaner ja auch wirklich erst nach einem Jahr aus.

Der Feuerbefehl kommt nun per Fernsprecher

Ist es dennoch kriegsentscheidend?

Absolut. Zwar sind die Soldaten, die nach Europa kommen, nicht gut ausgebildet. Sie sind nicht gut geführt, es gibt nicht genügend Unteroffiziere und Offiziere. Sie haben nur leichte Waffen, so dass sie – anders als im Zweiten Weltkrieg – von den Briten und Franzosen mit Geschützen, Panzern und Flugzeugen ausgerüstet werden müssen. Kriegsentscheidend sind die Amerikaner trotzdem: allein mit ihrer Manpower, die zunächst und vor allem moralisch wirkt. Denn die Entente ist in den letzten Monaten des Jahres 1917 militärisch am Ende, zu keiner Offensive mehr fähig, in



Technische Entwicklungen bestimmen immer stärker den Kriegsverlauf – etwa bei der Artillerie, wo Krupp mit dem Eisenbahngeschütz »Langer Max« eine bis zu 50 Kilometer weit reichende Schnelladakanone entwickelt. Auch die Befehle der Feldherrn werden nun per mobilem Telefon übermittelt, wie auf dieser Hügelkuppe bei Caporetto in Slowenien, wo General Otto von Below seinen Stab versammelt hat

rikaner. Und wenn sie welche gefangen nehmen, sind sie ungemein erstaunt, was die an Lebensmitteln dabei haben.

Der Nachschub funktioniert?

Blendend. Kriegsentscheidend aber ist letztlich die schiere Zahl der Amerikaner. Die Deutschen haben längst ein Personalproblem. Nach den furchtbaren Verlusten in den ersten dreieinhalb Kriegsjahren sind die Truppen, die man von der Ostfront abzieht, um sie an die Westfront zu schicken, nicht mehr sehr kampffähig und nicht mehr kampfwil- lig. Und die treffen nun auf Hunderttau- sende wohlgenährte Amerikaner.

Das Zahlenverhältnis an der Front kippt also entscheidend?

Ja, auf deutscher Seite verstärkt sich die Hoffnungslosigkeit: Jetzt sind alle Offensiven gescheitert, und da kommen immer mehr Amerikaner – gegen wen sollen wir denn noch alles kämpfen?

sam. Auch wirtschaftlich schadet es den Mittelmächten kaum noch, denn die Briten blockieren ihren Außenhandel ja eh.

Übrigens: All die Staaten, denen durch Blockaden der Weltmarkt verschlossen wird – Österreich-Ungarn, das Deutsche Reich, auch Russland, dem die Deutschen die Ostsee-Ausgänge und die Türken die Dardanellen versperrt haben – sind schließlich die Kriegsverlierer.

So ist denn aus einem anfangs europäischen Konflikt schließlich ein moderner Weltkrieg geworden?

Aber nicht ohne dass ein weiteres Element hinzutreten wäre – das der Globalisierung. Weltweit miteinander vernetzte Konflikte gibt es ja im Grunde seit Kolumbus. Aber es waren sozusagen Kriege in Zeitlupe.

Aus unserer Sicht ...

... weil die weltweiten Kommunikationssysteme so langsam waren. Zu Napoleons Zeit brauchte eine Nachricht von London nach Kalkutta per Segelschiff ein halbes Jahr, die Antwort ebenso lange. Also wurde vor Ort sehr viel auf eigene Faust operiert.

1914/18 aber herrscht eine völlig andere Situation. Inzwischen haben die Menschen die Elektrizität entdeckt und die Telegrafie. Die Kommunikation ist rasend schnell geworden. Es gibt Eisenbahnen und vor allem Dampfschiffe, mit denen man unabhängig von Wind und Wetter riesige Mengen an Menschen und Material über die Kontinente und quer über die Ozeane schicken kann.

All das macht jetzt eine wirklich globale Kriegsführung möglich.

Im modernen Sinne?

Tatsächlich ist das gegenwärtige Ge rede von der Globalisierung als einer „neuen Revolution“ Blödsinn. Globalisierung ist ein altes Phänomen, das sich bereits seit der zweiten industriellen Revolution, also seit den 1880er Jahren, beschleunigt. Im Krieg 1914/18 findet es einen brutalen Ausdruck – und das treibt die Globalisierung weiter voran. Und das Schlimmste daran ist, dass die Globalisierung des Denkens damit nicht Schritt hält.

Dieser Krieg beginnt infolge klein- kariert nationaler Egoismen, und er endet auch damit – Versailles und die anderen Pariser Vorort-Verträge doku-

Frankreich neutern die Truppen. Und jetzt kommen da die frischen Jungs aus der Neuen Welt zu Hilfe.

Welchen Effekt hat das auf der anderen Seite, bei den Deutschen?

Allein dass das „Unternehmen Michael“ im Frühjahr 1918 und die Nachfolge-Offensiven scheitern, die eigentlich die Entscheidung bringen sollen, hat mit der Anwesenheit der Amerikaner zu tun: Diese Offensiven werden zum Teil von amerikanischen Truppen aufgefangen. Als dann der große Gegenschlag der Alliierten kommt, verlieren die Deutschen ihre Moral. Denn da erleben sie jetzt diese jungen, tatkräftigen Ame-

In der Tat treten ja jetzt nach den USA noch weitere Länder in den Krieg auf Seiten der Entente ein.

Einige lateinamerikanische Staaten zum Beispiel. Sie tun das teilweise aus Solidarität mit den USA, teilweise unter deren Druck.

Aber vielleicht auch deshalb, weil die Politiker dort denken: Der Krieg geht nun bald zu Ende, und da wollen wir bei den Friedensverhandlungen dabei sein?

Na sicher. Allein das ist ja eine enorme Aufwertung ihres internationalen Prestiges. Was die lateinamerikanischen Staaten an Soldaten nach Europa schicken, ist militärisch nicht sehr bedeut-

mentieren nichts anderes. Und es ist wohl einer der wesentlichen Gründe für das Ausmaß dieser Katastrophe, dass die Mentalität der führenden Politiker den wirtschaftlichen und technologischen Verhältnissen nicht angepasst ist. Diese Leute beherrschen die Globalisierung nicht, jedenfalls nicht mental. Und sie verstehen sie auch nicht.

War diese Katastrophe also die erste umfassende Globalisierungskrise?

Ja, und deren Ausmaß wird möglicherweise erst dann deutlich, wenn man das Europa von 1914 mit dem in den 1920er Jahren vergleicht. Zwar wird vor dem Krieg in den meisten europäischen Ländern von Krise geredet – da gibt es Klassenkämpfe, ethnische Auseinandersetzungen. Streit zwischen den Konfessionen, Nationalitätenprobleme. Gleichzeitig aber steigen zwischen 1900 und 1914 in Europa die Reallöhne. Eine hochmoderne, im Schnitt sehr wohlhabende Gesellschaft entsteht, die sich trotz aller politischen und sozialen Probleme fortschrittlich entwickelt.

Und nach dem Krieg ...

... herrscht fast überall Massenarmut. Im Deutschen Reich ruinieren die ungeheuren Kriegskosten in Form der Hyperinflation von 1923 die Bevölkerung, vor allem den Mittelstand; Kriegskrüppel sitzen bettelnd an den Straßen. In Frankreich kommt es ebenfalls zu einer Verarmung der Gesellschaft, die auch von den deutschen Reparationszahlungen nicht

Der Krieg tobt von den Steppen bis zum Hochgebirge

auszugleichen ist. Die großen Auslands-
guthaben Großbritanniens und Frank-
reichs sind verschleudert. Nach dem
Krieg hängt Europa am Tropf der USA.
Und es verliert seine Führung in der Welt.

Nach dem Krieg beruft sich zum Bei-
spiel der Indian National Congress auf
die Beteiligung indischer Soldaten und
so genannter Kulis an diesem Krieg auf
britischer Seite und fordert deswegen die
nationale Selbstbestimmung. Und das
spricht sich dann auch in Afrika herum.

Viele Historiker sehen in diesem Konflikt nicht nur einen globalen, sondern auch einen totalen Krieg: weil er tief in den Alltag der Bevölkerung greift?

Der Begriff „la guerre totale“ taucht in Frankreich 1917 zum ersten Mal auf und meint in erster Linie die vollständige Mobilisierung der Gesellschaft. Und das Ausmaß der Mobilisierung ist in diesem Krieg, als Folge der inzwischen stattgefundenen Industrialisierung, tatsächlich höher denn je. Doch jüngst haben sich einige meiner Kollegen und ich nach einer ganzen Konferenzserie

über das Thema „Was ist ein totaler Krieg?“ darauf geeinigt, dass der ein Idealtypus, ein nicht realisierbares Konstrukt ist. Und zwar deshalb, weil wir meinen, dass keine Gesellschaft zu hundert Prozent für einen Krieg zu mobilisieren ist.

**Denn das würde eine hundertprozen-
tige Kontrolle voraussetzen.**

Richtig, und die ist einfach nicht
machbar. Aber es gibt Annäherungen an
den Idealtypus – vor allem durch ein
weiteres zentrales Element des totalen
Krieges: den Abbau der Schranken zwi-
schen Zivilisten und Militärs. Das heißt,
die Bevölkerung wird nicht nur ein we-
sentliches Rückgrat der Kriegsführung,
sondern auch Zielobjekt für den Feind.

Dazu zählt die Bombardierung Lon-
dons durch die Deutschen, dazu zählt
die englische Hungerblockade, die ein-
deutig gegen die deutsche Zivilbevölke-
rung gerichtet ist, dazu zählen die Gräu-
eltaten, die beim deutschen Einmarsch
1914 in Belgien verübt worden sind.
Insbesondere an der Ostfront haben sich
die Grenzen zwischen Zivilisten und
Militärs in diesem Krieg zu verwischen
begonnen. Dass so etwas möglich ist,
hängt damit zusammen, dass die Kriegs-
ziele nunmehr entgrenzt sind.

Entgrenzt inwiefern?

Noch im 18. Jahrhundert führte man
Krieg etwa um den Besitz einer Provinz.
1914/18 aber führt man Krieg um das ei-
gene Überleben und auf der Grundlage
des vollständigen Misstrauens gegen-
über dem Gegner. Das heißt: Mit dem ist
kein Kompromiss mehr möglich, ergo
muss er vernichtet werden. Im Ersten
Weltkrieg soll der Gegner ja nicht ein-
fach nur besiegt werden oder ein Stück
Land verlieren, sondern er soll mi-
litärisch, politisch und als Machtfaktor
ausgeschaltet werden.

**Und nun noch eine schlichte Frage:
Wer war schuld an diesem Krieg?**

Ginge es um einen Kriegsverbrecher-
prozess, würde ich als Hauptschuldigen
zunächst den Reichskanzler Bethmann
Hollweg nennen, weil der in der Juli-
krise die Situation im Alleingang immer
weiter verschärft hat. Graf Leopold
Berthold, der Wiener Außenminister,
und Österreich-Ungarns Generalstabs-
chef Conrad von Hötzendorf gehörten

Russische
Kosaken ziehen
in den Kampf.
Vor allem in den
Weiten des Ostens
setzen beide
Seiten bei der
Aufklärung noch
auf berittene
Einheiten





Gefecht auf 3800 Meter Höhe: Österreicher zielen am Ortler auf Italiener. Etwa 150 000 Menschen kommen im Alpenkrieg um

ebenfalls in die erste Reihe der Anklagebank. Und dann gibt es ein halbes Hundert Entscheidungsträger in den europäischen Hauptstädten, die sich mindestens der unterlassenen Hilfeleistung schuldig gemacht haben. Also: Etwa 50 Politiker und Militärs stecken den Kontinent in Brand.

Indem sie die Fäden ziehen?

Ja. Es ist die Zeit der Geheimdiplomatie, der Kabinettspolitik hinter verschlossenen Türen. Nur wenige einflussreiche Männer fällen die Entscheidungen – auch später im Krieg.

Sie diktieren mehr oder minder autoratisch?

Ja: Wäre demokratisch abgestimmt worden, wäre alles wohl anders gelungen. Aber auch jene Männer leben natürlich nicht im luftleeren Raum, sie nehmen Stimmungen auf und reagieren auf den Druck verschiedener Seiten. Und sicher spielt der Imperialismus eine Rolle. Aber dadurch, dass die konkreten Entscheidungen in Grüppchen gefällt werden, entwickelt sich eine Eigendynamik. Überdies identifizieren sich alle diese Männer mit ihrem Staat, und da der Ehrengedanke damals eine erhebliche Rolle spielt, ist keiner bereit, zur Verhinde-

rung des Krieges auf persönliches Prestige zu verzichten.

Und was ist mit Wilhelm II.?

Der ist keinesfalls zu unterschätzen, aber in der Julikrise spielt er eher eine indirekte Rolle. Wilhelm wird ja nicht ohne Grund auf Nordlandreise geschickt, eben damit er sich nicht einmischt. Sicher, er hat die Stimmung schon dadurch verschärft, dass er von seinen Leuten immer eine zackige Haltung erwartet hat. Aber als er nun zurückkommt und es ernst geworden ist, fängt er an zu wackeln. Es gibt mehrere Stationen der Julikrise, in denen der Kaiser sehr erleichtert ist, weil es so aussieht, als würde der Krieg doch nicht ausbrechen. Aber andauernd oszilliert er zwischen verschiedenen Standpunkten, wechselt seine Meinung wie seine Stimmung. Für die beteiligten Entscheidungsträger in Berlin ist der Kaiser eine fürchterliche Figur, weil er es ihnen schwer macht, klare Anweisungen zu geben. Wilhelm ist in dieser Phase zwar nicht die treibende Kraft, hätte aber die Macht gehabt, die Entwicklung zum Krieg zu stoppen.

Also schuldig der unterlassenen Hilfeleistung?

Mehr als das, mehr als das.

Sind jene von Ihnen genannten 50 Brandstifter nur unter Politikern und Militärs zu suchen? Drängen nicht auch Wirtschaftsmagnaten zum Krieg?

Im Gegenteil: Viele Männer aus Finanz- und Industriekreisen, Lord Rothschild in Großbritannien zum Beispiel oder Walther Rathenau in Deutschland, haben sich immer gegen einen Krieg ausgesprochen, weil der schlecht ist fürs Geschäft. Als der dann tatsächlich ausbricht, machen sie natürlich mit.

Abgesehen von den Monarchen, die eine undurchsichtige Rolle spielen, sind die wahren Kriegstreiber Minister, strategisch wichtige Beamte und Militärs – mächtige Männer eben, die den Befehl geben, die tatsächlich Geschichte gemacht haben. Nicht die Strukturen, nicht die imperialistischen Ambitionen haben dazu geführt, dass dieser Krieg ausgetragen ist, sondern Menschen. Menschen mit persönlicher Verantwortung. Menschen mit persönlicher Schuld. □

Der Erste Weltkrieg und seine Vorgeschichte sind seit langem Forschungsschwerpunkte von Dr. Stig Förster, 53, Professor für Neueste Geschichte an der Universität Bern.

Das Interview führten Dr. Christine Beil und Dr. Anja Herold. Eingerichtet hat es Ernst Artur Albaum.

Im April 1915 lassen deutsche Offiziere in Belgien 150 Tonnen Chlor abblasen, und 120

Der Tod aus dem Labor



Fritz Haber (1868–1934)
hält das Gas für eine
»humane Waffe«. 1919 be-
kommt er den Nobel-
preis für die Erfindung der
Ammoniak-Synthese

von CAROLINE LAHUSEN

Es ist der 2. April 1915. Auf dem deutschen Truppenübungsplatz Beverloo in Belgien durchdringt ein Zischen die Morgenstille. Gelblichgrüne Schwaden kriechen über den Boden, vereinigen sich zu einem Nebel. Plötzlich treiben zwei Männer ihre Pferde in die Gaswolke – der deutsche Chemiker Fritz Haber und Oberst Max Bauer vom deutschen Generalstab. Kaum sind sie vom Nebel umhüllt, schnürt es den Reitern die Kehlen zu. Krampfartiger Husten schüttelt ihre Körper; ihre Pferde stolpern keuchend und zitternd vorwärts. Als sie die Schwaden passiert haben, sind die Männer fast erstickt, ihre Gesichter wachsbleich. Auf Tragen werden sie vom Übungsgelände transportiert.

Der Ritt der beiden Männer war ein Selbstversuch – und aus sicherer Entfernung haben ihnen Offiziere des deutschen Generalstabs zugeschaut. Die Vorführung räumt letzte Zweifel aus. Knapp drei Wochen später, am 22. April, kommt es zum ersten großen Chemie-Angriff der Geschichte. Abends um 18 Uhr, als der Wind günstig steht, lassen deutsche Offiziere nördlich des belgischen Städtchens Ypern auf rund sieben Kilometer Frontlänge aus Tausenden von Stahlflaschen etwa 150 Tonnen Chlor ab-

blasen – unter der Aufsicht von Fritz Haber, der die neue Waffe entwickelt hat.

Panik breitet sich unter den französischen Truppen in den Schützengräben aus. 1200 Soldaten sterben, 3000 werden verletzt. Die Chemie hat ihre Kriegstauglichkeit bewiesen. Fritz Haber wird in einer „Blitzbeförderung“ zum Hauptmann ernannt. Er soll Tränen des Glücks vergossen haben, als er davon erfuhr.

„Im Frieden der Menschheit, im Krieg dem Vaterland“ lautet ein Motto des 1868 geborenen Chemikers. Er erfüllt beide Vorgaben im Übermaß – und gilt bis heute als einer der umstrittensten deutschen Wissenschaftler.

Seine berühmteste Erfindung gelingt Fritz Haber sechs Jahre bevor er zum „Vater des Gaskriegs“ wird: 1909 demonstriert er in seinem Karlsruher Labor, wie sich der in der Luft enthaltene Stickstoff in einem Hochdruckverfahren binden lässt. Nach jahrelanger Experimentierarbeit gelingt es ihm und seinem Kollegen Carl Bosch, die katalytische Ammoniak-Synthese für die Massenproduktion tauglich zu machen – eine Sensation. „Brot aus Luft“ nennen Zeitgenossen Habers Entdeckung. Denn Ammoniak ist ein Grundstoff für Kunstdünger.

Doch zunächst bringt die neue Waffe gegen den Hunger den Tod über Europa. Denn mithilfe der Ammoniak-Synthese lässt sich auch Salpetersäure produzieren – eine

Grundsubstanz für die Herstellung von Schießpulver und Sprengstoff. Als sich in den ersten Kriegsmonaten durch den immensen Munitionsverbrauch im Stellungskrieg Salpetermangel abzeichnet, organisiert Fritz Haber den Nachschub.

Der Chemiker drängt sich den Militärs regelrecht auf. Von Ehrgeiz und leidenschaftlichem Patriotismus getrieben, arbeitet er wie ein Besessener an seinem Großprojekt, der „Gassache“. Moralische Bedenken hat er nicht. Er ist davon überzeugt, dass er dem Vaterland so zum schnellen Sieg verhelfen kann, preist Gas gar als „humane Waffe“, die weniger Leiden und Todesopfer verursache als ein konventionelles Geschoss.

Andere deutsche Forscher arbeiten zwar auch im Auftrag der Heeresleitung. Doch Haber ist der erste Wissenschaftler, dem eine eigene Abteilung im Kriegsministerium unterstellt wird. Er hat gute Kontakte zu deutschen Chemiefirmen und kann kriegsrelevante Forschungsergebnisse sofort großtechnisch umsetzen lassen. So wird er zum Organisator des chemischen Kriegs – zum Verbindungsman zwischen Wissenschaft, Militär und Industrie.

Während des Krieges strukturiert Haber das Kaiser-Wilhelm-Institut für physi-



Ein Ausbildungsfoto der US-Armee von 1918 zeigt die lautlose Gefahr: Im tödlichen Nebel der Gasgeschosse überleben die Soldaten nur mit Schutzmaske

kalische Chemie und Elektrochemie in Berlin um, dessen Leiter er seit 1911 ist. Ende 1918 sind dort 1450 Mitarbeiter mit der Entwicklung von Gaskampfstoffen und Gas- schutz beschäftigt. Für das heikle Abblasen von Chlor an der Front werden unter Habers Regie eigens geschulte Gas- pionierregimenter aufgestellt. Höchstpersönlich besetzt er Offiziersstellen mit Wissenschaftlern; darunter sind spätere Nobelpreisträger wie Otto Hahn (Chemie), James Franck (Physik) und Gustav Hertz (Physik).

Kurz nach seiner gefeierten Rückkehr vom ersten Gas- einsatz bei Ypern erlebt Fritz Haber eine persönliche Tragödie: Seine Frau Clara erschießt sich in der Nacht auf den 2. Mai 1915 – möglicherweise aus Verzweiflung über das Engagement ihres Mannes für den Gaskrieg. Nur einen Tag nach Claras Tod reist der Witwer wieder an die Front. Seinen 13-jährigen Sohn lässt er in Berlin zurück.

Haber glaubt, er werde bei der Truppe gebraucht. Denn die Alliierten rüsten auf: Fünf

Monate nach dem Gasangriff der Deutschen bei Ypern greifen britische Truppen am 25. September 1915 mit Chlorgas an. Haber bekommt die Entwicklung einer sicheren Gasmaske übertragen.

Ab Januar 1916 werden die neuen Gummimasken mit abschraubbarem Dreischichtenfilter in Serie produziert – ein erster Schutz vor Chlorgas und Phosgen. Doch die Rüstungsspirale dreht sich immer schneller: Gaswerfer und Gasgranaten ersetzen das wetterabhängige Blasverfahren – womit die bis dahin mögliche Vorwarnzeit wegfällt. Als Reaktion auf verbesserte Masken des Gegners erfinden Haber und seine Mitarbeiter die Taktik des „Buntschießens“: Ein erster Angriff mit extrem reizenden „Blaukreuz“-Kampfstoffen, die auch Gasmasken durchdringen können, soll den Gegner zum Herunterreißen der Masken verleiten; im zweiten Beschuss werden die tödlichen „Grünkreuz“-Geschosse eingesetzt.

Schließlich kommt es in der Nacht zum 13. Juli 1917 unter Habers Regie zum ersten Senfgasangriff gegen die Briten. Nach der „Haberschen

Tödlichkeitsformel“, die eine Skalierung giftiger Gase nach Konzentrationshöhe und Einwirkzeit erlaubt, ist Senfgas 50-mal giftiger als Chlorgas.

Die Wirkung von Senfgas beschreibt ein Betroffener so: „Ein Gefühl, als ob Sand oder Kies in die Augen gerieben worden waren. Feuchte Hautstellen wurden zu langen gelben Blasen. Das Gas drang durch die Kleidung.“ Zwei Tage später sterben die ersten Soldaten qualvoll. Haber selbst beurteilt den Einsatz von Senfgas als „fabelhaften Erfolg, nicht wegen der Wirkung auf die inneren Organe, sondern wegen seiner Hautwirkung“.

Die Überlegenheit der Alliierten lässt Haber lange in dem Glauben, „dass es nur mit dem Gas geht“. Er irrt. Zwar sterben insgesamt etwa 80 000 Soldaten im Gaskrieg, werden mehr als eine Million verwundet. Doch kriegsentcheidend ist diese Waffe nicht. Der Wettkampf um immer tödlichere Kampfstoffe führt am Ende zu einem Patt.

Nach der deutschen Niederlage flüchtet Fritz Haber in die Schweiz. Er soll auf einer Gesuchtenliste der Alliierten stehen, weil er gegen das Völkerrecht verstoßen habe: Die „Haager Landkriegsordnung“ verbietet die militärische Verwendung von Giften und „erstickenden Gasen“.

Doch dann erreicht ihn die Nachricht, dass ihm der Nobelpreis zuerkannt worden ist – für seine Verdienste um die Ammoniak-Synthese. Haber nimmt den Preis an. Er habe „einer sittlichen Pflicht gehorcht, seine Arbeit der Verteidigung seiner Heimat“ zu widmen. Zu einer Anklage durch die Siegermächte kommt es nicht mehr.

In den 1920er Jahren forscht er an neuen Giften zur Schädlingsbekämpfung. Eines davon wird Zyklon B genannt. Dessen grausige Verwendung in den Gaskammern der Nazis erlebt Fritz Haber aber nicht mehr: Er verliert 1933 als Jude seine Stellung als Leiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts, geht nach England und stirbt acht Monate später.

Zu den Millionen der von Deutschen ermordeten Juden gehören später auch enge Verwandte jenes Chemikers, der Patriot sein wollte und zum Kriegsverbrecher wurde. □

Caroline Lahusen, 38, ist Historikerin und Journalistin in Hamburg.

Augen Zeugen

Lyriker und
Romanciers, Maler
und Grafiker durchleben
an der Front Feuertaufe,
Sturmangriff, Heimweh
und Todessehnsucht
wie Millionen andere Sol-
daten des Ersten Welt-
kriegs auch. Die Künstler
jedoch verbindet etwas
Besonderes: die Suche
nach einer Formenspra-
che für das im Grunde
Undarstellbare

Durch die Gassen Wiens ritt der Schatten Prinz Eugens. Jung und Alt summte die alte Weise. Jung und Alt ballte die Fäuste gen Belgrad und taumelte in wunderheller Begeisterung die Straßen auf und ab. An den Anschlagsäulen klebten große Plakate: Allgemeine Mobilisierung. Lieb Vaterland, magst ruhig sein ... Ein Sturm von unbedingten Worten. Jetzt sangen es schon Tausende. In das Verklingen des Liedes aber mischte sich ein so ungeheuer Schall von Heil und Hoch, dass die Erde davon zu bebhen schien.

Rudolf Jeremias Kreutz (1876 – 1949), „Die große Phrase“

Kantorek hielt uns in den Turnstunden so lange Vorträge, bis unsere Klasse unter seiner Führung geschlossen zum Bezirkskommando zog und sich meldete. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er uns durch seine Brillengläser anfunkelte und mit ergriffener Stimme fragte: „Ihr geht doch mit, Kameraden?“

Erich Maria Remarque (1898 – 1970), „Im Westen nichts Neues“

Es war selbstverständlich, es gab keine Frage, keinen Zweifel mehr: Wir würden mitgehen, alle. Man kann vielleicht sagen, dass es eine Art von Hypnose war, eine Massenentscheidung, aber es

gab keinen Druck dabei, keinen Gewissenszwang. Auch in mir, der ich am vorletzten Abend noch zu einer Holländerin gesagt hatte: „Nie werde ich in einen Krieg gehen!“, war nicht mehr der leiseste Rest einer solchen Empfindung.

Carl Zuckmayer (1896–1977), „Als wär's ein Stück von mir“

Wildes Durcheinander auf dem Güterbahnhof, wirres Gedränge von Uniformen, Frauenkleidern, Zivilanzügen und verweinten, hoffnungsleer starren oder krampfhaft lachenden Gesichtern, jauchzenden Marschklängen, alles überbrüllenden Rufen, Befehlen, Singsang – das Ganze überflackert von trübem Gaslicht, getaucht in qualmige Dämmerung und begleitet vom eintönigen Takt des Klobengestampfs der Dampfmaschine.

Franz Schauwecker (1880–1964), „Das Frontbuch“

„'s geht nach dem Westen!“, rief einer an der offenen Schiebetür. „Wir sind eben abgeborgen. Es geht nach Paris!“ „Hurra! Hurraa!“, schrien Kinderstimmen draußen. An der Tür sangen sie „Deutschland, Deutschland über alles“.

Ludwig Renn (1889 – 1979), „Krieg“

Einen Tag später hörten wir, übernächtigt und durchgerüttelt, ein sonderbares, ohne

Unterlass schüttendes Dröhnen, noch von fern. Es ließ die Scheiben unseres Eisenbahnabteils leise klinnen. Das war die Front.

Carl Zuckmayer

Auf dem Wege passieren wir eine zerschossene Schule. An ihrer Längsseite aufgestapelt steht eine doppelte, hohe Mauer von ganz neuen, hellen, unpolierten Särgen. Sie riechen noch nach Harz und Kiefern und Wald. Es sind mindestens hundert. „Da ist ja gut vorgesorgt zur Offensive“, sagt Müller erstaunt.

Erich Maria Remarque

Wir sprachen, ins Dunkel der Riesenfichte geschmiegt, von den Kämpfen, denen wir entgegengingen. „Einen echten und rechten Sturmangriff zu erleben“, sagte der junge Leutnant neben mir, „das muss schön sein. Man erlebt vielleicht nur einen.“

Walter Flex (1887–1917), „Der Wanderer zwischen beiden Welten“

Schon geht es los. Wir kriechen weg, so gut es geht in der Eile. Der nächste Schuss sitzt bereits zwischen uns. Ein paar Leute schreien. Am Horizont steigen grüne Raketen auf. Der Dreck fliegt hoch, Splitter surren.

Erich Maria Remarque

Da! Ich bekomme einen leichten Schlag an die Brust. Mein dritter Waffenrockknopf ist leicht eingebettet. Ich suche im Gras. Rechts der nächste Schuss! Da ist die Kugel. Sie ist noch heiß. Das vierte Schrapnell ganz rechts. Ich steckte die Kugel in meine rechte Rocktasche. – Was kommt jetzt? Jetzt links. Das war ganz dicht. Einer winselt. Gleich muss es hier sein. Bramm! Ich fühle einen heißen Hauch. Mir hat es nichts getan. Ich sehe nach links. Der Albert sieht mich an: „Ich bin verwundet am linken Bein.“

Ludwig Renn

Ich erlebte an diesem Tag zum ersten Mal, wie einem Mann neben mir eine Schrapnell-Ladung durchs Gesicht klatschte, und das Gesicht verwandelte sich in einen blutigen Brei, aus dem es ohne Unterlass schrie.

Carl Zuckmayer

Die Explosionen der Handgranaten warfen sie hoch, sie wälzten sich, schossen noch in Zuckungen herüber und grollten sie an mit ihren schäumenden Wülsten von Lippen und den weißrollenden Augäpfeln aus Blutrausch und Mord.

Franz Schauwecker,
„Aufbruch der Nation“

Ich erinnere mich, dass ich über eine brennende Leiche geschritten bin; sie war kohleblau, und über ihr lag eine rote Blutlache, die knisterte. Ich weiß auch noch, dass neben mir die Mantelzipfel Feuer gefangen hatten und eine rauchende Spur hinter sich zurückließen. Dann zog ein schreckliches Feuerleuchten unsere Blicke nach rechts und blendete uns; dort flammte es längs des Lauf-



Nebelschwaden umhüllen den endlosen Tross von Soldaten auf dem Weg in die Schlacht. Der Maler Otto Dix (1891–1969) kämpft ab 1915 an vorderster Front, als Freiwilliger

grabens wie dicht nebeneinander gedrängte brennende Menschen.

Henri Barbusse (1873–1935), „Das Feuer“

Ein jämmerliches Quäken ertönte, wie von einem hungrigen Säugling. Ich habe diese merkwürdigen Kinderlaute später oft von Verwundeten gehört, besonders bei Verletzungen am Unterleib und in den Eingeweiden.

Carl Zuckmayer

Das also ist der Krieg! Da steht ein Mensch, laut und kräftig, mit provozierendem Mut. Die Sonne scheint, und es ist blauer Himmel. Plötz-

lich liegt der Mensch am Boden. Und Blut spritzt. Und der Mensch wird nach Hause gehen und niemals im Leben wieder eine linke Hand haben.

Edlef Köppen (1893–1939), „Heeresbericht“

Und jetzt prasselten die Enttäuschungen auf mich ein. Es war alles völlig anders, als wir's uns vorgestellt hatten.

Carl Zuckmayer

Der jämmerlichste aller Neulinge und das heimlich verachtete und gehasste Geschöpf der Front war

Heldentum und Totentanz

Einige Literaten in den Schützengräben verdichteten ihre Erlebnisse in avantgardistischen Versen. Doch neue Formen fanden die wenigsten

Hunderttausende junger Männer zogen im August 1914 in den Krieg – in Erwartung eines großen Erlebnisses. Doch die Wirklichkeit an der Front machte ihre Illusionen vom heroischen Soldatentum rasch zunichte.

Denn in diesem ersten modernen Massenkrieg hatte der traditionelle Held, der mit der Waffe in der Faust dem Feind gegenübertritt, keinen Platz mehr. Damit aber war auch den Schriftstellern, die das Soldatenleben beschreiben wollten, ein zu allen Zeiten geschätzter Erzählstoff abhanden gekommen. Statt von großen Taten berichten zu können, hatten sie nun die Schrecken einer anonymen Kriegsmaschinerie, unvorstellbar opferreiche Siege und Niederlagen zu schildern und den großen Schlachten unter den Nationen angemessene Bedeutung zu verleihen.

Viele Autoren konnten dem Krieg trotz aller Schrecken dennoch Positives abgewinnen, so die Deutschen Ernst von Salomon, Ernst Jünger und Franz Schauwecker. Sie sahen die Erfahrung von Schmerz und Tod geradezu als Bestätigung für wahres Heldentum. Den Soldaten, den Märtyrern der Nation, gebühre Anerkennung für ihre leidgeprüfte Tapferkeit im Schützengraben. Meist bürgerlicher Herkunft, hatten sich diese Schriftsteller vom Krieg den Aufstieg in die Elite des Kaiserreichs erhofft. In ihren Werken,

in Gedichten, Erzählungen, Romanen oder Autobiografien, glorifizierten sie den Opfertod fürs Vaterland und die gemeinschaftsbildende Kameradschaft der Frontsoldaten.

Andere Literaten machte das Kriegserlebnis zu engagierten Pazifisten, so den Franzosen Henri Barbusse, der sich 1914 freiwillig gemeldet hatte: Sein Roman „Das Feuer“ schildert den Massenkrieg mit brutaler Härte. Und im „Heeresbericht“ des Deutschen Edlef Köppen zerbricht die Hauptfigur am Widerspruch zwischen offizieller Darstellung und den eigenen Erlebnissen – der Mann erklärt den Krieg zum Verbrechen und endet im Irrenhaus.

Hauptthema wieder anderer, besonders angelsächsischer Schriftsteller war der Mythos von der *lost generation* in Krieg und Nachkriegszeit, die durch die Fronterlebnisse innerlich so zerstört worden sei, dass sie nicht mehr zurück ins zivile Leben gefunden habe. Dabei habe es die Besten getroffen, diejenigen, die ihre Nation später hätten voranbringen sollen.

Zu diesen Autoren zählen die Engländer Richard Aldington, Robert von Ranke-Graves und Siegfried Sassoon sowie der Deutsche Erich Maria Remarque. Sie schilderten den Horror des modernen Kriegs, ohne ihn grundsätzlich zu verdammten. So haben die Zeitgenossen sehr wohl wahrgenommen, dass Remarque in seinem Roman „Im Westen nichts Neues“ – der heutzutage als der pazifistische Roman schlechthin gilt – auch die Faszination des Tötens hervorhob und den Wert der Frontkameradschaft.

Dabei transportierten die meisten Autoren ihre Erfahrungen im

aber doch der Kriegsfreiwillige. Der Aktive nannte ihn „Kriegsmutwilliger“, der ahnungslos wie ein eitler Gänserich in den Krieg gezogen sei. Schadenfreudig stellte man nun die Enttäuschung fest, lachte über seine Dummheit, spottete über seine Schlappheit im Dienst und auf den Märschen. Der Einzelne war nach dem ersten Gefecht immer besser angesehen, da er nun „was mitgemacht“ hatte, aber die Gattung blieb beständig scheel angesehen.

Franz Schauwecker

Der Spieß von der Nachschubkolonne, Hüter des Hasses vom ganzen Regiment, zurzeit der Herr der Welt. Ein Schuft, wer da von Zukunft spricht, denn einzig zählt das Jetzt. Die Nachwelt im Munde führen heißt den Würmern Reden halten. In der Nacht des Kriegsdorfs hüttete der Feldwebel das menschliche Vieh für die großen Schlachthöfe, die jüngst eröffnet worden waren. Der Feldwebel ist König! König des Todes! Feldwebel Cretelle! Genau! Einen Mächtigeren gibt es nicht. Und einen ihm Ebenbürtigen allenfalls noch gegenüber, den Feldwebel der anderen.

Louis-Ferdinand Céline (1894–1961), „Reise ans Ende der Nacht“

Ich habe an einem Morgen vierzehnmal sein Bett gebaut. Immer wieder fand er etwas daran auszusetzen und riss es herunter. Ich habe auf seinen Befehl mit einer Zahnbürste die Korporalschaftsstube sauber ge-

»Bin ich nicht eins mit dem Gewehr? Bin ich nicht Maschine – kaltes Metall?«

schrubbt; ich habe in vollem Gepäck mit Gewehr auf losem, nassem Sturzacker „Sprung auf, marsch, marsch“ und „Hinlegen“ geübt, bis ich ein Dreckklumpen war und zusammenbrach.

Erich Maria Remarque

„Sir, wir sind hier, um zu melden, dass es uns sehr leid tut, aber wir haben unseren Kompaniehauptfeldwebel erschossen.“

Der Adjutant sagte: „Um Gottes willen, wie ist das passiert?“

„Es war ein Unglücksfall, Sir.“

„Was soll das heißen, ihr verdammten Dummköpfe? Habt ihr ihn für einen Spion gehalten?“

„Nein, Herr Leutnant, wir hielten ihn für unseren Zugfeldwebel.“

Sie kamen beide vor ein Kriegsgericht, wurden in einem Frauenkloster bei Béthune an die Wand gestellt und von einem Exekutionskommando ihrer eigenen Kompanie erschossen.

Robert von Ranke-Graves (1895–1985), „Strich drunter!“

Weit hinten an zwei Gegenpolen sitzen zwei Generale an kartenverdeckten Tischen. Eine Meldung, ein kurzer Vortrag, einige Sätze an einen Ordonnanzoffizier, ein Telefongespräch. Eine Stunde später umflammen die Blitze eines neuen Feuerstoßes die alten Trichter, eine

frische Menschenhekatombe verblutet in stickigem Qualm.

Ernst Jünger (1895–1998), „In Stahlgewittern“

Er, unser Oberst, der wusste womöglich, warum diese Leute schossen, und die Deutschen wussten es vielleicht ja auch, aber ich, nein wirklich, ich wusste es nicht. So tief ich auch in meinem Gedächtnis grub, ich hatte den Deutschen nie was getan.

Louis-Ferdinand Céline

Ein Befehl hat diese stillen Gestalten zu unseren Feinden gemacht; ein Befehl könnte sie in unsere Freunde verwandeln. An irgendeinem Tisch wird ein Schriftstück von einigen Leuten unterzeichnet, die keiner von uns kennt, und jahrelang ist unser höchstes Ziel das, worauf sonst die Verachtung der Welt und ihre höchste Strafe ruht. Jeder Unteroffizier ist dem Rekruten, jeder Oberlehrer dem Schüler ein schlimmerer Feind als sie uns.

Erich Maria Remarque

Tak! Tak! Pam! Gewehrschüsse scharren, Kanonen brummen; über uns, überall her knattert es, donnert ein gedehntes Rollen oder knallen einzelne Schüsse; und dieses wütende, flammende Gewitter hat nie, nie ein Ende. Seit mehr als fünfzehn Monaten, seit fünfhundert Tagen dauern auf diesem Erdfleck das Gewehrfeuer und das Schießen ununterbrochen an, vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen.

Henri Barbusse

Die Batterie wird zur Maschine. Auf das Kommando „Schnellfeuer sechszwanzighundert“ stellen an sechs Geschützen sechs Mann sechs Geschosse mit den Zündern auf die Entfernung: sechszwanzighundert. Auf das Kommando „Schnellfeuer“ richten an sechs Geschützen sechs Richtkanoniere auf die Entfernung: sechszwanzighundert. Das Kommando „Schnellfeuer“ bewirkt, dass in einer Batterie von sechs Geschützen mit der Präzision von sechs Maschinenhebeln die Arme von sechs Kanoniere sechsmal in sechzig Sekunden die Verschlüsse aufreißen, dass sechs andere Kanoniere sechsmal sechs Geschosse in sechs Rohre stecken, dass zur gleichen Sekunde sechs Verschlüsse zugeworfen werden, dass sechs rechte Hände sechsmal die Detonation von sechs Schuss auf sechszwanzighundert vollziehen. Sechs Rohre schießen dann sechsmal in sechzig Sekunden nach rückwärts, dass die Geschütze wie geschlagene Tiere sich aufzäumen. Es wird geladen, es wird gerichtet, es wird abgeschossen.

Edlef Köppen

Das Grabennetz ist bedeutend dichter, als wir glauben, wir, die wir selbst drin leben. Auf die fünfundzwanzig Kilometer Breite, die die Front der Armee ausmachten, kommen tausend Kilometer Gräben; Schützengräben, Verbindungsgräben.

Henri Barbusse

Der Kampf war in der Regel derart unpersönlich, dass er eher einer Naturkatastrophe glich, einem Zusammenprall der Elemente. Es war ein



Nach dem Gefecht bedecken die grotesk entstellten Opfer des industriellen Mordens das Schlachtfeld, ein Soldat mit Gasmaske ist Zeuge der grausigen Szenerie: Der MG-Schütze Dix kennt den mechanischen Tod aus eigener Anschauung. Er hat ihn ins Zentrum eines 1932 vollendeten Triptychons gestellt

Krieg der Wurfgeschosse, mörderischer sinnverirrender Explosivmittel, und nicht ein Kampf Mann gegen Mann.

Richard Aldington (1892–1962), „Heldentod“

Sturmangriff

Aus allen Winkeln gellen Fürchte Wollen / Kreisch / Peitsch / Das Leben / Vor / Sich / Her / Den keuchen Tod / Die Himmel fetzen / Blinde schlächtert wildum das Entsetzen

August Stramm (1874–1915), „Tropfblut“

War es nicht, als spürte ich an den zuckenden Metalltei-

len des Gewehres, wie das Feuer in warme, lebendige Menschenleiber schlug? Satanische Lust, wie, bin ich nicht eins mit dem Gewehr? Bin ich nicht Maschine – kaltes Metall?

Ernst von Salomon (1902–1972), „Die Geächteten“

Und weiter donnert das Feuer- und Eisengewitter mit erbitterter Eintönigkeit: Die Schrapnells sausen mit ihrer metallnen und wutschwangeren Seele und die dicken Granaten wie eine tosende Lokomotive in voller Fahrt, die plötzlich an einer Mauer

zerschellt, und es klappt wie eine Ladung Schienen und Stahlpfeiler, die einen Abhang hinunterrollen. Die dumpfe Luft verdichtet sich allmählich, und schwere Atemzüge durchstoßen sie; um uns herum wütet und wühlt das Morden immer weiter in der Erde, immer tiefer, immer schonungsloser.

Henri Barbusse

Granaten

Das Wissen stockt / Nur Ahnen webt und trügt / Taube täubt schrecke Wunden /

Klappen Tappen Wühlen
Kreischen / Schrillen / Pfeifen / Fauchen / Schwirren /
Splittern Klatschen Knarren
Knirschen / Stumpfen
Stampfen / Der Himmel tapft /
Die Sterne schlacken / Zeit entgraust / Sture weltet
blöden Raum
August Stramm

Wir sehen Menschen leben, denen der Schädel fehlt; wir sehen Soldaten laufen, denen beide Füße weggefetzt sind; sie stolpern auf den splitternden Stümpfen bis zum nächsten Loch; ein Gefreiter kriecht zwei Kilometer weit auf den Händen und schleppet die zerschmetterten Knie hinter sich her; ein anderer geht zur Verbandsstelle, und über seine festhaltenden

Hände quellen die Därme; wir sehen Leute ohne Mund, ohne Unterkiefer, ohne Gesicht; wir finden jemand, der mit den Zähnen zwei Stunden die Schlagader seines Armes klemmt, um nicht zu verbluten, die Sonne geht auf, die Nacht kommt, die Granaten pfeifen, das Leben ist zu Ende.

Erich Maria Remarque

Durch all den anderen Lärm hindurch hörte ich ein Husten, dann kam das tschu, tschu, tschu – dann ein Aufflammen, als wenn die Tür eines Hochofens aufgerissen wird, und ein Brüllen, das weiß anfing und rot wurde und weiter und weiter anschwell in einem sausenden Sturm. Ich versuchte zu atmen, aber mein Atem blieb weg, und ich fühlte, wie ich sausend meinen Körper verließ, raus, raus, raus, und die ganze Zeit über spürte ich deutlich meinen Körper im Wind. Ich fuhr geschwind aus mir heraus, mein ganzes Ich, und ich wusste, dass ich tot war und dass es gar nicht wahr ist, wenn man denkt, man stürbe einfach. Dann trieb ich dahin und, anstatt dass es weiterging, fühlte ich mich zurückgleiten. Ich atmete, und da war ich wieder.

Ernest Hemingway (1899–1961), „In einem anderen Land“

Ich will offen gestehen, dass mich meine Nerven restlos im Stiche ließen. Nur fort, weiter, weiter! Rücksichtslos rannte ich alles über den Haufen. Ich bin kein Freund des Euphemismus: Nervenzusammenbruch. Ich hatte ganz einfach Angst, blasse, sinnlose Angst. Ich habe später noch oft kopfschüttelnd

an jene Momente zurückgedacht.

Ernst Jünger

War ich denn in diesem Regiment der Einzige, der genügend Fantasie hatte, sich den Tod vorzustellen? Ich wollte lieber meinen eigenen Tod sterben, einen späteren ... In zwanzig Jahren ... Dreißig Jahren ... Vielleicht noch später, viel lieber als den Tod, den man mir sofort bereiten wollte, dazu als Fraß den flandrischen Dreck, den Mund gestrichen voll, mehr als den Mund voll, den Mund bis zu den Ohren, von einem Granatsplitter aufgerissen.

Louis-Ferdinand Céline

Die Batterie wartet, eine Minute ist eine Stunde. Wartet zehn Minuten. Dann ist das Gas da. Ja, ist es das Gas? Ein dünner Nebel kriecht in die Straßenmündung. Mosel reißt das Fernglas hoch. Schreit: „Atemschützer anlegen!“ Die Mullbinden werden umgebunden. Das ist das Gas? Alle Augen saugen sich an der Wolke fest. Unruhig ist sie. Sie schwankt, schaukelt, schwappat an manchen Stellen hoch, eine Gardine im Wind. Sie zerreißt.

Edlef Köppen

Wir zogen uns in den ersten Unterstand zurück, über dem sich bald die Geschosse beider Parteien kreuzten. Davor lag mein Engländer, ein blut junges Kerlchen, den mein Schuss quer durch den Schädel getroffen hatte. Ein merkwürdiges Gefühl, einem Menschen ins Auge zu sehen, den man selbst getötet.

Ernst Jünger

Grodekk

Am Abend tönen die herbstlichen Wälder
Von tödlichen Waffen, die goldenen Ebenen

Und blauen Seen, darüber die Sonne
Düster hinrollt; umfängt die Nacht
Sterbende Krieger, die wilde Klage
Ihr zerbrochenen Münder. Doch stille sammelt im Weidengrund
Rotes Gewölk, darin ein zürnender Gott wohnt,
Das vergossne Blut sich, mondne Kühle;
Alle Straßen münden in schwarze Verwesung.

Georg Trakl (1887–1914), „Die Dichtungen“

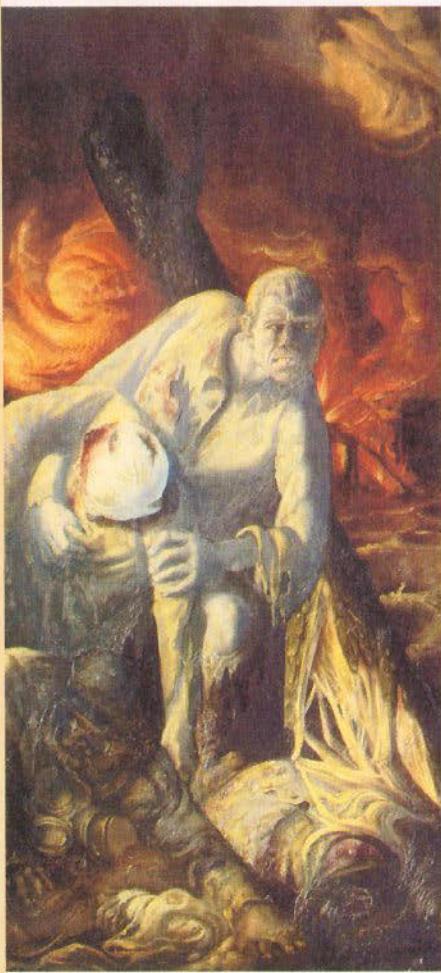
Darauf bemerkte er, dass eine Legion der fettesten und größten Ratten, die er je erblickt hatte, durch die Ritzen zwischen den Sandsäcken hin- und herschlüpfte. So weit er in der Dämmerung sehen konnte, wimmelte es von ihnen auf der Grabensohle und an den Brustwehren. Und was für feiste Bieser! Ein Schauder fasste ihn bei dem Gedanken, woran sie sich vermutlich so fett gemästet hatten.

Richard Aldington

Es war schon nach Mitternacht. Ich fühlte meinen Magen erbärmlich leer. Heute wieder nur Feldzwieback und dazu einen Gemüsewürfel in Selterswasser gekocht. Die Essenholer waren vor vier Stunden abgerückt.

Ludwig Renn

Hunger wirkt wie Haschisch, Opium und Ätherdunst: er formt wildeste, üppigste Träume einer überreizten Fantasie. Höchste Bildung, philosophische Gelassenheit, Selbstachtung, – sie erleichen vor dem vollständig leeren Magen. Kein Schrei ist so gellend, so alles über-



Sich selbst malt Dix als Retter voller Wut und Erschöpfung

tonend wie der Schrei des Hungers.

Franz Schauwecker

„Du kriegst einen Orden.“ „Wofür denn?“ „Weil du schwer verwundet bist. Es heißt, dass du die Silberne kriegst, wenn du beweisen kannst, dass du irgendeine Heldenat begangen hast. Sonst die Bronzene. Erzähl mir genau, was passiert ist. Hast du eine Heldenat begangen?“ „Nein“, sagte ich. „Ich wurde verschüttet, als wir Käse aben.“

Ernest Hemingway

Ich, meinte ein anderer auf der Bank, ich glaube nicht an Gott, wegen der Kälte. Ich habe gesehen, wie Leute ganz allmählich zu Leichen wurden, nur durch die Kälte. Gäß's einen gütigen Gott, so gäbe es keine Kälte; da hilft alles Reden nichts.

Henri Barbusse

Frostfeuer

Die Zehen sterben / Atem schmilzt zu Blei / In den Fingern sielen heiße Nadeln / Der Rücken schneckt / Die Ohren summen Tee / Das Feuer / Klotzt / Und / Hoch vom Himmel / Schlürft / Dein kochig Herz / Verschrumpfig / Knistrig / Wohlig / Sieden Schlaf

August Stramm

Noch eine Nacht. Wir sind jetzt stumpf vor Spannung. Es ist eine tödliche Spannung, die wie ein scharliges Messer unser Rückenmark entlang kratzt. Die Beine wollen nicht mehr, die Hände zittern, der Körper ist eine dünne Haut über mühsam

»Ich wollte lieber meinen eigenen Tod sterben, einen späteren«

unterdrücktem Wahnsinn, über einem gleich hemmungslos ausbrechenden Gebrüll ohne Ende.

Erich Maria Remarque

Der Gedanke an Urlaub, an ein Wiedersehen mit der Familie lässt einen wünschen: „Wenn du das noch erlebst!“ Die Vorstellungen des Friedens und eines ungestörten Lebens erregen den gleichen Wunsch. Und so kommt es, dass man so oft draußen so rücksichtslos starke Äußerungen der Lebensliebe hören kann: „Meinetwegen will ich ein steifes Bein haben, wenn ich sonst nur heil nach Hause komme.“

Franz Schauwecker

Meine Mutter kam mir aus dem Haus entgegengelaufen, umarmte und küsste mich. Wenn sie wüsste, wie es in mir aussieht, dass ich an nichts mehr glaube, sie würde mich nicht küssen.

Ludwig Renn

Ich habe mir den Urlaub anders vorgestellt. Vor einem Jahr war er auch anders. Ich bin es wohl, der sich inzwischen geändert hat. Zwischen heute und damals liegt eine Kluft. Damals kannte ich den Krieg noch nicht, wir hatten in ruhigeren Abschnitten gelegen. Heute merke ich, dass ich, ohne es zu wissen, zermürbter geworden bin. Ich finde mich hier nicht mehr zurecht, es ist eine fremde Welt. Die einen fragen, die andern fragen nicht,

und man sieht ihnen an, dass sie stolz darauf sind; oft sagen sie es sogar noch mit dieser Miene des Verstehens, dass man darüber nicht reden könne. Sie bilden sich etwas darauf ein.

Erich Maria Remarque

Gerade, als er das Gas-bombardement beschrieb und den entsetzlichen Ausdruck in den Gesichtern der von dem Gas Vergiften, bemerkte er, wie ihr hübscher Mund sich in unterdrücktem Gähnen verzog. Er brach kurz ab und versuchte von etwas anderem zu reden. Fanny war voll Anteilnahme; aber er konnte sehen, dass er auch sie langweilte.

Richard Aldington

Und dann? Dann zerrannen zehn Tage, zweihundertvierzig Stunden. Meldung: „Unteroffizier Reisiger von Heimataufenthalt zurück.“

Edlef Köppen

Gruppenweise gehen Leute über die Ebene und identifizieren die Toten, die gestern und in der Nacht gefallen sind, durchsuchen die Überreste und erkennen sie an einzelnen Merkmalen trotz ihrer zerstörten Gesichter. Einer jener Suchenden zieht aus der Hand eines Toten eine zerfetzte Fotografie; sie ist verwischt, ein gemordetes Bild.

Henri Barbusse

„Sollte man da nicht einfach einen Revolver nehmen, damit es aufhört?“ Der Junge wird den Transport kaum überstehen, und höchstens kann es noch einige Tage mit ihm dauern. Alles bisher aber wird nichts sein gegen diese Zeit, bis er stirbt. Jetzt ist er

Schützengräben in herkömmlichen literarischen Formen. Aber es gab Ausnahmen, etwa die Frühexpressionisten August Stramm und Georg Trakl, deren gestammelte Wortfolgen (in Stramms Gedichten) und düster-faszinierende Todesbilder (in Trakls „Grodeks“) in der umfangreichen Kriegslyrik ihrer Zeit singulär waren.

Oder Edlef Köppens Roman „Heeresbericht“ von 1930, der für jene Jahre ungemein modern war. Köppen setzte darin die – vom Film übernommene – Montagetechnik ein, brach die Erzählung seiner Hauptfigur durch die scheinbar dokumentarische Wiedergabe von Befehlen, Erlassen, Zeitungsberichten, Anzeigen und Zitaten. Anders als die meisten seiner Kollegen spiegelte er die zerstörende Gewalt des Krieges nicht nur wider, sondern zwang den Leser durch diese Brechungen zu einem eigenen Urteil.

Eine literarische Revolution markierte der halbautobiografische Roman „Reise ans Ende der Nacht“ des Franzosen Louis-Ferdinand Céline. Das bis heute umstrittene Werk wird durch zahlreiche Stilbrüche strukturiert: Fantasien wechseln mit brutalen Beschreibungen, Volkssprache trifft auf literarische Hochsprache. Schon durch die Form artikulierte Céline so seine Abkehr von der traduierten homogenen Weltsicht. Der Krieg war für ihn Ausdruck zivilisatorischer Entartung.

Mit der einsetzenden Weltwirtschaftskrise 1929 wuchs das Bedürfnis, die Bedeutung des Krieges für die damalige Zeit besser zu verstehen – oder in den traumatischen Fronterlebnissen doch noch einen Sinn zu finden. Kriegsliteratur hatte Hochkonjunktur, allein in Deutschland wurden 1930 mehr

als 100 Bücher zum Thema veröffentlicht. Remarques „Im Westen nichts Neues“ wurde in einem einzigen Jahr mehr als eine Million Mal verkauft.

In der Weimarer Republik wurde die Kriegsliteratur zum Medium politischer Stellungnahmen. Trotz des Erfolges von Remarques Bestseller setzte sich, gemessen an den Auflagenzahlen, eine kriegsbejahende Sicht durch.

Nicht zuletzt diese Bücher, die das Opfer für die Nation proklamierten und die reinigende Kraft der Destruktion feierten, mobilisierten die Stimmung in Deutschland für einen neuen Krieg. Damit sollte die „Schmach von Versailles“, vielbeschworen als Erklärung jeglicher Krisenscheinung, aus der Welt geschafft werden. Und diese Bücher forderten ein politisches Klima, in dem die Nationalsozialisten die Macht erlangen konnten.

Anders als etwa in Großbritannien, wo die Bücher der *lost generation* immer noch gelesen werden, ist in Deutschland ein Großteil der Kriegs- und Nachkriegsliteratur heute vergessen. Die Diskussion über die NS-Zeit und den Holocaust hat die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg weithin überlagert. Lediglich der Weltruhm Ernst Jüngers und die ungebrochene Popularität von Remarques „Im Westen nichts Neues“ haben die Zeit überdauert.

Remarques literarische Auseinandersetzung mit dem Problem von Schuld und Verantwortung jedes Einzelnen im Kriege wurde sogar zum meistverkauften deutschen Werk des 20. Jahrhunderts.

Dr. Jörg Vollmer, 35, ist Literaturwissenschaftler in Berlin und hat die „Imaginären Schlachtfelder“ der Kriegsliteratur in der Weimarer Republik erforscht.

noch betäubt und fühlt nichts. In einer Stunde wird er ein kreischendes Bündel unerträglicher Schmerzen werden.

Erich Maria Remarque

Bossis Krankheit milderte nicht die furchtbare Wirkung seiner körperlichen Gewalt, sondern vergrößerte seine Unheimlichkeit. So traten die grünen Augen hervor, der Bart bebte, man hörte die Zähne klappern. Die mächtigen Beine krümmten sich, dass sich die Kniestieben innen bald berührten und bald auseinander strebten, und die Schultern zuckten empor und fielen zurück, während der wuchtige Kopf in einem ständigen leisen, verneinenden Schütteln verharrete, wie man es bei kraftlosen Häuptern alter Frauen sieht. Er sprudelte halbe Sätze hervor, spuckte ein Wort aus, blieb eine Weile stumm und setzte wieder an.

Joseph Roth (1894–1939), „Die Rebellion“

Ruhr, Grippe, Typhus – Würgen, Verbrennen, Tod. Graben, Lazarett, Massengrab – mehr Möglichkeiten gibt es nicht.

Erich Maria Remarque

Ich bin ja verrückt. Ich bin auf allerhöchsten Befehl eines allerhöchsten Kommandierenden Generals verrückt. Muss ja auch so sein. Ein Offizier, der ausrückt, der nicht mehr mitspielt, ist verrückt. Ausrückt verrückt, ausrückt verrückt rückt – es ist zum Lachen, wie ich hier liege. Aber ich mache nicht mehr mit. Ich will nicht länger mitschuldig sein.

Edlef Köppen

»Nicht!

Nicht jetzt noch!
Nicht jetzt
noch im letzten
Augenblick!«

Er hatte den Wunsch, eins der Skelette auf Höhe 91 zu sein oder einer jener Namelosen, die draußen als Leichen auf der Straße herumlagen. Nicht einmal den Mut brachte er mehr auf, sich selbst eine Kugel durch den Kopf zu schießen; und über diese letzte Stufe der Verachtung seiner selbst versank er endgültig in bodenlose Verzweiflung.

Richard Aldington

Zu welchem Ende fristet er sein Leben von einem Mal aufs nächste? Soll er nicht endlich dem Schicksal die Hand bieten, ihn hier wegzuholen, gleichgültig wohin, und das Gesäß hochstrecken, damit einer dieser Stahlketten sich in sein Fleisch eingrabe? Oft hat er überlegt, ob er sich nicht den Fuß von der nächstbesten Lore zerquetschen lassen solle; aber er kann sich nicht entschließen.

Arnold Zweig (1887–1968), „Erziehung vor Verdun“

Sie wünschten, dass der Krieg ein Ende haben möge; sie wünschten heimzukommen; und nichts von Hass war in ihnen gegen ihren Feind drüben, jenseits von Niemandsland. Ja, sie fühlten so etwas wie Sympathie mit ihren Gegnern. Auch die drüben waren Soldaten wie sie; auch sie waren abgeschnitten von der Welt; auch sie inmitten dieses wilden furchtbaren Aufruhrs.

Richard Aldington

Dieser Sommer 1918 ist der blutigste und der schwerste. Jeder hier weiß, dass wir den Krieg verlieren. Es wird nicht viel darüber gesprochen, wir gehen zurück, wir werden nicht wieder angreifen können nach dieser großen Offensive, wir haben keine Leute und keine Munition mehr. Sommer 1918 – nie ist das Leben vorne bitterer und grauvoller als in den Stunden des Feuers, wenn die bleichen Gesichter im Schmutz liegen und die Hände verkrampft sind zu einem einzigen: Nicht! Nicht! Nicht jetzt noch! Nicht jetzt noch im letzten Augenblick!

Erich Maria Remarque

In einer Art stoischer Verzweiflung machten sie weiter – warum eigentlich, wussten sie selbst nicht. Sie taten weiter ihre Pflicht mit ihrer dumpfen Verzweiflung, ihren sentimental Liedern, trivialen Reden und dem dauernden Geschimpfe; und ich glaube, sie hätten bis heute weitergemacht, wenn man es von ihnen verlangt hätte. Niederlagen konnten sie nicht entmutigen, Siege sie nicht begeistern – ihre stumpfe Verzweiflung hatte sie weit darüber hinausgeführt. Sie hielten durch.

Richard Aldington

Am Morgen lösten sie ab. Sie hörten, dass in der Heimat Revolution ausgebrochen sei. „Das haben wir unterschrieben?“, sagte Gefreiter Boom. „Ja.“ „Wer hat das unterschrieben?“ „Die Waffenstillstandskommission. Das heißt – Erzberger und ... im Augenblick kann ich es Ihnen auch nicht genau sagen.“



Am Ende ist es Nacht und Tag zugleich. Regen hat das Schlachtfeld gewaschen, hat Menschen und Schlamm eins werden lassen. »Flandern« ist das letzte große Gemälde von Dix mit dem Thema Erster Weltkrieg. Er stellt es 1936 fertig – als Erinnerung an die Opfer und als Mahnung an die Nachwelt

„So – die haben unterschrieben und wir haben gekämpft.“

Franz Schauwecker

Wenn ich durch das Scherenfernrohr sehe, begreife ich erst, was Waffenstillstand heißt. Die Gräben der Deutschen und der Russen liegen etwa 200 Meter auseinander. Aus allen Stellungen sind die Soldaten herausgekrochen. Wohin man auch blickt, stehen die deutschen Infanteristen mit den russischen Soldaten zusammen auf freiem Feld. Kein Mensch hat mehr Waffen bei sich. Ich hörte vorhin, dass stattdessen ein lebhafter Tauschhandel ein-

gesetzt hat. Unsere Infanteristen geben Zigaretten gegen Seife und russischen Tee ab. Edlef Köppen

Und wenn ich tot bin, macht mich die Ehre meiner Familie dann wieder lebendig?... Ich kann mir ganz genau vorstellen, was meine Familie macht, wenn der Krieg vorbei ist... Denn irgendwann geht alles mal vorbei... Wie meine Familie sonntags auf der grünen Wiese herumspringt, wenn es wieder Sommer ist, das sehe ich schon ganz genau vor mir... Und drei Fuß drunter, wimmelnd von Würmern und stinkender als ein Kackhaufen am 14. Juli, liege ich, der Papa, und verfaule großartig mit meinem ganzen ent-

täuschten Fleisch... Die Furchen des unbekannten Ackermanns düngen, das ist die wahre Zukunft des wahren Soldaten! Ach! Kamerad! Ich sag es Ihnen, die Welt ist nichts als eine Riesenunternehmung zum Bescheißen der Leute!

Louis-Ferdinand Céline

Da hob sich mit einem Male einer dieser liegenden Überlebenden auf die Knie, schüttelte seine schmutzigen Arme, von denen der Kot herunterfiel, und schrie dumpf und schwarz wie eine große, klebrige Fledermaus: „Nach diesem Krieg darf es keinen andern Krieg mehr geben!“

Henri Barbusse

Die Welt ist vorgestern untergegangen. Es ist gut. Nun bin nur noch ich da und mein Pferd. Wenn es wieder geheilt ist, werde ich es besteigen und... wohin? Es gibt ja keine Richtung mehr. Ich reite in eine silberne Unendlichkeit. In einen weltlosen Tag. Nur noch das Leben ist da. Das Leben... was sollte auch die Welt dabei? Das Leben ist da.

Carl Zuckmayer

Wir – leben – ja noch – ! Es – gibt – uns – noch!

Franz Schauwecker

Diese Komplilation wurde von Nina Daebel und Dr. Christine Beil zusammengestellt. Mitarbeit: Dr. Jörg Vollmer. Kürzungen innerhalb der Zitate werden nicht dargestellt.

Deutschlands Besitzungen in Übersee sind klein und nur schwach gerüstet. Doch m...

Die Front in den Tropen



Paul von Lettow-Vorbeck (1870–1964), Befehlshaber der »Schutztruppe« in Deutsch-Ostafrika und Guerillakrieger im Auftrag Seiner Majestät

VON HARALD MARTENSTEIN

Wer im Deutschen Reich den Anblick von Militär nicht erträgt, der fährt am besten in die Südsee. Dort besitzt Deutschland etliche Inseln und Inselgruppen: einen Teil Neuguineas mit dem Bismarck-Archipel sowie das westliche Samoa und einen Haufen kleinerer Inseln in Mikronesien. Auf Neuguinea zum Beispiel dient nur eine Hand voll Soldaten und eine Polizeitruppe mit veralteten Mausergewehren.

Schon mehrere Jahre vor dem großen Krieg haben die beiden britischen Dominions Neuseeland und Australien beschlossen, sich, sobald der erwartete Konflikt zwischen Deutschland und Großbritannien ausbricht, einige der ziemlich wehrlosen deutschen Kolonien in der Südsee anzueignen. Australien will Neuguinea, Neuseeland will Samoa. Beide Staaten sind trotz britischer Oberhoheit schon nahezu unabhängige Regionalmächte und verfolgen ihre eigenen imperialistischen Ziele.

Auf Neuguinea hören die wenigen Deutschen erst am 5. August 1914 davon, dass seit ein paar Tagen in Europa Krieg ist. Ihr Gouverneur ist auf einer Reise irgendwo in der Kolonie und erfährt es noch später. Nach seiner Rückkehr können in Deutsch-Neuguinea etwa 50 bewaffnete

Europäer, darunter zwei aktive Offiziere, und 240 Mann einheimische Polizei mobiliert werden. In der Hauptstadt Rabaul leben einige Engländer. Auf ihr Ehrenwort hin, keinen Schaden anzurichten, dürfen sie sich frei bewegen.

Am 12. August 1914 landet eine australische Vorhut in Rabaul, zerstört die Telefonanlage und verschwindet dann wieder. Mitte September taucht eine australische Armada vor der Küste auf – darunter ein Schlachtschiff, zwei Kreuzer, drei Zerstörer und die beiden einzigen australischen U-Boote. Die Australier haben 6000 Soldaten geschickt.

Die wenigen Deutschen verschanzen sich mit einheimischen Hilfstruppen in einem vorbereiteten Schützengraben und verteidigen fünf Stunden lang ihre Funkstation. Nach einer Weile weigern sich viele Einheimische, aus dem Graben aufzustehen und zu schießen. Sie meinen, ein Kampf zwischen Weißen gehe sie nichts an. Dennoch zahlen sie den höchsten Blutzoll – beim Gefecht um die Funkstation Bitapaka fallen mindestens 30 Einheimische, sechs Australier und ein deutscher Unteroffizier. Eines der australischen U-Boote stößt im Verlauf der Operation mit einem anderen australischen Schiff zusammen, dabei ertrinkt die Besatzung, 35 Mann.

Die Kapitulationsverhandlungen laufen für die Deutschen überraschend gut. Ihre Beamten werden mit drei

Monatsgehältern nach Hause geschickt, die alten Gesetze und das deutsche Geld gelten erst einmal weiter, das Eigentum der deutschen Pflanzer wird nicht angetastet. Auf Morobe, das auch zur Neuguinea-Kolonie gehört, versteckt sich Hauptmann Hermann Detzner mit ein paar Mann im Busch und ergibt sich erst vier Jahre später, im November 1918.

Ohne auf viel Widerstand zu stoßen, besetzen die Japaner die deutschen Inseln in Mikronesien. Der oberste deutsche Beamte ist gerade in Urlaub und wird von einem Assessor vertreten. Die meisten Mikronesien-Deutschen reisen über Japan und die USA in ihre Heimat.

In Samoa wird die deutsche Fahne noch rascher heruntergeholt. Als am 29. August neuseeländische Schiffe auftauchen, kommt es zu einem Telefongespräch zwischen dem Gouverneur und einem gegnerischen Oberst. Der Deutsche gibt auf, und die Siedler und Beamten werden unter recht ungemütlichen Bedingungen interniert. Im Eifer des Gefechts sperren die Neuseeländer auch einige Russen, einen Schweizer und einen Mexikaner mit ein.

Deutschland ist 1884 als letzte Großmacht in das Rennen um die Herrschaft auf anderen Kontinenten eingetreten. Es musste nehmen, was noch übrig war, und der Sinn der deut-

Offiziere denken nicht daran, sich zu ergeben – wie in Ostafrika Paul von Lettow-Vorbeck



Britische Truppen und einheimische Träger durchqueren 1916 den Kikafu in Ostafrika. Klima und Krankheiten fordern mehr Opfer als viele Kämpfe

schen Kolonialpolitik bleibt im Reich bis zuletzt umstritten – denn die Überseegebiete kosten von Anfang an mehr, als sie einbringen. In Afrika zum Beispiel kommt als Siedlungsgebiet für Europäer aus klimatischen Gründen ohnehin nur Südwestafrika infrage, das heutige Namibia. Dort leben vor dem Krieg rund 9300 Deutsche, im glutheißen Togo gerade 300, in allen Kolonien zusammengenommen 24 000, zumeist Männer.

Jetzt, im Krieg, ist das zerstückte, militärisch schwach besetzte Kolonialreich des Kaisers kaum zu halten. Togo fällt schon nach 20 Tagen. In Kamerun, das von drei Seiten aus angegriffen wird und dessen Artillerie aus vier Feldkanonen besteht, ziehen sich die deutschen Truppen aus der Hauptstadt ins schwer zugängliche Hochland zurück, halten sich dort fast ohne Nachschub bis Anfang 1916

und setzen sich dann in die neutrale spanische Besitzung Río Muni ab.

Auf den entfernteren Weltmeeren gilt das Kreuzergeschwader des Grafen Spee als die schärfste Waffe der Deutschen; es wird im Dezember 1914 in der Nähe der Falklandinseln vernichtet.

Die Gegner der Deutschen außerhalb Europas sind neben den aufstrebenden Regionalmächten Australien und Neuseeland die Japaner. Tokio hat es unter anderem auf die deutsche Besitzung in China abgesehen – Tsingtau, ein ehemaliges Fischerdorf im Gebiet von Kiautschou.

Der Flecken, 1897 vom Deutschen Reich besetzt und dann auf 99 Jahre gepachtet, um über einen Stützpunkt in Ostasien zu verfügen, ist innerhalb weniger Jahre zu einer modernen Großstadt mit Werft, Hafen und Bierbrauerei ausgebaut worden. Doch der Ort kann nach Ansicht des Reichsmarineamts höchstens 14 Tage verteidigt werden:

Truppen, die von Land her angreifen, können die deutschen Stellungen leicht einsehen, sind selbst aber gedeckt.

Die meisten deutschen Frauen und Kinder reisen nach Kriegsausbruch mit Bahn und Dampfer Richtung Heimat. Ein Hilfsangebot der Chinesen, die 10 000 Freiwillige im Kampf gegen Tokios Soldaten anbieten, wird ignoriert. Am 2. September beginnt der Großangriff der Japaner, vom Wasser, vom Land und aus der Luft. Sie schicken eine Flotte mit mehr als 60 Schiffen, dazu schwere Artillerie, 40 000 Soldaten – und Flugzeuge mit explosiver Ladung: Tsingtau ist die erste Stadt der Geschichte, die planmäßig und wiederholt aus der Luft bombardiert wird.

In Sturm und Regen kommen die Japaner jedoch nur langsam vorwärts. Ihre Verluste sind hoch. Ein deutsches Torpedoboot schafft es, den Kreuzer „Takachiho“ zu ver-

senken. Als die deutschen Schiffe keine Munition mehr haben, werden sie von ihren Kommandanten in der Hafen einfahrt versenkt.

Auch die Landtruppen kämpfen, bis ihnen die Munition ausgeht. Am 7. November 1914 ist es so weit, die Japaner stehen bereits in der Stadt. Der Kampf hat mehr als zwei Monate gedauert. Die Japaner verlieren 12 000 Soldaten, bei den Deutschen fallen etwas mehr als 200 Mann.

Nirgendwo sind die deutschen Kolonien so hart umkämpft wie in Ostafrika. 1914 wird der Oberstleutnant Paul von Lettow-Vorbeck vom Kaiser zum Befehlshaber über die deutschen Truppen in Deutsch-Ostafrika (etwa das Gebiet der heutigen Staaten Burundi, Ruanda und Tansania) ernannt. Er ist 1900/01 an der brutalen Niederwerfung des Boxeraufstands in China beteiligt gewesen und 1904 am Völkermord der Deutschen an den Hereros, die in der Wüste Deutsch-Südwestafrikas zu Tausenden qualvoll verdursteten. Er ist ein brutaler, mitleidloser Offizier (der sich nach dem Krieg am rechtsradikalen Kapp-Lüttwitz-Putsch gegen die Weimarer Republik beteiligen wird).

Als in Europa der Krieg ausbricht, bereitet Albert

In Ostafrika kämpfen die Deutschen selbst dann noch weiter, als das Reich schon kapituliert hat. Im Konflikt der

Heinrich Schnee, der Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, die Kapitulation vor. Lettow-Vorbeck dagegen will angreifen, um so das Reich von Afrika aus zu unterstützen. Sein Plan: die Ugandabahn der Briten attackieren – Kenias Lebensader und Teil einer wichtigen Verbindung nach Indien. Denn falls der Suezkanal gesperrt und gleichzeitig die Ugandabahn gekappt wird, ist England von Indien weitgehend isoliert. In jedem Fall kann Lettow-Vorbeck mit dieser aggressiven Strategie starke feindliche Truppenverbände in Afrika binden.

Um seinen Plan umzusetzen, rekrutiert Lettow-Vorbeck alle Männer, die ein Gewehr abfeuern können, auch ältere und ungediente. Insgesamt sammelt er 3000 Weiße um sich, dazu 12 000 so genannte Askaris – einheimische Söldner. Auch eine Kompanie Araber stößt zu ihm; sie führt neben der deutschen Flagge die grüne Fahne Mohammeds.

Die Kommunikation zwischen den Truppenteilen ist schwierig – unter anderem deshalb, weil Giraffen immer wieder die Telegrafenleitungen annagen. Lettow-Vorbeck erkundet selber auf einem Fahrrad das Gelände, auch Anfang November, als 8000 Briten bei Tanga an der Küste

landen. Gegen die Anordnung des Gouverneurs stellt er sich ihnen mit 1000 Mann entgegen. Und siegt.

Nun trägt Lettow den Krieg auf britisches Gebiet – ein regelrechter Guerillakrieg beginnt. Die deutschen Truppen sind andauernd in Bewegung; Gruppen von acht bis zehn

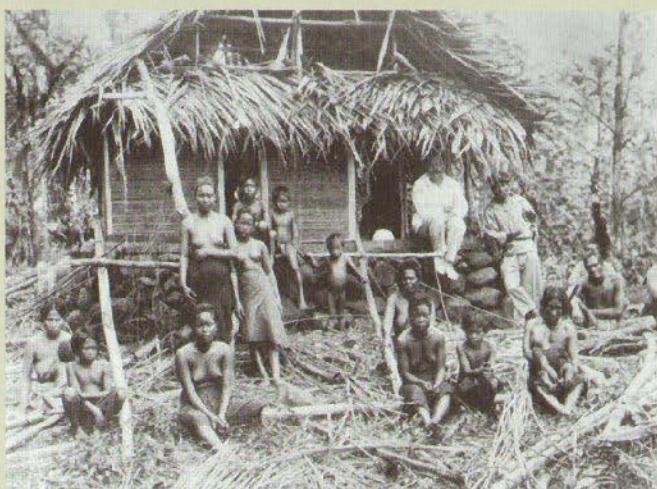
Mann, Deutsche und Askaris, dringen ins Feindgebiet ein, legen Hinterhalte, sprengen Gleise, erbeuten Kriegsbedarf, hören Telefonleitungen ab oder schneiden sie durch. Es gibt „Sprengpatrouillen“, „Schleichpatrouillen“ und „Kampfpatrouillen“. Viele Deutsche leiden unter Mala-

ria, mit täglichen Chinindosen halten sie die Krankheit in Schach.

Die Briten beschießen die Küste, kontrollieren bald einen Teil Deutsch-Ostafrikas, sind an Zahl und Material hoch überlegen, aber es nützt ihnen wenig. Das Klima und die Krankheiten setzen ihnen deutlich stärker zu als den Deutschen. Mehr als 20 000 Mann müssen allein die Ugandabahn bewachen. Als Schutz vor Sprengsätzen lassen die Briten immer ein oder zwei mit Sand gefüllte Wagons vorausfahren. Daraufhin arbeiten die Deutschen mit einem Verzögerungszünder, der erst den dritten oder fünften Wagon sprengt.

Auf der anderen Seite des Kontinents, in Deutsch-Südwest, kämpfen derweil vor allem die Südafrikaner gegen die Deutschen. Sie träumen von einem Großreich, das sich bis zum Äquator erstreckt. Das britische Dominion fühlt sich militärisch stark, es will Deutsch-Südwestafrika und -Ostafrika schlucken, dazu von den Portugiesen Angola und Mosambik. Südafrika sieht sich schon als Supermacht.

Die Deutschen haben in Südwestafrika keine Askaris, die ihnen helfen könnten – sie sind bei den meisten Einheimischen zu verhasst nach dem Massaker an den Hereros. Die Kolonialherren besitzen nur fünf Autos, ihre Truppen transportieren ihr Material



In seinen Besitzungen tritt Deutschland notgedrungen bescheiden auf: Gouverneur Albert Hahl (ganz oben, helles Hemd) ist einer von weniger als 1000 Deutschen in Neuguinea. In Ostafrika posieren Hilfstruppen vor einem Flugzeug – dem einzigen der Kolonie



Britische Soldaten landen in China. Offiziell sollen sie ihre japanischen Bündnispartner beim Sturm auf die deutsche Kolonie Kiautschou unterstützen. Tatsächlich aber versucht London wohl, so seine Verbündeten zu kontrollieren

mit Ochsenkarren. Die Südafrikaner haben Lastwagen, und als sie mit 67 000 Mann einmarschieren, fällt die Entscheidung schnell. Im Mai wird die Hauptstadt Windhuk erobert, die letzten deutschen Einheiten kapitulieren im Juli 1915.

Die Bedingungen des Waffenstillstandes sind milde: Die Siedler behalten ihr Land, die Schulen bleiben unter deutscher Kontrolle, die Schutztruppe kann sogar ihre Gewehre behalten, allerdings ohne Munition. Fast 50 000 südafrikanische Soldaten werden nun nach Ostafrika geschickt. Sie sollen endlich Lettow-Vorbeck besiegen und Südafrikas Anspruch als afrikanische Führungsmacht unterstreichen.

Im Februar 1916 beginnt die Großoffensive. Die Truppen der Briten und Südafrikaner werden noch verstärkt, Inden stoßen dazu, Portugiesen, Belgier aus dem Kongo. Bis zu 300 000 Mann sind zeitweise gegen Lettows kleinen Haufen im Einsatz – ohne Erfolg. Bei Einkesselungsversuchen teilen sich die Deutschen in kleine Gruppen auf,

schlagen sich in den Busch und sammeln sich später an einer verabredeten Stelle wieder. Sie kennen das Gelände besser als der Gegner.

Einmal, so schreibt Lettow in seinen Erinnerungen, sei er vor einem Gefecht mit einem schweren Malaria-Anfall zusammengebrochen – Herzstillstand. Als er nach einer Weile wieder aufwachte, habe er wie üblich den Kampf geleitet. Mit Anekdoten wie dieser stilisiert er sich zum Teufelskerl.

Lettows Problem aber ist der Nachschub. In manchen Wochen leben die Soldaten im wesentlichen von Niltorfleisch. In all der Zeit können nur zwei deutsche Versorgungsschiffe die Seeblockade durchbrechen.

Von Bulgarien aus unternimmt das Luftschiff L 59 zwei Versuche, die Ostafrika-Truppe zu erreichen. Fast 7000 Kilometer Flug. Beim zweiten Anlauf schafft es L 59 bis in den Sudan, dann fällt die Besatzung auf eine britische Falschmeldung herein: Die deutschen Afrikatruppen hätten kapituliert. L 59 kehrt um.

Ende 1917 haben Lettows Leute kaum noch Munition,

und das Chinin wird knapp. Wieder fällt ihm ein überraschender Schachzug ein: Er reduziert seine Truppe. Er behält nur die Zähsten, alle anderen dürfen sich ergeben. Die Kernstreitmacht, nur noch etwa 2000 Mann, übernimmt alle Vorräte.

Jetzt reicht es wieder für eine Weile. Und sie sind beweglicher denn je. Sie fallen in Mosambik ein, überraschen die Portugiesen, machen reiche Beute, fast wie eine Räuberbande. Als die Briten Lettow wieder einmal zur Entscheidungsschlacht stellen wollen, lockt er sie ins Landesinnere, wo sie ihm mit ihren großen Verbänden und schweren Waffen kaum folgen können, dann schwenkt er um, ist plötzlich wieder in Deutsch-Ostafrika und marschiert dann in Nordrhodesien, dem heutigen Sambia, ein.

Lettow-Vorbeck kapituliert dort erst Ende November 1918 auf Anweisung der Reichsregierung, als letzter deutscher Offizier. Als er nach Europa zurückkehrt, wird er an der Pier von Rotterdam mit Musik empfangen. Sein Einzug

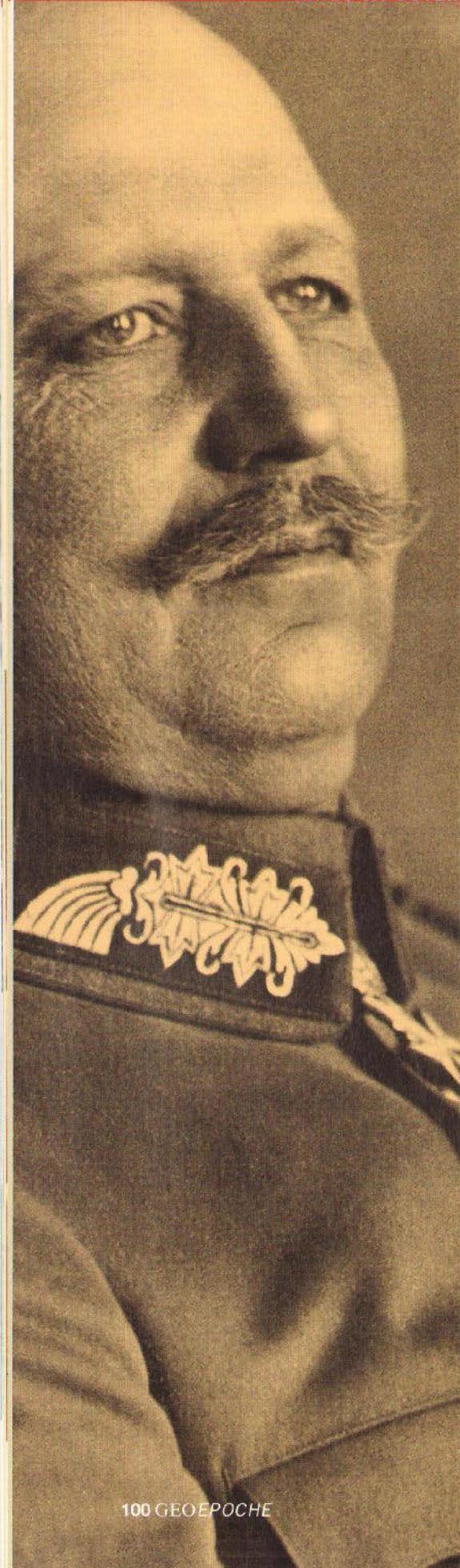
in Berlin ist triumphal. Der Afrikakämpfer lässt sich später für die Deutschnationalen in den Reichstag wählen, zu den Nazis hält er Distanz. Er stirbt 1964, mit fast 94 Jahren, von vielen als Held gefeiert; eine Bundeswehrkaserne wird nach ihm benannt. Der ausstehende Lohn für seine afrikanischen Söldner, die Askaris, wird 1926 vom Deutschen Reich bezahlt.

Im Kampf um Ostafrika fallen 814 Deutsche; die Briten verlieren rund 10 000 Mann. Doch es sind hauptsächlich Afrikaner, die dort im Krieg der Weißen sterben: Historiker schätzen, dass insgesamt etwa 750 000 Einheimische umkommen – vor allem Träger. Denn jede Armee-Einheit braucht Hunderter, wenn nicht Tausende von ihnen, um das schwere Kriegsmaterial durch Urwald und über Savannen zu schleppen. Manche der Träger lassen sich anheuern, die meisten aber werden zu dieser Arbeit gezwungen, wie Sklaven. Sie sterben an Krankheiten oder aus Erschöpfung.

Allein Lettow-Vorbeck verheizt auf den Gewaltmärschen mindestens 100 000 Träger, vielleicht auch 130 000 – darauf kommt es ihm nicht an.

Auf diese Weise wird er ein deutscher Held. □

Harald Martenstein, 50, Redakteur beim Berliner »Tagesspiegel« und Gewinner des renommierten Egon-Erwin-Kisch-Preises für Reportage, schreibt regelmäßig für GEO EPOCHE.



Beide leben für den Krieg – und beide planen die Militärdiktatur. Die Generäle **Erich Ludendorff** und **Paul von Hindenburg** gelten nach der gegen die Russen gewonnenen Schlacht von Tannenberg als »Retter Ostpreußens«. Als sie im August 1916 die Oberste Heeresleitung übernehmen, kommandieren sie nicht mehr nur Soldaten – sondern regieren das Reich

Die heimlichen Herrscher

von JÖRG-UWE ALBIG

Von der Marne bis auf die Krim reichte einmal sein Arm: Jetzt stößt er an Wände. „Mein Zimmer ist klein“, schreibt der arbeitslose Feldherr aus Kopenhagen auf der Flucht ins schwedische Exil an seine Frau, „und draußen in enger Straße geht die Elektrische. Mit Arbeit und Schlaf wird es wohl nicht viel werden.“

Bei Nacht und Nebel, versteckt hinter blauer Brille und falschem Bart, ist General Erich Ludendorff am 16. November 1918 vor seinem Volk geflohen – dem Volk, das er sich anverwandeln wollte.

Es hat ihn, so glaubt er, verraten. Es hat ihn zerteilt. Um ihn herum tobt Chaos, durchwirbelt seinen Körper: Am 4. November haben in Kiel meuternde Matrosen die Macht übernommen, am 9. hat der Sozialdemokrat Philipp Scheidemann von einem Fenster des Berliner Reichstags die Republik ausgerufen, und am 11. hat der Zentrumspolitiker Matthias

Erzberger in einem Eisenbahnwaggon im Wald von Compiègne einen Waffenstillstand unterzeichnet, der dem Reich die besetzten Westgebiete wegnimmt, das linke Rheinufer und die Eroberungen im Osten, dazu die U-Boote und alles schwere Kriegsgerät. Und jetzt erleidet Ludendorff die Amputationen wie am eigenen Leib: „Ich bin mit mir und der ganzen Welt“, schreibt er, „zerfallen.“

Gegen den Zerfall hat er ein Leben lang gekämpft. Hat sich in den Kadettenanstalten zu Plön und Groß-Lichterfelde, die, wie Ludendorff nicht ohne Stolz beklagt, „aus den Kindern frühzeitig Erwachsene machte, die doch schließlich keine Erwachsenen waren“, den Körper zum Block schmieden lassen. Ist endlich „ein Ganzes“ geworden, wie der „Stahlgewitter“-Dichter Ernst Jünger es vom Krieger fordert, „und nicht nur ein Teil“. Hat als Armeechef auch Volk, Führung und Material zur Einheit gepresst – zum „vollständigen Aufgehen in dem Kriegsgedanken“. Zum ganzen, ungeteilten, zum „totalen Krieg“, den er 1935 in ei-

nem gleichnamigen Buch beschwören wird – lange vor Joseph Goebbels' berüchtigter Sportpalast-Rede.

Das Ganze – das ist der Krieg. „Während der vier Jahre“, erinnert er sich, „lebte ich nur für den Krieg.“ Erst der totale Krieg schafft den totalen Menschen; den Zusammenhalt des Körpers; den ganzen Kerl. Die Einheit – jene „tiefste Harmonie“ etwa mit General Paul von Beneckendorff und von Hindenburg, dem Koloss von Tannenberg, mit dem Ludendorff „wie ein Mann“ diesen Krieg geführt und allmählich die Herrschaft über das Reich gewonnen hat: Gern vergleicht auch Hindenburg die Gemeinschaft mit „einer glücklichen Ehe“.

Auch Hindenburg ist ja wie Ludendorff aufgewachsen in der Provinz Posen, am Rand des Reiches, die polnische Grenze im Nacken. Und auch für ihn war 1859, er war elf Jahre alt und von zarter Gesundheit, der Eintritt ins Kadettenkorps im schlesischen Wahlstatt „eine Selbstverständlichkeit“. Schon das Kindermädchen hatte, wenn der Junge bockte, militärische Kommandos parat gehabt: „Ruhe im Glied!“

Das Leben in Wahlstatt war, wie Hindenburg schwärmt, „bewusst und gewollt rau“ – gewürzt mit Hunger, Heimweh und Wanzen, durchwirkt von Märschen, Exerzierstunden und Felddienstübungen, beschattet von Arrest, Essensentzug und Züchtigungen.

Doch wenn Ludendorff ein menschliches Sturmgeschütz ist, scharf, explosiv und ungesichert, dann ist Hindenburg eine Festung. Ein würdiger Greis aus altem Adelsgeschlecht, jovial und vierseitig, ein schweres Gesicht unter dem riesigen Schnurrbart. Der AEG-Chef und spätere Außenminister Walther Rathenau beschreibt ihn nach einem Besuch als „groß“, doch „etwas verfettet“, die Hände „ungewöhnlich dick und weich“, die Augen „verschwollen und erloschen“, die Stimme „weich, tief, ältlich, die Rede ruhig und gütig“. Er gibt dem Duo die Autorität, die Ludendorff in Energie umsetzt.

Ludendorff ist ein Emporkömmling ohne Adelsprädikat, ein Kugelkopf mit kalten Augen, panischer Angst vor Schmutz und vergebens bekämpfter Neigung zur Korpulenz. Seinen Erregungszustand lesen die Untergebenen an der Geschwindigkeit ab, mit der er im Kasino Brotkugeln knetet und rollt.

„Ein gewaltiger Arbeiter“, wird der Historiker Golo Mann schreiben, „ein Kenner der neuen Kriegsmittel, den Kopf voller Zahlen und Namen, aber nervös, aber brutal, aber in den subtileren Wirklichkeiten der Welt unerfahren wie ein Kind.“

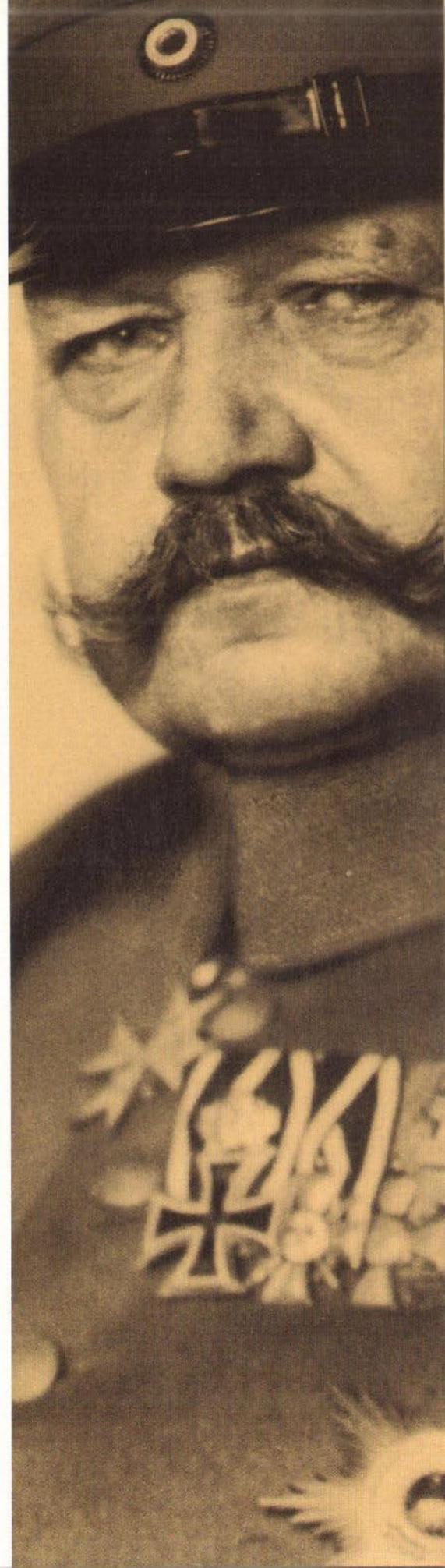
Untergebene zucken zusammen unter seiner harten, nasalen Stimme, und auch seine Ehefrau Margarethe leidet oft unter dem Ausdruck seines „unbeugsamen Starrsinnens“, seines „zu Eis erstarrten Gefühlslebens“. Sie beklagt, „dass Humor ihm unendlich fern liegt“.

Als junger Leutnant hat sich Ludendorff nächtelang zum Studium von Büchern und Landkarten zurückgezogen, während die Kameraden zechten. Hindenburg hingegen gibt auf Gelesenes nicht viel, hat „nur wenig Verständnis“ für humanistische Bildung: „Der praktische Nutzen für das Leben bleibt mir unklar.“

Er ist ein Gemütsmensch, ein Berg aus Gelassenheit. Doch wie Ludendorff ist er zugleich ein Fachmann, ein Spezialist, ein sachlicher Killer. Für ihn ist der Krieg ein Handwerk wie alle anderen. „Wir sind alle Arbeiter“, sagt er, „sei es mit dem Degen oder mit dem Hammer und der Kelle in der Hand.“ Als er 1866 im preußisch-österreichischen Krieg seine Feuertaufe erfährt, spürt er keinen Groll gegen den Feind, nur sportliche Rivalität mit Gegnern, „mit denen man sich nach durchgefochtenem Streite gern wieder verträgt“.

Beide Feldherren verkörpern den Krieg um seiner selbst willen, wie Golo Mann ihn im Ersten Weltkrieg geradezu

Erich Ludendorff [links], ein rücksichtsloser Technokrat, ist die treibende Kraft des Generalspaars. Für die Aura großväterlicher Verlässlichkeit sorgt dagegen der 18 Jahre ältere Hindenburg





Deutsche Infanteristen an der Ostfront. Das Zarenreich mobilisiert schneller, als von Berlin erwartet. Schon im August 1914 stehen russische Truppen in Ostpreußen

lehrbuchhaft verwirklicht sieht: „Nicht die Ziele hatten den Krieg, der Krieg hatte, nachdem er einmal da war, die Ziele ausgeheckt.“

Für Hindenburg wie für Ludendorff ist Krieg das Leben, das höchste der Gefühle. 1870/71, gegen Frankreich, hat Hindenburg den Gefechtslärm wie Musik genossen („Die Nerven beginnen sich neu zu spannen, das Herz wieder stärker und freudiger zu schlagen“) und den „unbeschreiblich ergreifenden Anblick, als sich bei sinkender Abendsonne unsere vordersten Kampflinien zum letzten Vorbrechen erheben“, wie ein Gemälde.

Den Tod seiner Verlobten Irmengard von Rappard, die im April 1871 an Schwindsucht stirbt, während ihr Bräutigam fasziniert die Feuersbrünste im Paris der Commune bestaunt, erwähnt Hindenburg in seinen Memoiren dagegen mit keinem Wort – ebenso wenig wie den Namen seiner „liebenden Gattin“ Gertrud Wilhelmine von Sperling, von der er nur verrät, dass sie wie er „Soldatenkind“ war und „bester Freund und Kamerad“ ihres Mannes.

Der Erste Weltkrieg ist für den Krieger bereits das zweite Leben. Es ist eine Wiedergeburt nach über 40 Jahren saurem Friedensdienst im „bürokratischen Joch“ des Kriegsministeriums, im Leerlauf auf Stabsstellen in Stettin, Königsberg, Koblenz, Magdeburg.

DA KRIEG „NICHT IN AUSSICHT“ stand, hat er 1911 seinen Abschied erbeten und fortan in seiner Hannoveraner Villa zur Zerstreuung Fähnchen auf Landkarten aufmarschieren lassen. Im August 1914, eine Woche nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Belgien, hat er noch dem preußischen Kriegsminister geklagt, „mit welchen Gefühlen ich jetzt meine Altersgenossen ins Feld ziehen sehe, während ich unverschuldet zu Hause sitzen muss“. Er schrieb: „Ich schäme mich, über die Straße zu gehen.“ Und bat: „Denken Sie meiner, wenn noch im Laufe der Dinge irgendwo ein höherer Führer gebraucht wird!“

Die Erlösung kommt zehn Tage später per Telegramm: „Für hohe Kommandostelle in Aussicht genommen.

Bereithalten. Abholung durch Ludendorff.“ Der General kabelt zurück: „Bin bereit.“

Gleich in den ersten Kriegstagen hat sich der Brigadekommandeur Ludendorff mit Unterstützung der „Dicken Berta“, des Wundergeschützes aus dem Hause Krupp, bei der Erstürmung der Festung Lüttich hervorgetan, hat dafür vom Kaiser den Orden Pour le Mérite erhalten. Singend sind die Soldaten in die belgischen Schlachten gezogen, und Ludendorff hat deren Massaker an Priestern verteidigt, die am Rand des Getümmels die Verletzten versorgten: Daran sei letztlich die belgische Regierung schuld, die Freischärler eingesetzt habe.

Jetzt, im Sonderzug nach Osten, erklärt er dem Alten in knappen Zügen die Lage am Bestimmungsort: Zwei russische Armeen, zusammen mehr als 500 000 Mann stark, sind in Ostpreußen eingedrungen. Nur 210 000 Mann stehen zur Verteidigung bereit. Als der bedrängte Maximilian Prittwitz ankündigte, seine Truppen hinter die Weichsel zurückzuziehen und Ostpreußen seinem Schicksal zu überlassen, hat die Armeeführung den Zauderer abgelöst: Jetzt ist die Reihe an Hindenburg und Ludendorff.

Und tatsächlich: Mit einer einzigen Schlacht scheint es dem Duo Ende August 1914 zu gelingen, das Kriegsglück im Osten zu wenden und zugleich seine Autorität für die kommenden Jahre zu begründen. Vier Tage lang toben die Kämpfe in Ostpreußen über eine Breite von 100 Kilometern, und die Deutschen verdanken den Sieg nicht zuletzt dem Leichtsinn der russischen Offiziere, die ihre Funkbefehle unverschlüsselt in den Äther schicken, sodass die deutschen Abhörposten sie leicht abfangen können. Hinterher sind 92 000 russische Soldaten gefangen, 30 000 tot oder vermisst; ihr General Alexander Samsonow hat sich erschossen.

Zwar gratuliert der Kaiser Hindenburg zum „Sieg bei Allenstein“. Der aber bittet, die Schlacht nach einem eher abseits gelegenen Örtchen namens Tan-

Westen. Sie reicht vom Baltikum bis zum Schwarzen Meer

nenberg benennen zu dürfen – wo noch die „Scharte von 1410“ auszuwetzen sei: In jenem Jahr war dort das deutsche Ordensheer einer Streitmacht aus Polen und Litauern unterlegen. So schreibt man sich ein in die Weltgeschichte.

ÜBER NACHT ist der bis dahin unbekannte Hindenburg vom Pensionär zum Nationalhelden geworden – auch wenn sich Ludendorff den Sieg auf seine Fahne schreibt: „Als ich die Schlacht von Tannenberg gewann“, pflegt er zu betonen. Daheim im Reich aber pflanzen die Deutschen Hindenburg-Eichen, bauen Hindenburg-Türme, hängen Hindenburg-Porträts in jede Bürgerwohnung. Der Ruhm von Tannenberg lässt sie vergessen, dass im Osten viel mehr deutsche Soldaten fallen als im Westen.

Nicht nur die oberschlesische Stadt Zabrze nennt sich in „Hindenburg“ um, auch Straßen und Plätze, auch Vasen, Federhalter, Zigarren, Schuhe, Krawatten, Fetheringe, Pfefferkuchen tragen jetzt den Namen des Feldherrn.

Künstler und Politiker, Militärs und Wissenschaftler pilgern gen Osten, um den Helden die Hand zu drücken; Damen schicken dem Feldherrn Überschuhe und Kopfkissen, die sie mit eigenem Haar ausgestopft haben. Und am 1. November kürt der Kaiser den General zusammen mit seinem Stabschef Ludendorff zum Oberbefehlshaber aller deutschen Streitkräfte im Osten – zum „Ober-Ost“.

Deutscher und deutscher wird der Osten. Im Februar 1915 vertreiben Hindenburgs Armeen die Russen zum zweiten Mal aus Masuren, nehmen 100 000 Soldaten gefangen. Anfang Mai helfen sie den österreichischen Bundesgenossen, Przemyśl, Lemberg und Galizien zurückzugewinnen, erobern bis zum Sommer Russisch-Polen, Litauen, Kurland und die westliche Ukraine. Sie treten auf wie von einem anderen Stern, einem kalten Planeten aus Härte und Disziplin. Im litauischen Wilna marschieren deutsche Totenkopfhusaren ein wie die Deutschordensritter des Mittelalters, in graue Mäntel

gehüllt, an denen nur die Kreuze fehlen, Hochmut in den Gesichtern und einen gespenstischen Sinn für Ordnung.

Auch Hindenburg, ihr Gott, duldet ja keine Schlampelei. Penibel kontrolliert er Rechtschreibung und Zeichensetzung aller dienstlichen Papiere, weist Militärmaler zurecht, die sich bei ihren Porträts in der Abfolge der Orden vertun, rüffelt Untergebene, die zu spät zu den festen Essenszeiten um 13 und 20 Uhr erscheinen. Jetzt mokiert er sich über „Gestank“ und „merkwürdige Spuren russischer Halbkultur“, über „Dreck in jeder Form, nicht nur in der freien Natur,

sondern auch in den so genannten menschlichen Wohnungen und an den Bewohnern selbst“.

Hier liegt ein Land vor ihm, in dem jede Ordnung von deutschen Zeppelinen zerbombt und mit der verbrannten Erde verkohlt ist, welche die russische Armee bei ihren Rückzügen hinterlassen hat – die litauische Industriestadt Schaulen zu 65 Prozent von Flammen zerstört, die Brücken von Wilna gesprengt.

Ein Land, das der Krieg so zugerichtet hat, wie der deutsche Soldat es sich schon immer vorgestellt hat – „die Nacht des Stumpfsinns“, wie ein vom Oberbe-



Soldaten Österreich-Ungarns ziehen an einem brennenden Dorf vorüber.
Der Krieg im Osten hat viele Gesichter. Deutsche marschieren durch das jiddisch geprägte Neu-Sandez im von Habsburg beherrschten Teil Galiziens

Die deutschen Generäle



500 000 russische Soldaten haben Ostpreußen überrannt – und das ist nur ein Zehntel der Zarenarmee 1914. Hindenburg und Ludendorff müssen handeln.

Fürchten die Übermacht der russischen Armee



fehlhaber Ost herausgegebener Bericht vermerkt, „und die Leere des Nichts“.

Unmöglich, die Menschen in Völker zu ordnen, dieses bunte Gemisch aus Litauern, Polen, Weißrussen, Großrussen, Baltendeutschen, Katholiken, Orthodoxen und Juden. In den Städten, auf den oft wackligen, aus Holzbrettern gezimmerten Gehsteigen, schwankt der Boden unter den Füßen. Hinter den Häusern beginnt das flache, von Flüssen geäderte Tiefland mit sumpfigen Wäldern, öffnet sich nach Osten zu den weiten russischen Ebenen hin; eine Ahnung von Steppe.

In den Urwäldern leben Wölfe, Bären und Wisente, die im übrigen Europa meist ausgestorben sind. Die Winter ersticken das Land unter Schneewehe, und im Frühling versinkt es im Morast. Im Osten kommt dann der Regen und hört nicht auf bis zum Herbst, durchbrochen nur von Nebel und gespenstischen Perioden schimmernden Lichts. Und über allem spannt sich ein endloser Himmel.

IM HERBST 1915 ist es an der Ostfront ruhig geworden. Hindenbaur geht auf die Jagd, schläft zehn Stunden pro Nacht. Ludendorff aber führt Krieg gegen die Langeweile und das Chaos. Nur die militärische Hierarchie kann das Maß an Ordnung schaffen, das er anstrebt. Und in den Fronttheatern spielen die Krieger Schillers „Wallenstein“, immer und immer wieder: „Ein Reich von Soldaten wollt' er gründen, / Die Welt anstecken und entzünden, / Sich alles vermessen und unterwinden –“.

Von Jugend an war der „Wallenstein“ auch Hindenbaurgs Lieblingsdrama. Das tragische Schicksal des furchtlosen Feldherrn im Dreißigjährigen Krieg, der sein Handwerk über die Staatsräson stellt und mächtiger sein will als sein Kaiser. Seine Soldaten folgen ihm blind und bedingungslos: „Es gibt nur zwei Ding überhaupt, / Was zur Armee gehört und nicht“.

Und: „Ja, ja, im Ganzen, da sitzt die Macht!“

Das Ganze! „Etwas Ganzes zu schaffen“ – das ist noch immer Ludendorffs

erklärte Sehnsucht. Hier ist ein Land, das unverbildet ist wie ein Kadettenkörper, der sich zur Kriegsmaschine drillen lässt. Eine Tabula rasa, doppelt so groß wie die Schweiz, doch von nur drei Millionen Menschen bewohnt – ein Raum für eine martialische Utopie, eine moderne Version des antiken Militärstaats Sparta.

Wurde nicht auch dort eine Kriegerelite von einer vielfachen Menge an Arbeitssklaven ernährt? Standen nicht auch dort zwei Könige an der Spitze, Priester des höchsten Gottes, die gegen jedes beliebige Volk Krieg führen können? „Ober-Ost“ nennen die deutschen Militärs das Land – wie seinen höchsten Machthaber, den General Hindenbaur.

Wie einst seinen Körper macht Ludendorff nun „Ober-Ost“ zur geschlossenen Anstalt. „Der Ordnungssinn des Deutschen und sein Verständnis für Hygiene setzten sich durch“, erinnert er sich später, Briefeschreiben ist nur auf Deutsch und das Backen nur dienstags und samstags erlaubt, der Verkauf von Speisen auf der Straße verboten.

Der neue Staat lässt in Bialystok täglich 1800 Menschen zwangsentlaufen, richtet Schulen ein, in denen Lehrer nur deutsch sprechen und „die Besprechung politischer und militärischer Fragen“ unter Strafe steht. „Ich glaube“, röhmt sich Ludendorff, „kein anderes Volk als das deutsche wird solche Umstände mit im Kriege genommenen Gebieten machen.“

Wie Sparta ist Ober-Ost ein Männerstaat: Damenbesuch ist der militärischen Herrscherkaste streng verboten. Erst nach 1916, nachdem Hindenbaur und Ludendorff das Neuland verlassen haben, werden die ersten Sekretärinnen anheuern. Und wie die Spartiaten, die jeden Handel ablehnten, lebt Ober-Ost aus eigenen Ressourcen, gibt eine eigene Währung aus – das „Ostgeld“ – und ist stolz, Güter ins Reich zu schicken, das unter der britischen Seeblockade darbt.

Hindenbaurgs Militärverwaltung baut Fabriken in Libau, Kowno und Bialystok, baut Eisenbahnen, Molkereien und Kartoffeltrockenanstanlagen, sie verwandelt den Urwald von Bialowies in einen der



MG-Schützen der österreichisch-ungarischen Armee haben in einem Panzerzug Posten bezogen, deutsche Infanteristen marschieren im litauischen Schaulen ein. Doch die Russen leisten vielerorts erfolgreich Widerstand

größten Forstbetriebe Europas. Arbeit ist billig: Seit Mitte 1916 können alle erwachsenen Männer und Frauen zur Arbeit eingezogen werden. In einigen Dörfern umstellen Soldaten die Kirchen und rekrutieren die Frommen nach dem Gottesdienst.

Denn alles soll dem „Ganzen“ gehören. Die Militärs vermessen Land und Leute, erheben Steuern, wie es ihnen gefällt, stellen Milchquoten auf, Eierquoten, Getreidequoten, die von den Bauern zu erfüllen sind. Um kriegswichtige Rohstoffe zu gewinnen, reißen sie die Orgelpfeifen aus den Kirchen, kon-

fiszieren Häuser und Vieh – allein in Litauen 90 000 Pferde, 140 000 Rinder und 767 000 Schweine. Die Eigentümer werden mit wertlosen „Scheinen“ abgespeist, auf denen oft nur Verhöhnungen in deutscher Sprache stehen: „Der Inhaber dieses Scheins ist sofort zu hängen.“

Allmählich leert sich das Land, leert sich an Gütern, leert sich an Menschen. Die Hungersnot vom Winter 1916/17 fordert allein in Wilna Tausende Opfer. Ludendorff bedauert nichts: „Das Gebiet des Oberbefehlshabers Ost auf Kosten der Heimat aus falschen Humanitätsgefühlen zu schonen“ wäre „ein Unding“.

Schon denkt er ja gemeinsam mit Hindenburg über Nachschub nach: Entvölkerte Gebiete sollen mit einem „menschlichen Wall“ aus deutschen Siedler-Soldaten auf Dauer aufgefüllt und befestigt werden – für den nächsten, von Hindenburg mit Sicherheit erwarteten Krieg.

Sie sind wie siamesische Zwillinge, denen die Arbeitsteilung in Fleisch und Blut gegangen ist: Ludendorff handelt, und Hindenburg hält den kantigen Kopf hin. Als die OHL, die Oberste Heeresleitung unter dem Generalstabschef Erich von Falkenhayn, Ludendorff zu einer deutsch-österreichischen Armee nach Galizien abstellen will, protestiert Hindenburg in einem Brief an Seine Majestät: „Wir ergänzen uns gegenseitig“, schreibt er über seinen „treuen Helfer und Freund“ Ludendorff, „und keiner von uns beiden kann allein das tun, was wir zusammen vollbringen.“

Wie aber soll man „etwas Ganzes schaffen“, wenn man die Verantwortung teilen muss? Noch sind es nicht Hindenburg und Ludendorff, die diesen Krieg führen, sondern es ist die OHL.

Doch unter Falkenhayn ist im Westen die Schlacht bei Ypern gescheitert, sind bei Langemarck die Freiwilligen mit wehenden Fahnen und Gesang auf den Lippen in den Tod gegangen; verschanzen sich die Gegner seit zwei Jahren in zäher Pattsituation und ruinösen Materialschlachten von der Kanalküste bis zur Schweizer Grenze – während im Osten Soldaten fehlen.

Ludendorff „schäumt förmlich“ gegen Falkenhayn, wie seine Untergebenen feststellen. Er hat keine Achtung vor den zivilen Tugenden, die sich der Rivale bewahrt hat; dessen Glätte, dessen Höflichkeit. Und Hindenburg, einst durch Falkenhayns Fürsprache ans Ruder gelangt, doch jetzt von Ludendorffs Hass „auf Gedeih und Verderb“ angesteckt, zieht mit dem Stabschef gegen seinen Gönner in den Krieg.

Schon beim Besuch des Reichskanzlers Theobald von Bethmann Hollweg Dezember 1914 in Ober-Ost machen sie

hohe Verluste. Ständig drohen Durchbrüche des Gegners

Stimmung gegen den Zauderer im Westen, der seinem „zertrümmerten Werkzeug“, wie er das Heer nennt, keine größeren Operationen mehr zutraut.

Sie verschweigen Falkenhayn wichtige Details ihrer Angriffspläne, beschwören sich dafür über den „tropfenweise“ eintreffenden Nachschub von der Westfront, der abgekämpft und erschöpft seine Arbeit antrete: „Mitten im Siege“, klagt Hindenburg, sei er „aus Mangel an Kräften stecken geblieben“.

Er fleht den Kaiser an, Falkenhayn zu entlassen und dessen Vorgänger Helmuth von Moltke ins Amt zurückzuholen: „Falls Euer Majestät meine Bitte nicht gewähren, so wollen Euer Majestät mich in Gnaden meines Postens entheben.“ Und Ludendorff schreibt ihm noch den Zusatz hinein, dass dank der „Unzulänglichkeit des Generals“ ein „ferneres gemeinsames Arbeiten“ unmöglich sei.

Hindenburg und Ludendorff spielen ihre Karten mit Ausdauer aus. Sie überziehen den Kaiser und die OHL mit Eingaben, Forderungen, Erpressungsversuchen, Rücktrittsdrohungen. Wenn Ludendorff seiner Wirkung misstraut, schiebt er Hindenburg vor.

Das Duo mobilisiert gegen Falkenhayn alle Bundesgenossen, die es finden kann: den Reichskanzler, der ebenfalls mit Rücktritt droht; den Kronprinzen, der seinem Vater eine Denkschrift vorlegt; die Kaiserin, die, von den Klagen des alten Mannes gerührt, den Kaiser bittet, Hindenburgs Forderung „unbedingt“ zu erfüllen.

Wilhelm II. wittert Insubordination, droht mit dem Kriegsgericht – doch gegen den Nimbus des Volkshelden Hindenburg kommt er nicht an. „Der Name Hindenburg ist der Schrecken unserer Feinde“, mahnt der Reichskanzler, „elektrisiert unser Heer und Volk.“ Selbst verlorene Schlachten würde das Volk unter Hindenburgs Führung hinnehmen, „ebenso jeden Frieden, den sein Name deckt“.

Mit Hindenburg könne der Kaiser, so der Zentrums-Abgeordnete Matthias Erzberger, sogar den Krieg verlieren.

Eine Niederlage ohne den Titanen jedoch wäre der „Ruin für die Dynastie“.

IM AUGUST 1916 endlich ersetzt Wilhelm II. unter Tränen seinen Generalstabschef durch das mythische Zweigestirn. Auf Falkenhayns Warnung im Park des schlesischen Schlosses Pleß hört er nicht mehr: „Wenn Euer Majestät Hindenburg und Ludendorff nehmen, dann hören Euer Majestät auf, Kaiser zu sein.“

Wahrhaftig: Mit der Obersten Heeresleitung ergreifen Hindenburg und Ludendorff als sein quasi gleichgeordneter „Erster Generalquartiermeister“ nicht nur das Kommando über die deutschen Soldaten, sondern Schritt für Schritt auch über das Deutsche Reich.

Der Kaiser wird schwächer und schwächer, ist nur noch stark genug, den preußischen Kriegsminister, der neuen OHL ein Dorn im Auge, zu entlassen – unter Berufung auf Hindenburg.

Es ist ja das Volk selbst, das die beiden Titanen trägt mit seiner Verehrung. Und so bauen sie ihre Herrschaft in Volkes Namen aus – auch wenn das Volk die Zeche zahlen wird: „Das Wohl der Gesamtheit steht über dem Wohl des Einzelnen“, dekretiert Hindenburg. „Der Deutsche opfert sich ihm frei und edel.“

Als Hindenburg und Ludendorff das sumpfige Ober-Ost-Hauptquartier in

Brest-Litowsk verlassen, um das lieblich umwaldete Schloss Pleß zu beziehen, haben sie bereits gelernt, wie man einen Militärstaat organisiert. Sie verstehen einander blind; für ihre täglichen Absprachen genügen wenige Worte.

Dem Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg entwickelt der Held von Tannenberg sein „Hindenburg-Programm“, welches das komplette Leben in Deutschland in den Dienst des Krieges stellen soll: Militärdienst vom 16. bis zum 60. Lebensjahr, Heranziehung von Arbeitern aus der gesamten Wirtschaft für die Kriegsindustrie, Dienstpflicht auch für Frauen.

„Ich zweifle nicht, dass unser Volk sich willig fügt“, schreibt er. „Täte es dies nicht, so wäre Deutschland nicht des Sieges wert.“ Als der Reichstag zögert, die Vorlage zu beschließen, droht Hindenburg dem Kanzler, „die Verantwortung für die Fortsetzung des Krieges“ abzulehnen.

Doch selbst die mildere Form des Gesetzes, das der Reichstag schließlich absegnet, lässt sich kaum realisieren. Rohstoffmangel, Kohlenkrise, Transportprobleme und der „Steckrübenwinter“ 1916/17 machen das „Hindenburg-Programm“, das „Zurückstellung der Bedürfnisse der Zivilbevölkerung auf das Äußerste“ verlangt, zur großen wahnsin-

Im russischen Teil Galiziens stürmen Infanteristen des Zaren ein Dorf. Zwar sind die Russen den Deutschen zahlenmäßig überlegen, doch ihre Ausbildung ist zumeist schlecht



In mehreren Schlachten ergeben sich viele Regimenter des Zaren

nigen Utopie. Im Morgengrauen stehen die Frauen und Kinder in Viererreihen vor den Lebensmittelläden; oft gibt es nur Steckrüben, die in immer neuen Variationen die Kochtöpfe füllen. Und als im Frühjahr die Brotzuteilung gekürzt wird, überziehen Streiks das Land.

Zwar durchkämmt das „Waffen- und Munitions-Beschaffungsamt“ das Land nach knappen Rohstoffen wie Metall, Schwefel und Zellulose, montieren Arbeitskolonnen Türklinken, Kirchenglocken und Kupferdächer ab, stiftet das Volk Kochtöpfe und rostige Nägel, fahren Frauen die Straßenbahnen, sammeln Müll und drehen Granaten. Doch weil es noch immer zu wenig Arbeitskräfte in der Heimat gibt, muss die OHL sogar Soldaten vom Militärdienst freistellen.

Nicht einmal mit den 200 000 Zwangsarbeitern, die Hindenburg aus Belgien ins Reich schleppen lässt, gelingt es, die Produktion entscheidend zu steigern und die Materialüberlegenheit der Alliierten einzuholen. Im Herbst haben die Briten erstmals ihre neuen Kampfmaschinen eingesetzt, die gepanzerten „Tanks“: Ludendorff winkt ab, warnt vor „unbegründetem Tankschrecken“ und empfiehlt gegen die stählernen Ungetüme „Mannesmut“.

Hindenburg und Ludendorff drängen zur Flucht nach vorn: Ein totaler U-Boot-Krieg, Hindenburgs lang gehegter Traum, soll Großbritannien aushungern und nach fünf bis sechs Monaten friedensreif würgen. Bald erhöhen die Feldherren auch den Einsatz: Nach Osten wie nach Westen soll das Reich noch mehr Gebietszuwachs fordern als zuvor. Das Risiko eines Kriegseintritts der USA erklären sie für vertretbar. „Schlechter“, menetekelt Hindenburg, „kann es nicht werden.“

Inzwischen wagt der Kaiser keinen Widerspruch mehr. Am 1. Februar 1917 erklärt er den „uneingeschränkten U-Boot-Krieg“, der auch neutrale Schiffe nicht verschont. Prompt bricht der bislang in den Krieg nicht verwickelte US-Präsident Woodrow Wilson die diplomatischen Beziehungen zu Berlin ab. Er hat

die Versenkung des britischen Passagierdampfers „Lusitania“ am 7. Mai 1915 durch deutsche U-Boote nicht vergessen, bei der 1198 Menschen ums Leben kamen, darunter mehr als 100 US-Bürger. Am 6. April erklären die Vereinigten Staaten dem Deutschen Reich den Krieg.

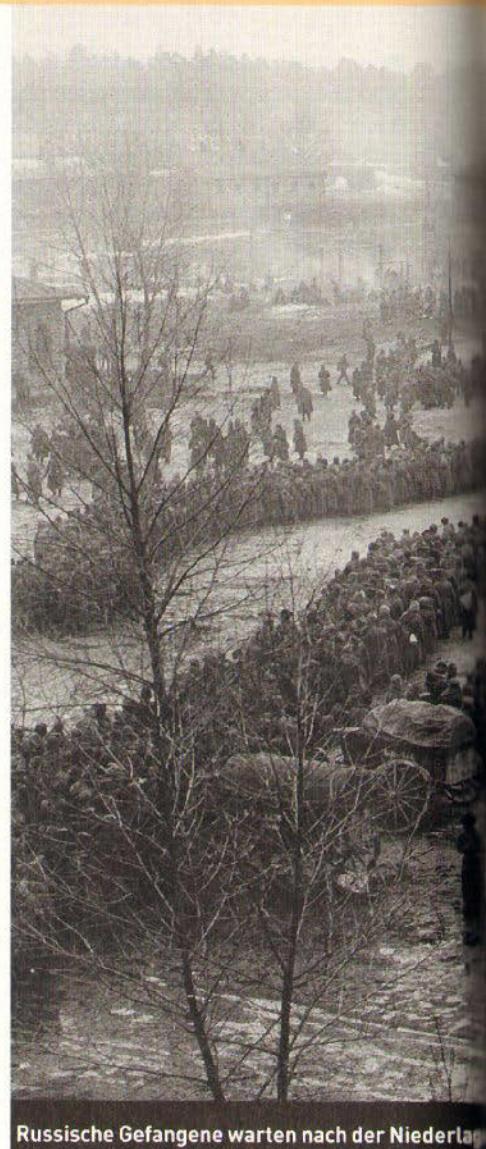
WIEDER EINMAL droht *das Ganze* zu zerfallen. Um die Truppen im Osten aufzufüllen, drängt Hindenburg auf die Schaffung eines unabhängigen Polen, das dann dankbar Freiwillige schicken kann – auch wenn er damit den österreichischen Bündnispartner verprellt und den vom Kanzler erhofften Separatfrieden mit Russland aufs Spiel setzt.

Doch längst hat Bethmann Hollweg nicht mehr die politische Kraft, sich den Wünschen des Duos zu widersetzen. Erst als die Zahl der Freiwilligen aus dem neuen Königreich weit hinter den Erwartungen zurückbleibt, distanziert sich Hindenburg von der „Schaffung dieser Missgeburt“ – und schiebt sie dem Kanzler in die Schuhe.

Zu spät erkennt Bethmann Hollweg, dass sich die Volkshelden, denen er einst in den Sattel geholfen hat, jetzt anschicken, auch ihn zu stürzen. Von ihrem neuen Hauptquartier im milden Solekurbort Bad Kreuznach aus schleudern sie Pfeile gegen den „Flaumacher“, der einen „solchen Mangel an Entschlussfähigkeit“ zeige, dass man „nicht mehr mit ihm arbeiten“ könne. Tatsächlich glaubt Bethmann Hollweg nicht mehr an den Triumph der Mittelmächte, an jenen „Hindenburg-Frieden“, der Deutschland weite Gebietsgewinne im Osten bringen soll. Doch Außen- wie Innenpolitik liegen längst in der Hand der OHL.

Am 23. April 1917 billigt auch die zivile Reichsleitung in Bad Kreuznach das maßlose Kriegzielprogramm der beiden Dioskuren. Und am 13. Juli, nach erneuten Rücktrittsdrohungen der OHL, kann der Kaiser den beiden Generälen zu deren Genugtuung von Bethmann Hollwegs Abschied berichten.

Neuer Reichskanzler wird, nicht mehr als Wahl des Monarchen, sondern



Russische Gefangene warten nach der Niederlage

von Hindenburgs Gnaden, ein konservativer Niemand namens Georg Michaelis. Der Weg zur Militärdiktatur steht offen. Der Thron des „Ersatzkaisers“ ist frei, den der oberste Feldherr nun einnimmt. Auf Plakaten, Spielkarten und Notgeld prangt der massive Schädel Hindenburgs gleichrangig neben dem Wilhelms II.

Nur Soldaten können ja eine Gesellschaft beherrschen, in der jeder Soldat sein soll. Und nur mit Waffengewalt lässt sich das Land noch zusammenhalten, die Beute, die Seele und der Körper: Selbst die Malaisen des Alters, das



Augustow im Februar 1915 auf den Transport ins Lager. Die Deutschen haben allein bei der Schlacht in Masuren rund 100 000 Gegner festgesetzt

Rheuma oder den Luftröhrenkatarrh, heilt der greise Hindenburg mit Krieg – „durch rastloses uneingeschränktes Hingeben an das große Werk, dem alle Gedanken gehören müssen“.

Die Gratulanten, die ihm zum 70. Geburtstag Marmorbüsten überreichen und Ehrendoktorwürden andienen, feuert er an: „Kämpfen Sie mit mir gegen jene wenigen im Lande, die noch weibisch und flau sind!“

Dazu gehört der Kabinettschef Rudolf Valentini, der für Ludendorff die „Politik der Schwäche“ verkörpert – und

erst nach einem lautstarken Scharmützel zwischen Wilhelm II. und Hindenburg vom Monarchen zähnekirischend entlassen wird.

Dazu gehört der Außenstaatssekretär Richard von Kühlmann, der einen Versöhnungsfrieden mit Russland erwägt, den Krieg für nicht gewinnbar hält und zudem, wie Hindenburg dem Kaiser petzt, „seine Zeit mit einem amerikanischen Glücksspiel namens Poker“ zubringt: Im Juli 1918 entlässt Wilhelm auch diesen Getreuen auf Ludendorffs und Hindenburgs Druck.

Ganz oder gar nicht! Ein Zurück zu den Grenzen von 1914, zum Zustand des Reichs vor diesem heiß ersehnten Krieg, darf es nicht mehr geben: Dann wäre alles Bemühen um Heilung vergeblich gewesen. Gegen die Pläne ihres Reichskanzlers besteht die OHL auf der dauerhaften Besetzung der flandrischen Küste. Den österreichisch-ungarischen Außenminister Ottokar Graf Czernin, der einen Frieden anstrebt und die Aufgabe Elsass-Lothringens empfiehlt, kanzelt Ludendorff mit einem „Niemals!“ ab.

Hindenbergs Verwaltung erfasst Land und Leute. Alles ist ihm nun



Nach ersten Siegen über Russland errichtet Hindenburg den Militärstaat »Ober-Ost«. Zivilisten werden für Ausweise vermessen – um sie besser kontrollieren zu können

Der neuen Sowjetregierung, der Ludendorff und Hindenburg mit der Einschleusung des Revolutionärs Wladimir Iljitsch Lenin in einem Eisenbahnzug an die Macht geholfen haben, diktiert die OHL unter dem Druck von 52 vormarschierenden deutschen Divisionen im März 1918 den Sonderfrieden von Brest-Litowsk, der den neuen Staat in der Folge um Polen, Finnland, die Ukraine und das Baltikum bringt – um ein Viertel seines Territoriums, um 54 Prozent seiner Industriebetriebe und 89 Prozent seiner Kohlebergwerke.

„Verteidigung ist weiblich, der Angriff männlich“, pflegt Hindenburg zu sagen. Die tatsächlichen Kräfteverhältnisse des Jahres 1918 spielen für Hindenburgs und Ludendorffs Pläne schon keine Rolle mehr: „Fährt erst das blitzende Schwert in die Höhe, so reißt es die Herzen mit sich, so war es immer“, tönt Hindenburg und setzt für den 21. März 1918 im Nordosten Frankreichs die „Michael-Offensive“ an, die mit einer „Entscheidungsschlacht im Westen“

auch neuen Kampfgeist bringen soll.

„Und was geschieht, wenn die Offensive misslingt?“, fragt Prinz Max von Baden, der zukünftige Reichskanzler. „Dann“, sagt Ludendorff ungerührt, „muss Deutschland eben zugrunde gehen.“

Zwar machen die ersten Geländegewinne Mut; der Kaiser lässt flaggen und Viktoria schießen, er überreicht Ludendorff das Großkreuz des Eisernen Kreuzes und Hindenburg den erst ein einziges Mal verliehenen Blücher-Stern. Doch nach 15 Tagen hat die Armee Hindenburgs 230 000 Soldaten verloren und muss aufgeben. Auch der Vorstoß an der Marne scheitert an den überlegenen

alliierten Truppen, vor allem an den britischen Tanks.

Der Gegenstoß lässt nicht nur die deutschen Schlachtreihen wanken, sondern selbst die unverwundbare Einheit der beiden Generäle. Immer wieder geraten sich die Feldherren jetzt über die Taktik in die Haare. Klagen beide über die „Heimatfront“, die noch immer nicht genug Kriegssklaven und Soldaten liefert und über die kargen Brotrationen murrt, die am 16. Mai auf anderthalb Scheiben pro Tag gekürzt worden sind.

Er hoffe, meldet Hindenburg dem Kaiser, dass er „auf französischem Boden bleiben und so dem Feind unseren Willen aufzwingen kann“. Ludendorff nimmt sich das Protokoll noch einmal vor und ersetzt das „hofft“ durch ein optimistischeres „erklärt“.

DER KRIEG IST VERLOREN, doch die Heimat soll weiter stramm stehen: „Durch günstig gefärbte Heeresberichte“, erklärt Ludendorff später seiner Frau, „hoffte ich die kleinmütige Menge em-

porzureißen.“ Denn: „In der Not macht man aus der Lüge eine Tugend.“

Doch überall spüren sie jetzt den unsichtbaren Feind im Nacken, dieses Gefühl, das sich schließlich zur „Dolchstoßlegende“ auswachsen wird, die sie im November 1919 einem parlamentarischen Untersuchungsausschuss präsentieren werden: Das Volk sei zu schwach und undiszipliniert gewesen, um dem tapferen Heer zum Sieg zu verhelfen.

„Die Heimat erlahmte früher als das Heer“, wird Hindenburg in seinen Memoiren bilanzieren. „Wie Siegfried unter dem hinterlistigen Speerwurf des grimmen Hagen, so stürzte unsere ermatte Front.“

Denn „nur dann verdient das Volk einen Feldherrn“, wird Ludendorff schreiben, wenn es sich „in den Dienst des Führers des totalen Krieges stellt“. Sonst sei „der Feldherr für das Volk zu schade“.

Nach einem verheerenden britischen Panzerangriff bei Amiens verliert Ludendorff die Nerven. Er tobt, schüttelt sich in nervösen Weinkrämpfen, verfällt dann in Starre. Der Oberstabsarzt findet ihn „gänzlich verzerrt und versteift“, den Körper „verkrampft“, die Seele „versteinert“. Er verordnet Massagen, Spaziergänge, Verzicht auf die „angespannte hohe Kommandostimme“. Vielleicht ist es der zerfallende Leib der Armee, mit dem Ludendorff verschmolzen ist und der jetzt unter seiner Haut rumort.

Die Soldaten jedenfalls sind erschöpft und demoralisiert. Sie begeben sich lieber in die Hände des Feindes, als den Helden Tod zu suchen: Über zwei Drittel der Verluste der 2. Armee sind Gefangennahmen durch die Alliierten.

Spannungen zwischen der Führung und der Truppe gefährden die „Manneszucht“, das einzige wirksame Immunsystem gegen das Virus des Bolschewismus, das die Soldaten zu befallen droht: Die „moralische und materielle Widerstandskraft“ des Heeres müsse unter allen Umständen bewahrt werden, schreibt Hindenburg in einem Geheimbefehl.

Am 28. September, nach einer fast widerstandslos geführten Attacke von

kriegswichtiges »Material«

Belgiern und Franzosen, bricht es im „Hotel Britannique“, dem deutschen Hauptquartier zu Spa, aus Ludendorff heraus: In einem plötzlichen Wutanfall tobt er vor betretenen Offizieren gegen Reichstag, Kaiser, Flotte, Heimat. Zitternd steht er am Abend vor Hindenburg, plädiert stockend für ein Ende der Kampfhandlungen. Hindenburg hat Tränen in den Augen; stumm nimmt er Ludendorffs Rechte in beide Hände. Dann gehen die beiden auseinander, so Ludendorff, „wie Männer, die Liebes zu Grabe getragen haben“.

Erst sein Körper sagt Ludendorff, dass das Heer eine Pause braucht. Scheinheilig dringen die Generäle nun auf Waffenstillstand – um Zeit zu gewinnen für die Rekonvaleszenz. Zugleich wissen sie, dass die Niederlage besiegelt ist: „Immer dunkler wird es um uns!“

Jetzt wollen sie wenigstens nicht an ihr schuld sein. Per „Revolution von oben“, wie das Zauberwort heißt, setzt der Kronrat eine Mehrparteienregierung ein, die den Waffenstillstand aushandeln – und dann für die Folgen verantwortlich gemacht werden soll.

Die parlamentarischen Schwätzer sollen die Suppe auslöffeln, die das Militär ihnen eingebrockt hat. Doch die Abgeordneten verharren in Lethargie, in Grübeln und Zaudern. Ihre ungedrillten Körper sind den Krieg nicht gewohnt; sie haben nur gelernt, Befehle der Militärrherrscher auszuführen.

Der Chef der neuen Regierung, der badische Thronfolger Max, unterbreitet nach einigem Drängen der Generäle schließlich den Amerikanern ein Waffenstillstandsangebot auf der Grundlage des „14-Punkte-Programms“ von US-Präsident Woodrow Wilson vom 8. Januar.

Es sieht unter anderem die Wiederherstellung Belgiens, die Räumung Russlands, Rumäniens, Serbiens und Montenegrinos, die Rückgabe des 1871 okkupierten Elsass-Lothringens und die Gründung eines unabhängigen polnischen Staates mit Zugang zum Meer vor.

Doch Wilson ist nicht bereit, mit den Deutschen auf Zeit zu spielen. Er fordert

Deutschlands Kapitulation und die Abdankung des Kaisers. Hindenburg verfällt in Trotz: „Ehrenvoller Friede oder Kampf bis zum Äußersten“ müsse jetzt die Maxime sein.

Ohne Rücksprache mit Prinz Max, der zum Waffenstillstand keine Alternative mehr sieht, erlässt er einen Befehl an die Truppen: „Wilson's Antwort“, schreibt er, kann „für uns Soldaten nur die Aufforderung sein, den Widerstand mit äußersten Kräften fortzusetzen.“

Sein Operationschef versucht noch, den Befehl zurückzuhalten – doch ein kommunistischer Nachrichtensoldat lässt den Durchhalteappell an die Berliner Presse durchsickern.

Prinz Max ist empört. Er beschwert sich beim Kaiser über die „Doppelregierung“ und fordert ihn auf, Ludendorff zu feuern. Die Diokuren sind ja nicht mehr unantastbar: Längst sind sie nicht mehr die Helden von Tannenberg, sondern Verwalter einer Katastrophe. Schon erschallen mitunter Buhrufe, wenn auf Kinoleinwänden ihre Köpfe erscheinen. Und am 26. Oktober, bei der Audienz auf Schloss Bellevue, nimmt Wilhelm zu Ludendorffs Entsetzen das Rücktrittsgesuch des beleidigten Haudegens an.

Hindenburg, dessen Entlassung der Kaiser ablehnt, verbeugt sich knapp. Lu-

dendorff aber marschiert aus dem Zimmer, tief gekränkt und voll Hass auf den Überlebenden. Das Angebot des Alten, ihn mit dem Auto ins Generalstabsgebäude mitzunehmen, lehnt Ludendorff ab.

ALS HINDENBURG am nächsten Tag die gemeinsamen Diensträume im Großen Hauptquartier betritt, ist ihm, „wie wenn ich von der Beerdigung eines mir besonders teuren Toten in die verödete Wohnung zurückkehrte“.

Ludendorffs Körper verfällt in Starre, als wollte er die Schande überwintern. Tagelang sitzt er am Schreibtisch, starrt vor sich hin, quittiert die Fürsorge seiner Frau Mathilde mit Schweigen.

Als dann in den ersten Novembertagen 1918 die Revolution ausbricht, als Streiks, Massendemonstrationen und Aufstände das Reich erschüttern, als Räterepubliken in München, Köln, Frankfurt, Stuttgart und Leipzig eingesetzt werden, erlebt schließlich auch Hindenburg die Krise wie eine Krankheit.

„Ein Fieber“ spürt er, das „den ganzen Volkskörper zu schütteln“ scheint: „Der Körper wird nach außen machtlos: Zwar schlägt er noch um sich, aber er stirbt.“ Sein eigenes Wohlergehen verknüpft er jetzt mit dem des obersten Kriegsherrn: „Ich lebe und sterbe mit meinem König.“



Gruppenweise fertigt das Militärische Passkommando Fotos für neue Papiere an. Die Bevölkerung der besetzten Gebiete soll für die Deutschen Frondienste leisten



Im Großen Hauptquartier beraten Hindenburg, Wilhelm II. und Ludendorff 1917 gemeinsam die Lage. Doch die Entscheidungen treffen längst nur die Generäle

Doch der Monarch ist nicht mehr zu halten. Schon erwägt Ludendorffs Nachfolger, General Wilhelm Groener, den Kaiser zum Heldentod an die Front zu schicken. Schließlich setzt sich Wilhelm am 11. November 1918 ins niederländische Exil ab – und lässt seinen Vasallen mit dem Verdacht zurück, ihn zur Desertion gedrängt zu haben: ein Vorwurf, der Hindenburgs Gewissen noch lange quält, als hätte er selber Fahnenflucht begangen.

„Der Feldherr ist auf sich allein gestellt“, weiß Ludendorff: „Er ist einsam.“ Er geht nach Skandinavien. „Keines Menschen Los war so hart wie das meine“, schreibt er seiner Frau aus Kopenhagen. „Sage allen, ich vergleiche mich mit Hannibal!“

Hindenburg findet sich, um die Ordnung im „Volkskörper“ aufrechtzuerhalten, mit Wilhelms Abdankung und dem Ende der Monarchie ab – so lange sein Heer ihm erhalten bleibt, sein zweites Ich, massiv und fest wie sein eigener mächtiger Leib.

Noch immer gehört es ihm; streift selbst der revolutionäre Soldatenrat von Kassel bei seinem Erscheinen die roten Armbinden ab und ersetzt sie mit Stoff in den schwarz-weißen Farben Preußens.

Und je stärker das rote Fieber glüht, umso mehr Erfrischung findet Hindenburg in den jungen, rechtsradikalen Frei-

willigen, die es nicht erwarten können, mit der Revolution aufzuräumen, in den Freikorps, die sich im Baltikum noch Scharmütel mit der Roten Armee liefern, in den Veteranen von Tannenberg und den Masurenischen Seen, die er noch einmal zur Einheit fügt: „Findet euch wieder zusammen in der Liebe zur Heimat, in der Selbstzucht, Disziplin und dem Vertrauen zu euern Führern!“

AM 28. JUNI 1919 unterzeichnet der deutsche Außenminister gemeinsam mit dem Verkehrsminister im Spiegelsaal von Versailles den Friedensvertrag von Versailles, der Deutschland ein Achtel seines Territoriums und ein Zehntel seiner Bevölkerung kostet. Das Ende des Kaiserreichs ist besiegelt – doch in Hindenburg und Ludendorff lebt es weiter.

Die Freikorps und die Regierung ersticken die Revolution im Keim, und Ludendorff fühlt sich sicher genug, eine Luxussuite im Berliner „Hotel Adlon“ und schließlich eine Prachtwohnung mit Tiergartenblick zu beziehen.

„Die größte Dummheit der Revolutionäre war es“, sagt er immer wieder, „dass sie uns alle leben ließen.“

Zu Ludendorffs 54. Geburtstag am 9. April 1919 hatten sich die beiden alten Kameraden versöhnt – und Hindenburg ist froh, „dass nun wieder mit ihm alles beim Alten ist“. Und auch die Zeremonie

zum Abschied des Alten von der Obersen Heeresleitung am 2. Juli wird zur Feier der Kontinuität: Ergriffen gelobt die Gemeinde, „dass wir seinem Vorbild folgen werden bis ans Ende unserer Tage“.

Wie in alten Zeiten schmettern Musikkorps im Fackelschein den Großen Zapfenstreich, spielen die alten preußischen Märsche, die Hindenburgs Leben Takt gegeben haben. Und der prophezeit seinen Kriegern, dass eines Tages „die alten Herrlichkeiten wiederaufstehen“ werden, „ohne die Deutschland und Preußen nicht zu denken sind“.

Ganz sind sie geblieben – und auch in ihren Biografien dulden sie keine Brüche. Nichts anderes als den Krieg haben sie gelernt, und so führen sie ihn weiter, wie im Traum.

1923 wird sich Ludendorff einem verkrachten Postkartenmaler namens Adolf Hitler anschließen, wird mit ihm am 9. November den Staatsstreich probieren und schließlich, allein mit seinem Adjutanten, die Münchner Feldherrnhalle bestürmen. Er wird mit seiner zweiten Frau Mathilde im „Tannenbergbund“ gegen Juden, Freimaurer und Katholiken hetzen, denen er die Schuld am Weltkrieg gibt, und als Abgeordneter der NSDAP in den Reichstag einziehen.

Und Hindenburg, inzwischen Reichspräsident, wird am 30. Januar 1933 diesen Adolf Hitler zum Reichskanzler ernennen – ohne genau zu wissen, was er da tut.

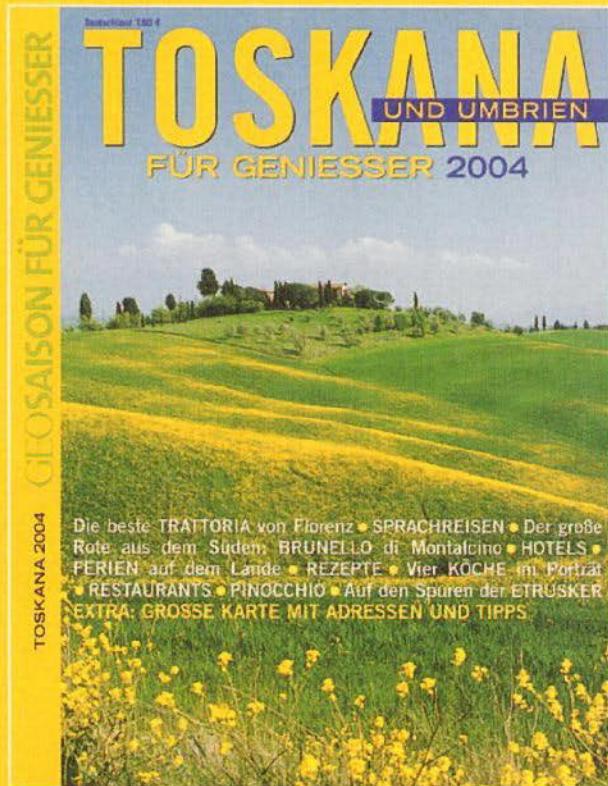
In Berlin wird man sich erzählen, wie an jenem Abend, als 25 000 SA-Männer in braunen Hemden und Kolonnen von Stahlhelm-Leuten in Feldgrau unter Fackeln durch Berlins Straßen marschierten, Hindenburg auf dem Balkon des Reichspräsidentenpalais stand, mit dem Spazierstock den Takt der Marschmusik schlug und den alten Gefährten anstrahlte: „Ludendorff, unsere Männer marschieren prächtig! Und wie viele Russen sie gefangen haben!“ □

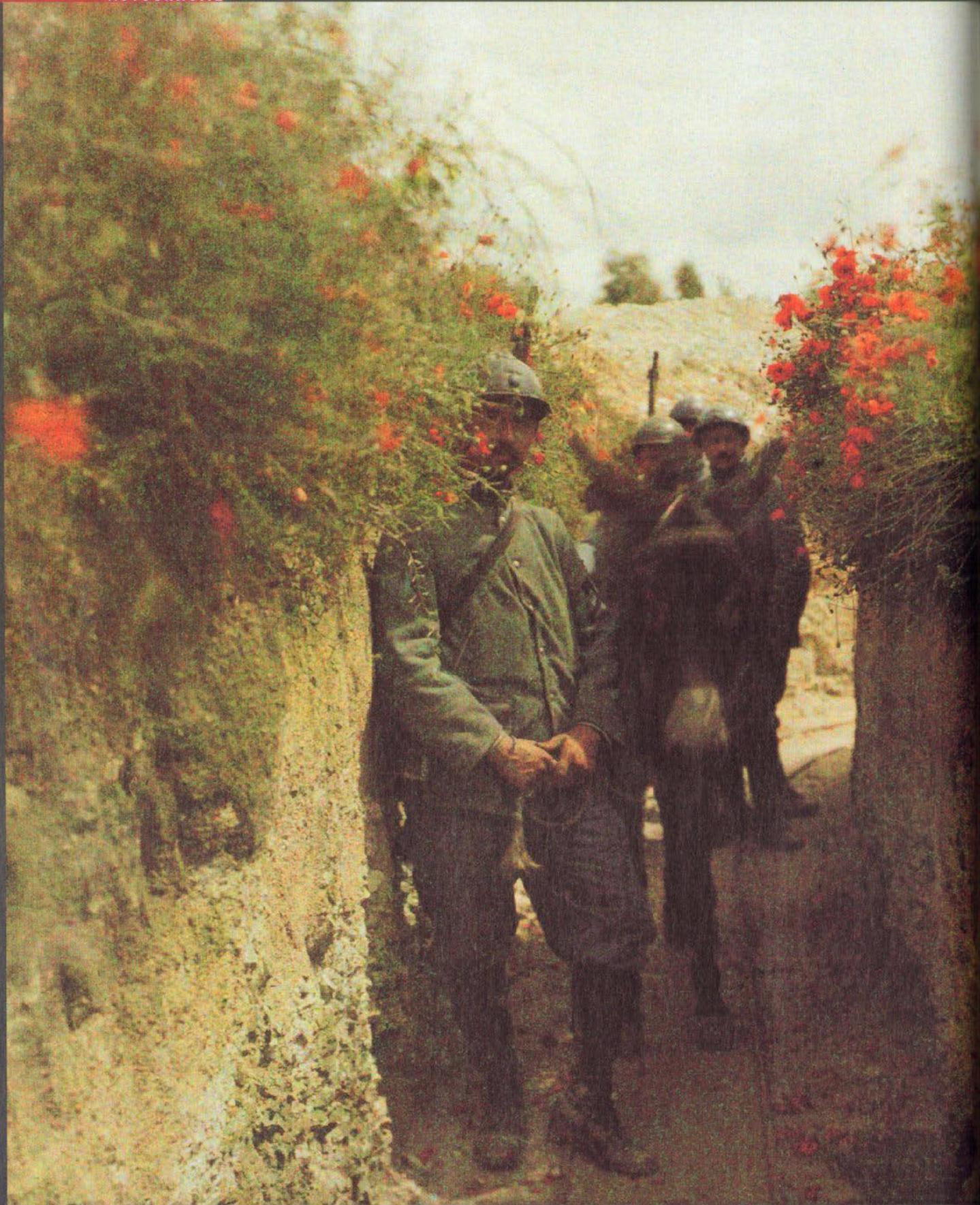
Jörg-Uwe Albig, 44, nimmt sich für GEO EPOCHE regelmäßig umstrittene Figuren der Geschichte vor – zuletzt Wilhelm II. und Alexander den Großen. Hier hat er erstmals zwei Persönlichkeiten zugleich porträtiert.



Zypressenhaine. Zikadenzirpen. Zeitloser Zauber. **TOSKANA.**

Wohnen: Gutshöfe, in denen Sie übernachten sollten. **Leute:** Küchenchefs, die Sie besuchen müssen. **Essen:** Restaurants, die Sie nicht auslassen dürfen. **Trinken:** Weine, die Sie glücklich machen werden. **Tipps**, die für den perfekten Urlaub unverzichtbar sind.



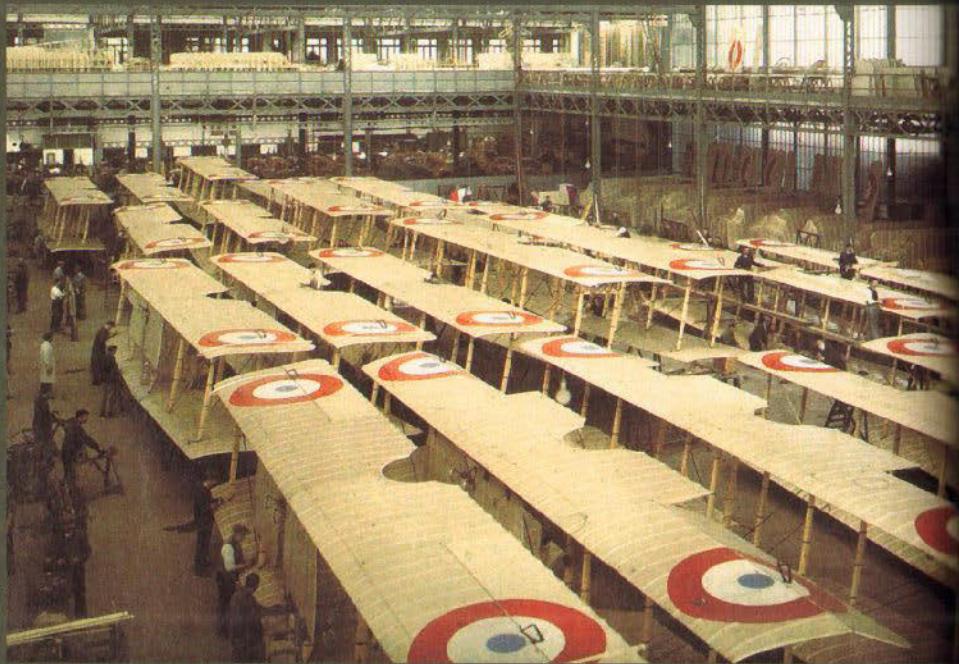


Ein Verpflegungstrupp ist in einem Laufgraben, vermutlich in Flandern, mit dem Maultier unterwegs – inmitten von rotem Klatschmohn



Die Farben des Krieges

Niemals zuvor war ein Konflikt derart industrialisiert wie der Erste Weltkrieg. Nicht nur bei den Waffen ist der technische Fortschritt ungeheuer, sondern auch im zivilen Bereich – etwa in der Fotografie: Reporter dokumentieren im Auftrag der französischen Armee den Alltag an der Front erstmals in Farbe. Doch noch arbeiten sie mit langen Belichtungszeiten, die Soldaten müssen vor der Kamera posieren. Und so herrscht auf vielen Aufnahmen ein eigenartiges Idyll, in dem blauer Himmel über den Schlachtfeldern leuchtet und bunte Blumen sprießen



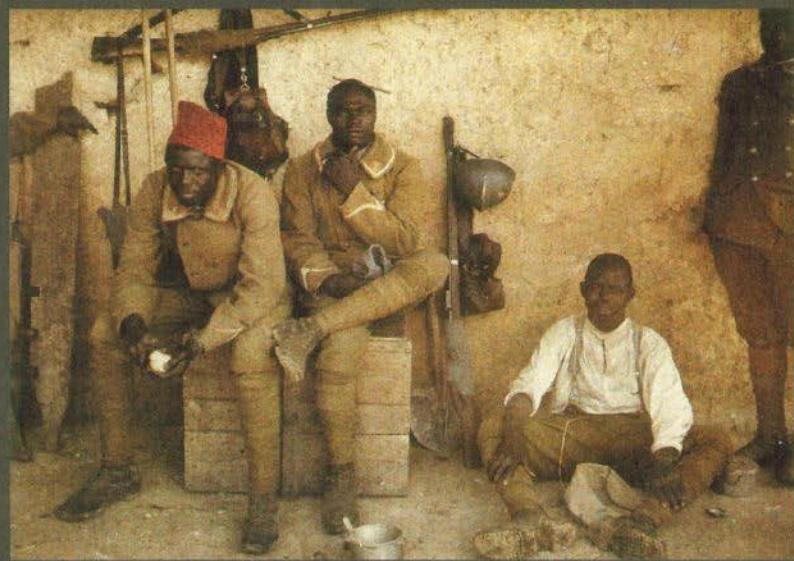
Eine Flugzeugwerft in Billancourt, Paris, 1917: Erstmals wird ein Krieg mit großen Luftstreitkräften ausgetragen



Spiel mit der Puppe neben dem Marschgepäck: Selbst in frontnahen Städten wie Reims herrscht zeitweise Ruhe

U

m 1903 entwickeln die Brüder Lumière die ersten Autochrome: Fotoplatten werden mit rot, blau und grün gefärbter Kartoffelstärke beschichtet, die bei der Belichtung als Farbfilter wirkt. Trotz der auch 1914 noch eingeschränkten fotografischen Möglichkeiten vermitteln die Diapositive der Weltkriegs-reporter ein realistisches Bild vom Alltag der Soldaten in den Unterständen, vom industriellen Wettrüsten, von den Kolonialtruppen, die in diesen Konflikt gezwungen werden – aber auch von der scheinbaren Normalität in den Städten



Afrikanische Soldaten im Elsass: Zu Hunderttausenden setzt die Entente auf europäischen Schlachtfeldern Menschen aus ihren Kolonien ein



Französische Stellungen im flandrischen Boesinghe – einem der vielen heute fast vergessenen Schlachtfelder der Westfront

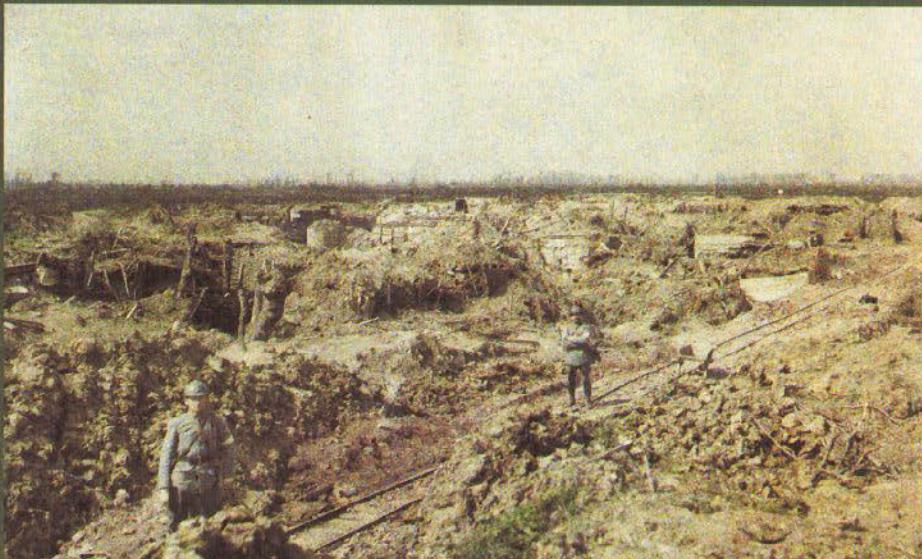


Die Kathedrale von Reims über der zertrümmerten Innenstadt: Seit Jeanne d'Arc Symbol der Einheit Frankreichs

Zu Beginn des Krieges ist die deutsche der französischen Artillerie weit überlegen. Mit schweren Geschützen bombardiert sie sieben Wochen nach Kriegsausbruch die Stadt Reims. Bis zum Ende des Stellungskrieges bleibt der historische Krönungsort der französischen Könige im Bereich der Front. Stark zerstört, wird er den Franzosen zum Sinnbild nationalen Opfertums



Erschöpft rastet in Reims ein französischer Soldat. Er trägt die horizontblaue Uniform, die 1915 eingeführt worden ist



Boesinghe, 1917: Seit mehr als zwei Jahren herrscht Stellungskrieg. Nachschub liefert die Feldeisenbahn



»Ordensverleihung« in einer Pariser Straße: Fern der Front spielen die Kinder den Weltkrieg nach

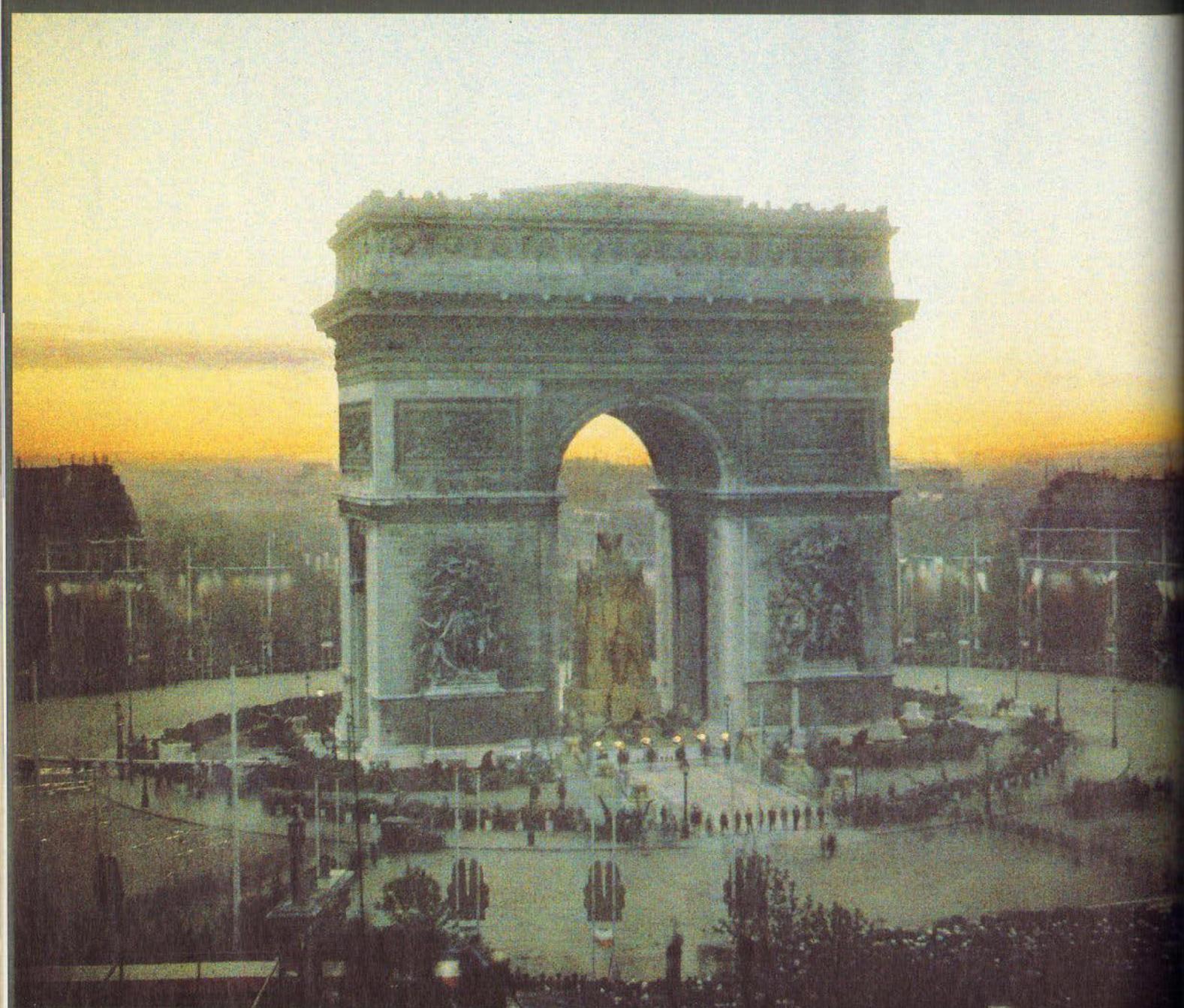
Die modernen Waffen verwüsten nicht nur Ortschaften, sondern auch viele Millionen Hektar Wälder, Äcker und Weiden – in manchen Regionen auf Jahre hinaus. In den Schützengräben, die das Land labyrinthisch durchziehen, droht den Soldaten über Monate unablässig der Tod – während daheim die nächste Generation arglos Krieg spielt



Meist gelingt es den Soldaten, die Gräben mit Unterständen und Holzböden abzusichern. Volltreffern aber halten diese Bunker nicht stand



Französische Verwundete im Lazarett: Wie kein Konflikt zuvor hinterlässt dieser Krieg ein Heer von Blinden und Krüppeln



Totenehrung: Mit einem feierlichen Akt gedenken die Alliierten im Juli 1919 am Pariser Arc de Triomphe der gefallenen Soldaten

A

m 14. Juli 1919, acht Monate nach Unterzeichnung

des Waffenstillstands, feiern die Alliierten in Paris

mit einer Parade ihren Sieg über Deutschland.

Rund 15 Millionen Tote hat dieser Krieg gekostet,

und groß ist die Sehnsucht nach einer nachhaltigen

Friedensordnung. Aber die Sieger errichten

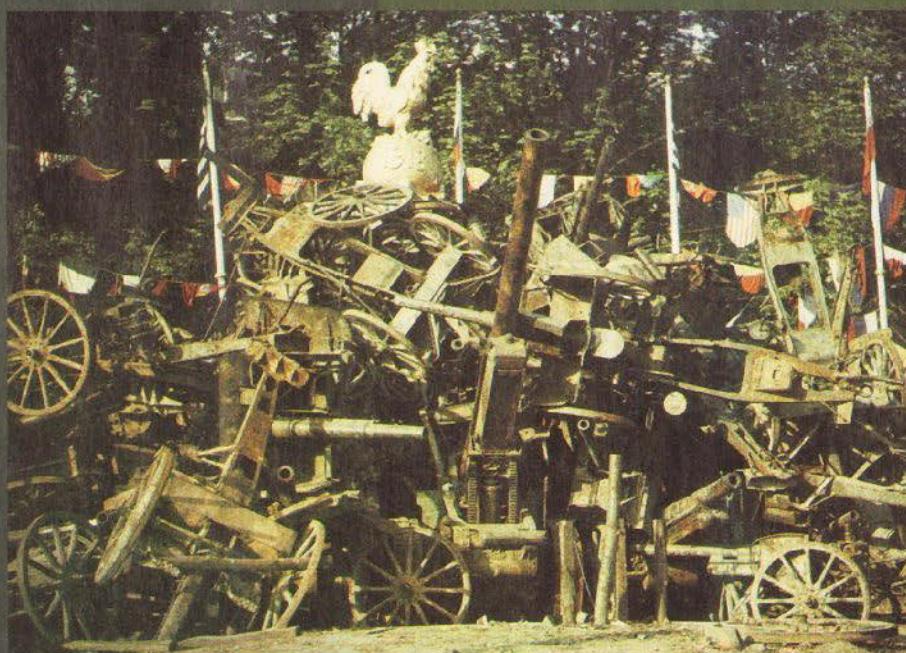
sie bei ihren Verhandlungen in Versailles trotz

mancher guten Vorsätze nicht. Im Gegenteil: Mit

ihren Friedensbedingungen destabilisieren

sie Europa sogar weiter – hin zu Konflikten, die

in einen neuen Weltkrieg münden □



Trophäensammlung: Berge deutscher Waffen türmen sich während der Siegesfeiern in Paris

RUSSISCHE REVOLUTION

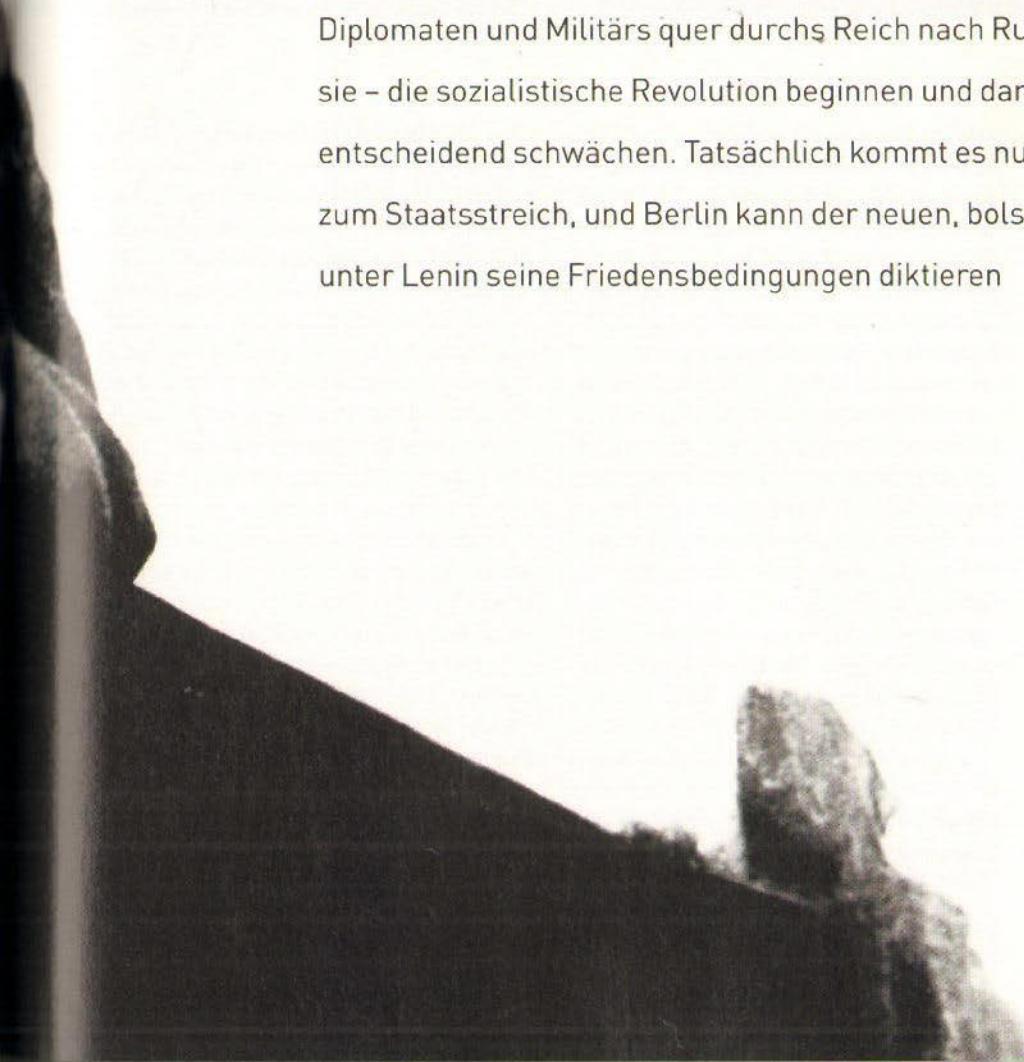
JAHRE



Von Beruf Revolutionär: Am ersten Jahrestag der »Oktoberrevolution« spricht Lenin auf dem Roten Platz in Moskau

LENIN

Als der Zar im Frühjahr 1917 gestürzt wird, sitzt der entschlossenste aller russischen Revolutionäre im Schweizer Exil: **Wladimir Iljitsch Uljanow**, genannt Lenin. Und ausgerechnet diesen Mann schleusen nun deutsche Diplomaten und Militärs quer durchs Reich nach Russland. Dort soll er – so hoffen sie – die sozialistische Revolution beginnen und damit den Feind im Osten entscheidend schwächen. Tatsächlich kommt es nur Monate später in Petrograd zum Staatsstreich, und Berlin kann der neuen, bolschewistischen Regierung unter Lenin seine Friedensbedingungen diktieren





Nach der Abdankung des Zaren im März 1917 bekennen sich viele Soldaten zu dieser ersten Revolution und heften rote Fahnen an die Bajonette. Einige gehören dem Petrograder Rat der Arbeiter- und Soldatendeputierten an, der bald gemeinsam mit der Provisorischen Regierung die Staatsgeschäfte führt. Der Einfluss der Bolschewiken ist zu diesem Zeitpunkt noch gering. Das Transparent ganz oben links fordert gar: »Nieder mit Lenin!«

von ANJA HEROLD

Zürich, Hauptbahnhof, am 9. April 1917. Der Schnellzug 263 nach Schaffhausen steht zur Abfahrt bereit. An Gleis 3 haben sich etwa 100 Menschen versammelt, vorwiegend Russen. Es sind Anhänger von Arbeiterparteien, die einander erbittert bekämpfen. „Provokateure! Lumpen! Schweine!“, rufen ein paar von ihnen, als sich eine Gruppe von 32 Männern, Frauen und einem Kind den Weg durch die Menge bahnt. Zumeist sind es russische Emigranten in abgetragenen Kleidern, bepackt mit Kissen und Decken, die wenigen Besitztümer in Bündeln und Körben verstaut. „Man wird euch alle aufhängen!“, ruft jemand

Einen kleinen, unersetzen Mann scheinen Tumult und Todesdrohungen nicht zu beeindrucken. Sein Schritt bleibt fest, die genagelten Bergstiefel hämmern auf den Boden, aus seinem Reisesack

quellen Broschüren und Zeitungen. Wladimir Iljitsch Uljanow, genannt Lenin, hat in diesem Moment nur ein Ziel: Er will so schnell wie möglich zurück nach Russland, wo seit wenigen Wochen die Revolution regiert. Und diesem Ziel ist er nah.

Zar Nikolaus II. hat abgedankt. Die bürgerliche Provisorische Regierung und der neu gegründete „Rat der Arbeiter- und Soldatendeputierten“, kurz sowjet, haben in Petrograd, dem ehemaligen St. Petersburg, die Staatsgeschäfte übernommen. Russland ist in Aufruhr. Das ist die Stunde der gewaltbereiten Bolschewiken, der russischen Mehrheitssozialisten. Es soll auch die Stunde Lenins sein, ihres Anführers. „Entweder sind wir in sechs Monaten Minister, oder wir hängen“, erklärt ein Genosse kurz vor der Abfahrt in Zürich.

Als sich der Zug um 15.20 Uhr Richtung Deutschland aus dem Bahnhof schiebt, stimmen die Reisenden in den Waggons und ihre Parteifreunde am

Gleis die Internationale an, die Hymne der Arbeiterbewegung. „Provokateure! Spitzel!“, skandieren Lenins Gegner. Ein Vertrauensmann Berlins meldet diese Beobachtungen an den Militärrattaché der kaiserlichen Gesandtschaft in Bern: „Soweit das kleine genussreiche, echt polnisch-russische Stilleben.“

Es ist Ostermontag. Vor 72 Stunden haben die USA dem Deutschen Reich den Krieg erklärt. Aus dem europäischen ist endgültig ein Konflikt der ganzen Welt geworden.

Jenseits der Partei kennt fast niemand den Namen, gar die Visionen Lenins, der in seinem Schweizer Exil nur ein Häuflein Bolschewiken angeführt hat. Von sozialistischer Weltrevolution und Diktatur des Proletariats will kaum jemand etwas wissen. Keiner Zeitung ist seine Abreise eine aktuelle Meldung wert.

Und doch wird an jenem Nachmittag im Zürcher Hauptbahnhof eine Weiche der Geschichte gestellt. Am 9. April 1917



ist Lenin nur der Kopf einer kleinen politischen Reisegruppe mit wenigen Anhängern – sieben Monate später befiehlt er über 175 Millionen Menschen. Er ist der Vater der „Oktobерrevolution“ und der Architekt der Einparteidiktatur, die das russische Volk 70 Jahre beherrschen wird. Die Sowjetunion, deren Ideologie und politisch-militärische Macht binnen einer Generation einen erheblichen Teil der Erde dominieren wird, ist vor allem Lenins Werk. Wäre er an jenem Tag nicht losgefahren – gut möglich, dass die Weltmacht im Osten nie hätte entstehen können.

Dass Lenin überhaupt diese Reise antreten kann, verdankt er der Geheimdiplomatie und seinem kompromisslosen Wesen. Denn die Handlungsmaxime des Berufsrevolutionärs lautet: Was meiner Sache nützt, das ist gerecht.

ALS DAS DEUTSCHE REICH am 1. August 1914 Russland den Krieg erklärt, lebt Lenin mit seiner Ehefrau Nadeschda Krups-

kaja im österreichisch-ungarischen Galizien (im heutigen Polen), fern der Geheimpolizei des Zaren, aber nah genug an der Heimat. Der Marxist und die Petersburger Revolutionärin kennen sich aus dem „Kampfbund zur Befreiung der Arbeiterklasse“, einer Vorläuferorganisation der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russlands.

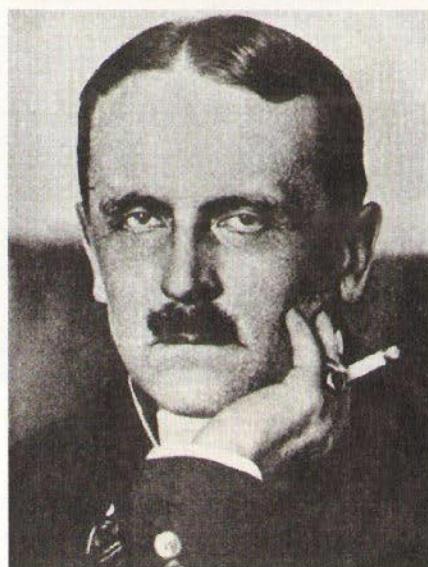
Geheiratet haben die beiden 1898 im sibirischen Schuschenkoje, wohin Lenin wegen politischer Umtriebe verbannt worden war. Seither streiten die beiden gemeinsam für den Klassenkampf der besitzlosen Arbeiter gegen die besitzenden Bürger, des Proletariats gegen die Bourgeoisie, vor allem aber gegen die russische Monarchie. Hatte doch Zar Alexander III. Lenins bewunderten älteren Bruder Alexander wegen eines Attentatsversuchs hinrichten lassen.

Seit Lenin die Spaltung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russlands betrieben hat, führt er die Fraktion der

Bolschewiken an, der „Mehrheitler“. Doch der Name trügt, denn eigentlich sind die Anhänger der leninschen Richtung oft in der Unterzahl. Gleichwohl gelingt es dem Genossen Wladimir Iljitsch immer wieder, die entscheidenden Sitzungen und Abstimmungen durch geschicktes Taktieren, Charisma und durch die Einschüchterung anders Denkender für sich zu entscheiden.

In diesem August ist Lenin 44 Jahre alt. Seit 14 Jahren lebt der polizeilich bekannte Revolutionär nahezu ununterbrochen in der Emigration, und noch immer unterstützt ihn die Mutter finanziell. So kann er ohne große Sorge um den Brotvererb an seinen Theorien feilen und daran, wie Russland nach der Machtübernahme durch die Bolsheviken zu organisieren sei.

Die Führung müsse einer Kaderpartei von Berufsrevolutionären obliegen, soviel hat Lenin bereits in seiner 1902 erschienenen Schrift „Was tun?“ skizziert.



Helpershelfer der Revolution: Alexander Helphand (oben, links) und Leo Trotzki (daneben) haben bereits 1905 gegen den Zaren rebelliert. Später liefert Helphand dem deutschen Diplomaten Ulrich Graf von Brockdorff-Rantau (unten) geheime Informationen aus Russland. Gemeinsam arbeiten sie an der Schwächung des Zarenreichs – mithilfe der Heimreise Lenins. Entgegen kommt ihnen die Politik des Kriegsministers und künftigen Ministerpräsidenten Alexander Kerenskij (links außen): Der lässt im Sommer 1917 Kriegsversehrte durch Petrograd fahren, um im Volk Rachegefühle gegen den deutschen Feind zu schüren (rechts), treibt aber nur die kriegsmüden Soldaten mehr und mehr zu den Bolschewiken

Die Verwaltung könnten Arbeiterräte übernehmen – solche, wie sie sich spontan bei der Revolution von 1905 in vielen Städten Russlands gebildet hatten.

Erst spät erkennt der Theoretiker, dass er in Galizien nach Kriegsausbruch in Gefahr ist, als russischer Spion verhaftet zu werden. Tatsächlich muss er einige Tage in einer Zelle verbringen. Per Telegramm bittet er den Polizeichef in Krakau, den örtlichen Behörden mitzuteilen, dass er doch als politischer Emigrant gemeldet sei.

Der Polizeichef reagiert sofort und antwortet in seinem Sinne. Mehrere politische Freunde, so der österreichische Sozialdemokrat Viktor Adler, intervenieren ebenfalls und beteuern, dass Lenin ein erklärter Gegner des Zarenregimes sei. Schließlich kommt er frei. Mit seiner Frau flieht er in die neutrale Schweiz, wo das Paar von den Härten des russischen Kriegsalltags verschont bleibt.

Zar Nikolaus II. versagt in diesen Krisenzeiten. Sein Regime ist nicht in der

Lage, die reichen Ressourcen des Landes für die Bevölkerung nutzbar zu machen. Schon bald wird das Brot knapp. Die Menschen hungern. Es fehlt jedoch nicht nur an Nahrungsmitteln: Viele Bauern, die als Soldaten an die Front gezwungen werden, sind nicht einmal mit einem Gewehr ausgerüstet, wissen nicht, für wen sie kämpfen sollen, und werden durch inkompetente, herrische und gleichgültige Offiziere in sinnlosen Attacken geopfert. Mit jeder Todesnachricht wächst die Stimmung im Land gegen den Zaren und gegen dessen Krieg.

Lenin kann sich fast nur aus Zeitungen informieren. Ein Brief nach Russland braucht über Kontaktpersonen in Skandinavien mehrere Wochen. Und die Ge-

heimpolizei macht daheim Jagd auf die Bolschewiken. Im vertraulichen politischen Adressbuch Nadeschda Krupskaja stehen die Namen von nicht mehr als 26 Personen mit Wohnsitz Russland. Ende 1916 sind davon nur noch zehn aktiv.

Lenin in der Schweiz ist ein isolierter Lenin.

Und zudem inzwischen fast pleite – seine Mutter ist im Juli 1916 verstorben. Der sonst stets auf sein Aussehen bedachte Berufsrevolutionär beginnt zu verwahrlosen. In Zürich wohnen Lenin und seine Frau zur Untermiete bei einem Schuster in der Spiegelgasse 14. „Unsere Wohnung war eine wahrhaft internationale“, notiert Nadeschda Krupskaja, „zwei Zimmer bewohnten die Wirtsleute;



in einem die Frau eines im Felde stehenden deutschen Bäckers mit ihren Kindern, in einem andern irgendein Italiener, in einem dritten österreichische Schauspieler mit einer erstaunlichen rothaarigen Katze; im vierten, wir, die Russen.“ Ein Kohleofen, ein Tisch, ein Bett – viel mehr haben sie nicht.

Wladimir Iljitsch wirbt in Zürich einige Anhänger unter den Schweizer Sozialdemokraten, auch lebt in der Stadt „viel revolutionär gesinnte Jugend aus verschiedenen Ländern“, wie Krupskaja beobachtet. In der größten Stadt der Schweiz versammeln sich die unterschiedlichsten Geister aus der ganzen Welt, tauschen Agenten ihre Informationen aus, entsteht in Hugo Balls „Café Voltaire“ die Kunstform Dada.

„Während wir in Zürich das Kabarett hatten, wohnte uns gegenüber in derselben Spiegelgasse Herr Uljanow-Lenin“, erinnert sich später Hugo Ball. „Er musste jeden Abend unsere Musiken und Tira-

den hören, ich weiß nicht, ob mit Lust und Gewinn.“

Lenin nutzt Bibliotheken, wie die Zentralstelle für soziale Literatur der Schweiz, um weiter an seinen Ideen über Partei- und Regierungsstrukturen zu arbeiten. Sein Ziel ist, den Weltkrieg der Imperialisten zu beenden und statt seiner weltweit Bürgerkriege anzuzetteln – Bürgerkriege, die überall zum Sieg des Proletariats führen sollen.

Diese Position isoliert ihn von der Mehrheit der europäischen Sozialdemokraten, die den Krieg in ihren jeweiligen Ländern gebilligt haben – weil sie sich als Vaterlandsverteidiger sehen. Lenin aber denkt nicht in Nationalitäten, sondern international. Seit mehr als 20 Jahren glaubt er an die Solidarisierung der Arbeiterklasse aller Länder und dass die sozialistische Weltrevolution unmittelbar bevorstehe.

Der Weltkrieg ist da ein Rückschlag. Vor allem die deutschen Sozialdemokra-

ten haben ihn enttäuscht, sodass Lenin dieser Tage Zweifel plagen. Im Januar 1917 hält er vor jungen Schweizer Sozialisten einen Vortrag, der das Ausmaß seiner Resignation wiedergibt: „Wir, die Alten, werden vielleicht die entscheidenden Kämpfe dieser kommenden Revolution nicht erleben. Aber ich glaube mit großer Zuversicht, dass die Jugendlichen das Glück haben werden, nicht nur zu kämpfen, sondern auch zu siegen in der kommenden proletarischen Revolution.“

Jetzt, Anfang 1917, ist er 46 Jahre alt, ein führender russischer Marxist, aber außerhalb der Partei und dem Petrograd der Büro der Geheimpolizei weitgehend unbekannt.

Allerdings interessiert man sich noch andernorts für den russischen Emigranten: in Kreisen der deutschen Regierung.

SEIT DEM SCHEITERN der Offensive im Westen und angesichts des unerwartet starken militärischen Auftritts der Rus-



sen im Osten ist das Kaiserreich in der Klammer eines kräftezehrenden Zweifrontenkrieges gefangen. Deutschland braucht Entlastung, am besten an der Ostfront. Russland soll aus der Entente herausgebrochen werden. Dafür entwickeln Politiker und Militärs zwei Optionen: einen Separatfrieden mit dem Zarenreich oder die Zerstörung Russlands von innen, etwa durch die Unterstützung revolutionärer Kräfte.

Schon ab Ende 1914 haben die kaiserlichen Gesandten in den neutralen Hauptstädten Bern, Kopenhagen und Stockholm begonnen, Informationen über die russischen Revolutionäre zu sammeln. Die Erkundigungen sind streng geheim und werden nur über Mittelsmänner abgewickelt. Der Gedanke hinter der Berliner Ostpolitik ist einfach. Ein schwaches Russland kann keinen Krieg gewinnen. Ein schwaches Russland kann sich nicht gegen die Errichtung eines deutschen Ost-Imperiums wehren (siehe Seite 100).

Der Name Lenin taucht zum ersten Mal am 25. März 1915 in einem Bericht eines Mittelsmannes an den Berner Gesandten Gisbert Freiherr von Romberg auf. Wenig später wird Lenins in sieben Hauptpunkte gegliedertes Partei- und Friedensprogramm übermittelt: Errichtung der Republik, Konfiskation des Großgrundbesitzes, Einführung des achtstündigen Arbeitstages, Friedensangebot ohne Rücksicht auf Frankreich, Verzicht Deutschlands auf Annexionen und Kontributionen, Russlands auf Konstantinopel und die Dardanellen, Einmarsch der russischen Armee in Indien.

Romberg erkennt das Potenzial in Lenins Konzept und trägt es Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg an. Von allen revolutionären Strömungen im Zarenreich scheint Lenins Bolschewismus am meisten Aussicht auf einen schnellen Frieden zu bieten.

Doch zunächst wartet die Reichsregierung ab und lässt sich laufend unter-

richten. Eine wichtige Rolle spielt hier der deutsche Gesandte in Kopenhagen: Ulrich Graf von Brockdorff-Rantzau. Der traditionsbewusste hagere Mann mit dem glatt gescheitelten Haar ist lange Zeit Legationssekretär an der deutschen Botschaft in St. Petersburg gewesen. Dieser Aufenthalt hat ihn nachhaltig geprägt, und die Position des Gesandten in Kopenhagen gilt traditionsgemäß als Anwartschaft für den Botschafterposten in Russland.

Der Gegensatz des Karrierediplomaten zu seinem Informanten könnte kaum größer sein. Der Weißrusse Dr. Alexander Helphand ist eine der schillerndsten Persönlichkeiten in der Geheimdiplomatie des Deutschen Reiches. Aus dem einst ärmlichen Journalisten ist durch den Krieg ein wohl beleibter Bonvivant und aus dem führenden sozialistischen Theoretiker ein von den meisten Genossen verachteter Kapitalist geworden. Geld gemacht hat der erklärte Feind des Zaren-

Als die »Roten Garden« der Bolschewiken am 7. November 1917 auf das Winterpalais zu-stürmen (links) und mit Gewehren im Anschlag in Stellung gehen (rechts), haben sich die dort tagenden Minister der Provisorischen Regierung verbarrikadiert; Premier Kerenskij ist geflohen. Die wenigen Soldaten, die zur Verteidigung geblieben sind, leisten kaum Widerstand. Zu den letzten regierungs-treuen Truppen gehört auch ein aus Frauen gebildetes »Todes-battaillon«, wie Einheiten mit besonders patriotischen Kämpfern genannt werden



tums als Publizist und Verleger, vor allem aber als Großschieber.

Ein Agent in deutschen Diensten ist Alexander Helphand, genannt Parvus, jedoch nicht. Er verfolgt seine eigenen Ziele: Demokratie und Sozialismus in Europa, getragen durch die Revolutionierung Russlands und den Sturz des Zaren. Sein

Biograph wird später festhalten: „Parvus arbeitete nicht *für*, sondern *mit* der kaiserlichen Regierung.“

Ende März 1915 erhält Helphand vom Auswärtigen Amt in Berlin eine Million Mark für die Förderung der russischen Revolution. Es bleibt nicht die einzige deutsche Zahlung dieser Art. Vier Mona-

te später, Parvus hat sich in Kopenhagen niedergelassen, spricht er erstmals bei Brockdorff-Rantzau vor. Die beiden verstehen sich sofort. Sie sind sich einig, das Zarenreich sei am besten durch Aufwiegelung zu zerschlagen.

Der deutsche Gesandte ist begeistert von dem „großzügigen Politiker“ und „ungewöhnlich bedeutenden Mann, dessen hervorragende Kraft“ man sich unbedingt für die Zeit des Krieges sichern müsse. Tatsächlich verfügt Parvus über brillante analytische Fähigkeiten – und ein dicht geknüpftes Netz an Informanten. Seine Berichte gelangen über Brockdorff-Rantzau direkt zum Reichskanzler oder zu den entscheidenden Männern im Auswärtigen Amt, wo zum Ärger von Parvus auch über einen Separatfrieden mit Russland nachgedacht wird.

Wilhelm II. hat gegen die Revolutionspläne seines Führungsstabes nichts einzuwenden. Die Blutsbande zu seinem Vetter, dem Zaren, zählen seit Kriegsbeginn



Am 8. November 1917 wird Lenin »Vorsitzender des Rats der Volkskommissare« – wie Russlands Regierungschef jetzt heißt. Ein Jahr später hält er am ersten Jahrestag der bolschewistischen Machtübernahme eine Rede vor dem Kreml. Denn Hauptstadt ist nun Moskau

nicht mehr. Zur Lage im Zarenreich bemerkt der Deutsche Kaiser: „Wir können unseren Krieg nur insofern einrichten, als der innere Kampf in Russland auf den Friedensschluss mit uns Einfluss hat.“

Doch zunächst betreibt die deutsche Regierung ihre Ostpolitik eher unentschlossen. Ob Parvus das deutsche Geld tatsächlich zur Aufwiegelung der Arbeiter verwendet hat, ist unklar. Erfolge in Russland bleiben zunächst jedenfalls aus, obwohl das Volk dort ungeheure Not leidet und die Stimmung unter den Soldaten an der Front verheerend ist. Viele lassen sich gefangen nehmen oder desertieren, doch aufzugehen trauen sie sich nicht.

Erst nach zweieinhalb Kriegsjahren erhebt sich das russische Volk – und überrascht damit sowohl die emigrierten Berufsrevolutionäre um Lenin wie Berlins Geheimdiplomaten.

AM 8. MÄRZ 1917⁸ warten Petrograder Textilarbeiterinnen vor den Bäckereien

der Stadt auf Brot. Lange, zu lange. Der Funke zündet. Die Frauen treten in den Streik, die Männer tun es ihnen gleich, der Aufstand ergreift binnen Stunden Zehntausende. Zwei Tage später sind es bereits 200 000. Kurz darauf weigern sich die ersten Soldaten, mit der Waffe gegen das eigene Volk vorzugehen. Am 15. März dankt Zar Nikolaus II. unter dem Druck seiner Generäle ab. Russland wird fortan von der bürgerlich-liberalen Provisorischen Regierung und dem Petrograder Sowjet der Arbeiter- und Soldatendeputierten gelenkt.

Etwa gleichzeitig erfährt Lenin in Zürich von der Revolution. Er will mit

⁸ Nach dem in Russland seit Zar Peter I. gebräuchlichen Julianischen Kalender bricht die Revolution am 23. Februar aus. Im 20. Jahrhundert differiert der Julianische von dem im Westen gebräuchlichen Gregorianischen Kalender um 13 Tage. Erst Lenins Bolschewiken führen den Gregorianischen Kalender in Russland ein – zum 31. Januar 1918.

Krupskaja gerade zur Bibliothek aufbrechen, als der polnische Genosse Mieczysław Bronski mit der Nachricht hereinplatzt. Lenin und seine Frau laufen zu den Anschlagskästen der „Neuen Zürcher Zeitung“ am Opernhaus. Immer wieder lesen sie die Meldungen.

Auch Bethmann Hollweg erkennt sofort die „ungeheure Tragweite des Ereignisses“. Die Gefahr des Kriegseintritts der USA zwingt zudem zu schnellem Handeln. Noch ist der deutschen Reichsleitung nicht klar, welche Politik die neue russische Führung einschlagen wird. Krieg? Frieden?

Währenddessen geht Lenin abenteuerlichen Reiseplänen nach. Frankreich und Großbritannien würden alles daran setzen, ihn – den Friedenswilligen – festzuhalten, sollte er von ihnen beherrschtes Territorium betreten. Da er den Türken

nicht traut, verwirft er die Mittelmeerroute durch die Dardanellen. Schon will der Revolutionär mit dem Pass eines taubstummen Schweden mit dem Zug durch Deutschland und über Skandinavien nach Russland fahren, schließlich mit einem Flugzeug über die Ostfront hinwegsetzen. „Wir müssen fahren, und wenn es durch die Hölle geht.“

Auch Parvus weiß, wie sehr es Lenin jetzt nach Hause drängt. Doch im Frühjahr 1917 ist er längst nicht mehr der Einzige, der dem Auswärtigen Amt die „Lösung Lenin“ zur Zersetzung Russlands präsentiert. Reichskanzler Bethmann Hollweg persönlich hat sofort nach Ausbruch der Revolution die Kontaktaufnahme zu russischen Emigranten angeordnet, um ihnen die baldige Heimreise durch das Deutsche Reich anzubieten. Brockdorff-Rantzaus übermittelt eine streng geheime Denkschrift an das Auswärtige Amt. Sie beschreibt ausführlich die „destruktive“ Russland-Konzeption des Kopenhagener Gesandten: Lenins Gruppe müsse deswegen geholfen werden, weil durch sie das größtmögliche Chaos in Russland ausbrechen könne.

Nun sind die Diplomaten und deren Geschick gefragt, denn wenn Lenin die Massen gewinnen soll, muss er sich als unabhängiger Revolutionsführer präsentieren können, der keiner ausländischen Macht verpflichtet ist. Nichts und niemand darf ihn kompromittieren. Lenin weiß das sehr genau, und so nennt er auch einen Unterhändler von Parvus einen „Achtgroschenjungen der deutschen Regierung“ und setzt ihn vor die Tür.

Allerdings ist der Bolschewikenführer nur einer von vielen Revolutionären unterschiedlichster Richtung, die zurück nach Russland wollen. Insgesamt 564 von ihnen haben sich zum „Zentralkomitee zur Rückkehr der in der Schweiz weilenden russischen Emigranten“ zusammengeschlossen.

Die Verhandlungen mit den deutschen Diplomaten führt ein Schweizer Sozialist unter Beteiligung von Schweizer Behörden. Und so bittet der deutsche Gesandte in Bern am 23. März 1917 den Staatssekretär Arthur Zimmermann im Auswärtigen Amt um eine Handlungsbefugnis: „Bundesrat Hoffmann hat erfahren, dass hervorragende hiesige Revolutionäre

Wunsch hätten, über Deutschland nach Russland heimzukehren, da sie Weg über Frankreich wegen U-Boot-Gefahr fürchten. Bitte Weisung für den Fall, dass derartige Anträge an mich herantreten.“

Noch am selben Tag meldet Zimmermann, ein Freund Brockdorff-Rantzaus, an das Große Hauptquartier: „Da wir Interesse daran haben, dass Einfluss des radikalen Flügels der Revolutionäre in Russland Oberhand gewinnt, scheint mir eventuelle Durchreise-Erlaubnis durch Deutschland angezeigt.“

Die Zusage der Obersten Heeresleitung erfolgt zwei Tage darauf. Später sichert sie weitgehendere Unterstützung zu: „Für den Fall, dass dem Russentransport die Einreise in Schweden verweigert werden sollte, wäre OHL bereit, die Reisenden durch die deutschen Linien nach Russland hineinzubefördern.“

Alle weiteren Details der Fahrt werden zwischen dem deutschen Gesandten Romberg in Bern und dem Verhandlungsführer der Ausreisewilligen geklärt. Die Bedingungen aber diktiert aus dem Hintergrund Lenin. Mit wenigen Ausnahmen werden sie stillschweigend angenommen. Romberg merkt nur an, dass es nicht den üblichen Gepflogenheiten entspreche, dass Privatpersonen einer Staatsregierung Vorschriften machten. Dennoch werden fast alle Bedingungen von oberster Stelle akzeptiert.

Die deutsche Regierung weiß, dass Lenin sie benutzt. Und auch dem Bolschewikenführer ist klar, weshalb ihm das Auswärtige Amt und die Oberste Heeresleitung helfen. Doch letztlich sind beide Parteien überzeugt, den jeweils anderen übervorteilt zu haben.

ES IST DER 9. APRIL 1917, später Nachmittag. 32 Tage sind seit dem Ausbruch der Revolution in Russland vergangen, 25 Tage seit dem Rücktritt des Zaren. Lenin und seine Reisegefährten sitzen im Schnellzug 263 Richtung Schaffhausen. Auf dem Weg nach Osten.

An der deutschen Grenze inspiziert der Schweizer Zoll auf Anweisung nur die mitgeführten Lebensmittel. Einige der Emigranten haben mehr Zucker und Schokolade dabei als zugelassen. Die Zollbeamten erlauben, die Süßigkeiten an Verwandte oder Bekannte in der

Schweiz zu schicken. Eine Passkontrolle entfällt. Nicht einmal die Namen werden notiert – außer dem von Fritz Platten, eines Schweizer Sozialdemokraten, der die Reise leitet. Platten darf auch als Einziger mit den Deutschen reden. Das ist eine der Bedingungen Lenins.

Am deutschen Grenzposten Gottmadingen bitten Offiziere die Emigranten gegen Abend in einen Wartesaal. Ist die Reise bereits hier zu Ende? Lange Minuten der Ungewissheit vergehen. Männer und Frauen werden in Gruppen geteilt. Brechen die Deutschen ihr Wort? Es herrscht Schweigen. Lenin steht – umgeben von den Genossen – ruhig an einer Mauer. Niemand soll ihn beobachten. Doch auch seine nächste Bedingung wird anstandslos erfüllt. Keine Passkontrolle. Die Gruppe wird nur durchgezählt.

Die Emigranten nehmen ihre Plätze ein – es ist nicht etwa ein Sonderzug, der die Gruppe durch Deutschland transportiert, vielmehr wird ein Kurswagen jeweils an fahrplanmäßige Züge angehängt. Dieser Waggon hat acht Abteile II. und III. Klasse, zwei Toiletten, vier Türen. Nur Lenin und Krupskaja sowie die beiden deutschen Begleitoffiziere bekommen ein eigenes Coupé. Lenin, damit er ungestört arbeiten kann. Die Offiziere, damit sie mit den Reisenden nicht in Kontakt kommen.

Ein Kreidestrich auf dem Boden des Seitengangs trennt fortan „russisches“ von „deutschem“ Territorium. Lenin hat für den Wagen Exterritorialität gefordert. Nur Fritz Platten darf die Linie übertreten – und nur er sowie die beiden Offiziere dürfen den Wagen verlassen.

Lenin versucht zu schreiben. Er will seine „Aprilthesen“ vollenden, sein Programm für die Machtübernahme. Aber nebenan singen und lachen die Parteifreunde. Er kann sich nicht konzentrieren. Am späten Abend stürzt er ins Nachbarabteil und zerrt eine angeblich besonders lärmende Genossin hinaus. Auch die Raucher stören ihn; sie werden auf die Toilette verbannt, und damit die weiterhin ihrem eigentlichen Zweck gemäß genutzt werden kann, erfindet Lenin ein Bezugsscheinsystem.

Als der deutsche Gewerkschaftsführer Wilhelm Jansson, der von der Reise erfahren hat, in Stuttgart die Grüße der

deutschen Genossen übermitteln will, lehnt Lenin ab: Kein Kontakt mit Deutschen während der Fahrt!

In Frankfurt bietet sich der kleinen Reisegesellschaft ein erschütterndes Bild. Ausgemergelte, dürre Gestalten mit müden, ausdruckslosen Augen strömen zu den Vorortzügen. Im Waggon macht sich Beklemmung breit. Dann Berlin – den Reisenden erscheint die Stadt wie ein Friedhof. Nadeschda Krupskaja bemerkt, dass allerorts die Männer fehlen.

Schließlich erreicht der Kurswagen Saßnitz auf Rügen, wo die Emigranten sich auf der „Drottning Victoria“ nach Trelleborg einschiffen. Als Passagierlisten angefertigt werden sollen, mahnt Lenin seine Mitreisenden, Pseudonyme einzutragen. Als ob die Behörden nicht wüssten, wen sie hier passieren lassen.

Von Schweden geht es wieder per Zug nach Finnland, dann mit dem Schlitten über einen vereisten Fluss nach Tornio. Russische Grenzkontrolle – der erste Kontakt mit revolutionären Soldaten. Die Provisorische Regierung hat ihre Drohung nicht wahr gemacht, die Heimkehrer als deutsche Kollaborateure des Hochverrats anzuklagen. Alles verläuft normal.

Vor der letzten Etappe nach Petrograd kann Lenin sogar einige Ausgaben der Parteizeitung „Prawda“ erstehen. Die Meldungen lassen ihn aufbrausen. Ein langjähriger Weggefährte ist als Spitzel der russischen Geheimpolizei entlarvt worden. Schlimmer noch: Die Führer der Bolschewiken in Russland, Leo Kamenew und Josef Stalin, kooperieren mit der verhassten Provisorischen Regierung des bürgerlich-liberalen Lagers.

Kurz vor Mitternacht am 16. April fährt die Dampflokomotive in den finnischen Bahnhof von Petrograd ein. Statt des erwarteten Polizeikommandos ist dort eine Ehrengarde von Matrosen angetreten. Die Partei will ihren Anführer gebührend empfangen. Menschen drängen zum Bahnhof. Viele haben Lenin noch nie gesehen. Mit Ausnahme weniger Monate in den Jahren 1905/06 hat er 17 Jahre im Exil verbracht. Doch nun lässt er die Wartenden keinen Moment im Unklaren, wer hier heimgekehrt ist.

Die Feierlichkeiten geraten außer Kontrolle. Kurzerhand erklärt Lenin den

Matrosen, die Provisorische Regierung habe sie betrogen. Den Vorsitzenden des Petrograder Sowjets verblüfft er mit dem Aufruf zur Weltrevolution.

Er stürmt aus der Halle, erklimmt einen gepanzerten Wagen. Tausende stehen auf dem Bahnhofplatz. Lenin brüllt seine Überzeugung über ihre Köpfe hinweg: Jeder wahre Sozialist müsse der Provisorischen Regierung die Unterstützung verweigern. „Alle Macht den Sowjets! Alles Land den Bauern! Frieden um jeden Preis!“ In dieser Nacht beginnt Lenins Kampf um die Macht.

Einen Tag später übermittelt der Leiter der deutschen Abwehr in Stockholm an die Oberste Heeresleitung: „Lenin Eintritt in Russland geglückt. Er arbeitet völlig nach Wunsch.“

UNGELENK TRITT DER REDNER LENIN auf, die Daumen in der Weste eingehakt. Trotzdem vermittelt er den Arbeitern, Matrosen, Soldaten und Bauern Willenskraft, Autorität und Leidenschaft. Doch es sind vor allem die politischen Nachrichten, die das Proletariat schließlich zu den Bolschewiken treiben. Etwa jene, dass die Provisorische Regierung von Ministerpräsident Georgij Fürst Lwow und dessen späterem Nachfolger, dem Sozialrevolutionär Alexander Kerenskij, an den Kriegszielen des Zaren festhält.

Ein Fehler, denn an der Front herrscht schon längst die Sehnsucht nach Frieden. Und eine Dummheit, begangen aus Loyalität mit der Entente und aus dem naiven Glauben heraus, mit der Verteidigung des Vaterlandes Demokratie und bürgerliche Revolution retten zu können.

Denn die russischen Bauern-Soldaten wollen kein Blutvergießen mehr. Sie wollen Land und Freiheit. Und weil sie wissen, dass die Bolschewiken Frieden fordern, nennen sie ihr Sehnen „Bolschewismus“. Die meisten kennen Lenin nicht, schon gar nicht dessen komplettes Programm – wäre die Provisorische Regierung in diesen Wochen zu einem Frieden mit Deutschland bereit gewesen, hätte Lenin wohl keine Chance gehabt, an die Macht zu kommen.

Im Juli 1917, nach einem gescheiterten Aufstand der Bolschewiken, spielt die Provisorische Regierung ihre letzte Trumpfkarte aus. Sie lässt die Presse melden, Lenin und seine Genossen seien deutsche Spione, erhielten deutsches Geld. Drei Monate nach der Fahrt durch Feindesland droht dem Bolschewikenchef das politische Aus. Lenin wird Hochverrat vorgeworfen. Er muss untertauchen. Als Arbeiter verkleidet, flieht er nach Finnland. Die Regierung setzt ein Kopfgeld aus und verbietet den Verkauf von Perücken. Rund 800 Revolutionäre kommen ins Gefängnis, darunter auch Leo Trotzkij, der Vorsitzende des St. Petersburger Sowjets während der Erhebung von 1905. Noch während der Haft in der Peter-Pauls-Festung beginnt er den Widerstand zu organisieren.

Auch im Ausland wird die Entwicklung in Russland aufmerksam verfolgt. Die Entente will die Russen als Partner nicht verlieren, die Mittelmächte möchten sie ausschalten. Während Frankreich und Großbritannien die Provisorische Regierung finanziell unterstützen, fließt deutsches Geld an die Revolutionäre.



Führungstrio 1919: Josef Stalin, der Volkskommissar für Nationalitätenfragen, Lenin und Michail Kalinin, der Vorsitzende des Zentralkomitees des Allrussischen Sowjetkongresses (von links). Nach Lenins Tod im Jahre 1924 führt Stalin das bolschewistische Regime mit aller Härte fort



Im Osten geht die Sonne auf: romantisch-schönes Polen.

Romantisches Masuren: Endlos weite Landschaften. **Schöne Nationalparks:** Urtümlich wilde Wälder. **Verandelte Städte:** Aufschwung in Warschau, Krakau und Danzig. **Bezaubernde Menschen:** Künstler, Schlossbesitzer, Jugend. Die besten Tipps in GEO Special.

Kolle Reise

GEO Special
Nr. 4 August/September 2004
DIE WELT ENTDECKEN

Masuren
Aufstieg zum Ferienland

Schlesien
Heut kauf ich mir ein Schloss!

POLEN

Danzig
Neues Leben für die Werft

Nationalparks
Die letzten Urwälder Europas

GEO Special POLEN

Mit den besten Adressen für die Reise

Kultur & Nachtleben in WARSCHAU, KRAKAU, DANZIG

Leo Trotzkij, seit September 1917 wieder frei, stellt die „Roten Garden“ auf, die den geplanten Aufruhr gegen die Regierung tragen sollen. Lenin kehrt heimlich zurück nach Petrograd. Der Aufstand wird beschlossen.

Am 7. November schlagen die Bolschewiken los: ein Staatsstreich. Binnen Stunden kontrollieren sie Polizeistationen, Bahnhöfe, Post, Telegrafenamt und Telefonzentrale, Staatsbank und Elektrizitätswerk.

Die Minister der Provisorischen Regierung verbarrikadieren sich im Winterpalais. Ministerpräsident Kerenskij ist bereits geflohen. Am 8. November ist der Staatsstreich gelungen. Morgens um neun hat der Allrussische Sowjetkongress Lenin bereits zum neuen Regierungschef bestimmt, zum „Vorsitzenden des Rats der Volkskommissare“.

Zu dessen ersten Verlautbarungen gehört ein „Dekret über den Frieden“.

AUS DEUTSCHER SICHT hat Lenins Reise somit ihren Zweck erfüllt. Am 26. November bittet die Sowjetregierung die deutsche Oberste Heeresleitung um den Waffenstillstand. Am 15. Dezember wird er unterzeichnet. Schon sieben Tage später beginnen im deutschen Hauptquartier in Brest-Litowsk die Friedensverhandlungen.

Die Ziele aber könnten unterschiedlicher nicht sein. Noch immer hängt man in Berlin dem Traum von einem Ost-Imperium nach, von Bodenschätzen und Siedlungsland – und natürlich vom Sieg über die Entente mit Hilfe an der Ostfront freigewordener Truppen.

Österreich-Ungarn, militärisch fast am Ende, hofft vor allem auf Frieden. Das verbündete Osmanische Reich verlangt nach Gebieten am Schwarzen Meer. Die Russen hingegen erwarten einen Frieden „ohne Annexionen und Kontributionen“.

Außerdem spielen sie auf Zeit, damit ihre publizistische Friedenskampagne auch unter dem europäischen Proletariat die Revolution entfacht – eine Hoffnung, die nicht unberechtigt ist: In Frankreich meutern kriegsmüde Truppen, in Österreich-Ungarn streiken Arbeiter, und auch in Deutschland gärt es in Kasernen und Fabrikhallen (siehe Seite 144).

Lenin taktiert. Er braucht einen geschickten Unterhändler. Seine Wahl fällt schließlich auf Trotzkij, denn „für die Verschleppung der Verhandlungen ist ein Verschlepper nötig“. Allerdings haben die deutschen Generäle Paul von Hindenburg und Erich Ludendorff die Strategie des Revolutionsführers durchschaut. Sie drängen durch den deutschen Unterhändler auf einen raschen Friedensschluss, damit der revolutionäre Funke nicht auf das Kaiserreich übergreifen kann. (Noch ein Jahr zuvor hat man sich darüber in Berlin kaum Gedanken gemacht. Weder der Reichskanzler noch die Staatssekretäre im Auswärtigen Amt scheinen auch nur einen Moment daran geglaubt zu haben, dass ihr Spiel mit der russischen Revolution Folgen für Deutschland haben könnte.)

Zwei Monate nach Verhandlungsbeginn, nach mehrfachen Unterbrechungen durch die russische Seite, verlieren die Deutschen die Geduld: Russland soll nun zum Frieden gezwungen werden. Am 18. Februar 1918 beginnt eine neue Offensive. Niemand stellt sich den Truppen diesmal in den Weg. Die meisten russischen Soldaten sind heimgegangen, um bei der angeblich geplanten Neuverteilung der Ländereien nicht leer auszugehen. Innerhalb von fünf Tagen rücken die Truppen 250 Kilometer vor – etwa so weit wie die gesamte deutsche Armee in den drei Jahren zuvor.

Lenin nimmt nun per Telegramm alle Bedingungen des Deutschen Reiches an. Aber die Offensive geht weiter. Er bittet daraufhin die Entente um Waffenhilfe – und bekommt sie zugesagt. Da stoppen die Deutschen ihren Vormarsch. Fünf Tage nach Beginn der Offensive geben sie ihre endgültigen Friedensbedingungen bekannt. Es ist ein Diktatfrieden. Lenin warnt seine Genossen vom Zentralkomitee: „Die Frage ist, ob wir heute die Friedensbedingungen oder in drei Wochen das Todesurteil der Sowjetregierung unterschreiben.“

Mit dem Friedensvertrag von Brest-Litowsk ergibt sich Russland am 3. März 1918 dem imperialistischen Feind. Die Bedingungen zeigen der Entente überdeutlich, welche Großmachtfantasien Deutschland für den Fall eines Sieges hegt. Russland verliert in der Folge Po-

len, Kurland, Finnland, Estland, Livland und Litauen. Ferner müssen die Sowjettruppen die Ukraine räumen. Der Aderlass ist gewaltig, denn mit den Gebieten geht Russland ein Drittel seiner gesamten Bevölkerung und seines Agrarlandes verloren, ebenso mehr als die Hälfte der Industriebetriebe und fast seine gesamten Kohle- und Erdölförderung. Ökonomisch und territorial wird es zurück ins 17. Jahrhundert katapultiert.

Während in Russland der Bürgerkrieg zwischen den konterrevolutionären „Weißen“ und den bolschewistischen „Roten“ tobtd und Lenin auf den Ausbruch der sozialistischen Revolution in den anderen europäischen Staaten hofft, bleiben deutsche Truppen im Osten. In Finnland entscheiden sie den Bürgerkrieg gegen die Rote Armee. Im Südosten marschieren sie durch die Ukraine bis zur Krim und nehmen Sewastopol ein, den Stützpunkt der russischen Schwarzmeerflotte. Sie drängen weiter zum Kaspischen Meer. Bald scheint der Landweg in den Mittleren Osten frei zu sein.

Doch Deutschland verliert den Krieg im Westen, bevor es den Sieg im Osten wirklich nutzen kann. Der Waffenstillstand von Compiègne besiegelt am 11. November 1918 Deutschlands Niederlage und alle deutschen Großmachtpläne. Der Vertrag von Brest-Litowsk wird mit sofortiger Wirkung aufgehoben, auch Lenin erklärt ihn seinerseits für null und nichtig. Gleichwohl wird die sowjetische Regierung nicht zu den Friedensverhandlungen in Versailles geladen (siehe Seite 162), denn die Siegermächte verweigern Lenins Regime die Anerkennung.

Für mehr als ein Jahrzehnt wird die Sowjetregierung als ein internationaler Paria behandelt. Doch keine Macht der Erde kann Lenins Herrschaftssystem mehr von außen stürzen.

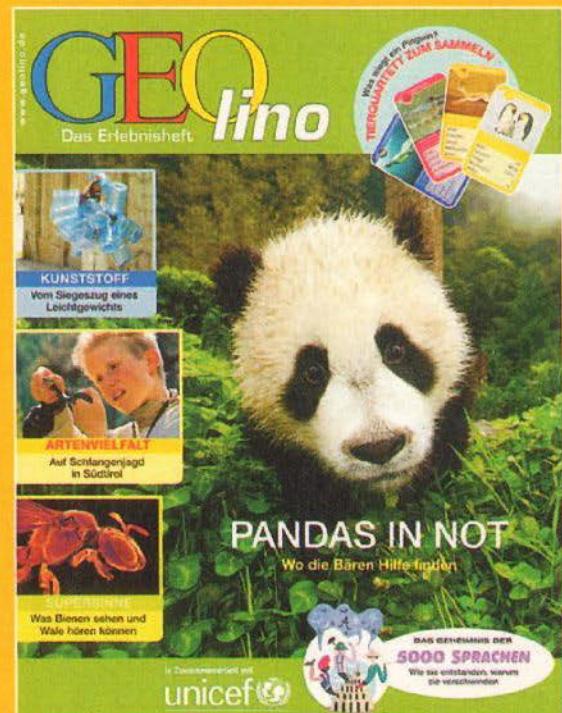
VLADIMIR ILJITSCH LENIN stirbt nach langer Krankheit und mehreren Schlaganfällen am 21. Januar 1924 in Gorki bei Moskau. Der Revolutionär und Architekt der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken ist nur 53 Jahre alt geworden. Sechs Tage später wird er beigesetzt. Es ist der kälteste Tag des Jahres. □

Dr. Anja Herold, 37, ist Redakteurin bei GEO EPOCHE.



Sie zeigen Ihren Kindern die Welt. GEOlino zeigt, wie sie funktioniert.

8- bis 14-Jährige wollen alles ganz genau wissen. Wie gut, dass es Eltern gibt – und ein Heft, das die Interessen zusätzlich fördert. Mit spannenden Themen aus der Welt des Wissens sorgt GEOlino jeden Monat für Lust am Lernen – ganz ohne erhobenen Zeigefinger.



GEOlino. WISSEN MACHT SPASS

Die Osmanen sind Deutschlands Verbündete. Großbritannien attackiert sie bei Konstan

Aufstand in Arabien



Thomas Edward Lawrence (1888–1935), ein britischer Offizier, macht aus arabischen Stämmen Helfer der Entente

VON EMANUEL ECKARDT

Sie haben die Stadt beschossen, von See her, mit ihren Schiffsgeschützen, aber nie haben sie gewagt, hier zu landen. Die Briten werden diese Stadt nicht bekommen, Akaba, den Hafen Salomons, den letzten Seestützpunkt des Osmanischen Reiches am Roten Meer. Eine türkische Garnison bewacht Akaba. Kanonen sichern die Küste. Im Rücken der Stadt liegen Felsen mit steilen Pässen und freiem Schussfeld. Eine Landung wäre Selbstmord. Nein, die Briten werden nicht kommen.

Einer kommt doch. Am 6. Juli 1917 taucht er in einer mächtigen Staubwolke auf, inmitten einer Horde von 2000 wilden Kamelreitern, ein schmächtiger Kerl in weißen arabischen Gewändern, mit hellen Augen und rot verbrannter Haut. Er stürmt mit den Beduinen die Stadt und zwingt die völlig überraschte türkische Garnison zur Kapitulation.

Die Besatzung hat nicht damit gerechnet, dass jemand Akaba von der Landseite her angreifen könnte, dass ein Europäer in wenigen Tagen rund 1000 Kilometer Wüste überwinden würde, um Akaba zu überfallen, eine mörderische Strecke, die selbst erfahrene Beduinen nur in einem extrem strapaziösen Ritt bewältigen

können. Es war ein Gewaltmarsch auf Leben und Tod.

Der Mann in Weiß heißt Thomas Edward Lawrence, ist britischer Staatsbürger und spätestens seit der Eroberung Akabas einer der meistgesuchten Terroristen im Osmanischen Reich. Auf sein Konto gehen Überfälle auf bewachte Bahnstationen, Brückensprengungen, Bombenanschläge auf Lokomotiven, Truppentransporte und Versorgungszüge sowie die Unterbrechung wichtiger Nachschubwege der türkischen Armee durch die Zerstörung von Gleisen.

Obwohl er Ausländer ist, zählt er zu den Anführern des Aufstands arabischer Stämme, der seit 1916 die osmanische Armee in Atem hält. Auf seinen Kopf ist eine Belohnung von 10 000 Pfund ausgesetzt. Wer ihn lebend fängt, erhält das Doppelte. Dass dieser unfassbare Brite mit einer Horde Beduinen eine strategisch so wichtige Stadt erobert, ist ein fatales Signal. Das Osmanische Reich wankt unter dem Schlag von 2000 Kamelreitern.

Der Riese ist angezählt. Der Kampf geht in die letzte Runde. Die Osmanen, die einst Konstantinopel im Sturm eroberten und deren Reich in seiner Blütezeit rund drei Millionen Quadratkilometer umfasste – ein Vielvölkerstaat, der weite Teile Europas beherrschte, von Algerien bis an den Indischen Ozean reichte und von der Donau bis zum oberen Nil –, sind nur noch ein Schatten

ihrer selbst. Der Satz vom „kranken Mann am Bosporus“ macht seit Jahrzehnten die Runde: das Osmanische Reich, zeitweise zahlungsunfähig, verliert nach und nach seine Eroberungen.

Serben, Montenegro und Rumänien machen sich selbstständig, Österreich-Ungarn greift sich Bosnien und die Herzegowina. Großbritannien schnappt sich Zypern und Ägypten, Frankreich macht sich in Algerien und Tunesien breit. 1908 erklärt Bulgarien seine Unabhängigkeit, Kreta wird griechisch, Italien erobert Tripolis. In den Balkankriegen 1912 und 1913 verliert das Osmanische Reich nahezu alle europäischen Territorien. Nur mit Mühe gelingt es der Armee, den feindlichen Vormarsch an den Außenbezirken Konstantinopels zu stoppen.

Als der Erste Weltkrieg beginnt, hat das Osmanische Reich gerade drei Kriege hinter sich, und alle verloren. Die Armee ist abgekämpft, viele der Offiziere sind gefallen. Doch die politische Führung ficht das nicht an. Kaum donnern im Westen Europas die Kanonen, machen die Türken wieder mobil und schlagen sich auf die Seite der Mittelmächte Deutschland und Österreich-Ungarn. Die Elite der Jungtürken, eine Clique ehrgeiziger Offiziere und Politiker, beschließt, die russische Schwarzmeerflotte ohne Kriegserklärung anzugreifen.



Reiterkrieger beim Marsch auf die osmanische Hafenstadt Akaba im Osten des Sinai. Mit Überfällen zermürben sie die Osmanen

Deutschland entsendet Kriegsschiffe, Waffen und Generäle. Knapp 20000 Deutsche dienen im Osmanischen Reich, die meisten von ihnen sind Preußen. Auf Anregung des deutschen Kaisers ruft Sultan Mehmed V., als Kalif geistliches Oberhaupt der Muslime, 1914 den Heiligen Krieg aus.

Es wird der letzte Krieg des Osmanischen Reiches. Und er beginnt mit einem militärischen Desaster. Ein ebenso selbstherrlicher wie unfähiger Kriegsminister schickt im Dezember 1914 eine ganze Armee ohne Artillerie und Zelte bei bis zu minus 35 Grad Celsius in den Kaukasus, wo sie im tiefen Schnee stecken bleibt. Die Soldaten sterben an Unter-

kühlung, Unterernährung und Typhus, von 90 000 Mann überleben 12 000. Die Führung reagiert mit zunehmender Repression und deportiert christliche Armenier, die zum Teil offen mit den Russen sympathisieren, aus dem Süden des Kaukasus und anderen Landesteilen und schickt sie auf endlose Todesmärsche (siehe Kasten Seite 142).

Die Alliierten haben sich inzwischen zu einem Angriff gegen die Türken entschlossen und eine Flotte in die Dardanellen entsandt. Sie soll die Meerenge zwischen der Ägäis und dem Marmarameer durchstoßen und weiter nach Konstantinopel dampfen. Winston Churchill, Erster Lord der britischen Admiralität, hofft, dass die Osmanen schon beim Anblick einer solchen Flotte kapitulieren werden.

Aber die Türken ergeben sich nicht; ihre Küstenbatterien feuern aus allen Rohren. Minen explodieren. Drei britische Schlachtschiffe sinken; ein französisches Schiff, das zu Hilfe eilt, geht ebenfalls unter. Der kommandierende Admiral verliert die Nerven, stoppt die Operation und fordert Landungstruppen an. Eine folgenschwere Entscheidung.

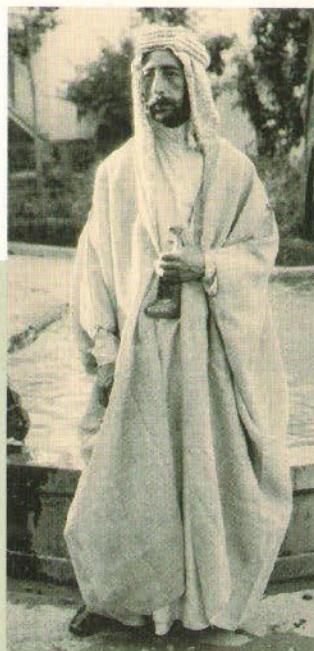
Die Alliierten müssen sich 292 Tage später zurückziehen. Ihr Versuch, den Türken die Halbinsel Gallipoli zu entreißen, endet nach einer der blutigsten Schlachten der Geschichte mit einer Niederlage. Die

Alliierten haben rund 180 000, das Osmanische Reich 360 000 Mann verloren. Aber die Türken haben einen neuen Helden: Mustafa Kemal, Kommandant der Verteidiger.

Die Briten ändern nun ihre Strategie. Sie greifen die Osmanen dort an, wo sie verwundbar erscheinen – auf der Arabischen Halbinsel, wo ihre viele hundert Kilometer langen Nachschubwege durch die Wüste führen, über eingleisige Bahnlinien: ideale Angriffsziele für eine Guerillatruppe. Die muss nur noch jemand auf die Beine stellen.

Thomas Edward Lawrence ist 28 Jahre alt, als er 1916 den Auftrag erhält, den seit Monaten schwelenden Auf-

Die Stammeskrieger sind eigensinnig und beutegierig, manche einander gar Todfeinde. Lawrence formt aus ihnen



Ohne Feisal (1885–1933), den Sohn des Emirs von Mekka, hätte T. E. Lawrence die arabischen Stämme niemals rekrutieren können

stand des Emirs von Mekka, Husain Ibn Ali, gegen die osmanische Herrschaft organisieren zu helfen. Die Sprachkenntnisse des Briten und seine guten Kontakte zum Emir mögen den Ausschlag für diese Entscheidung gegeben haben.

Mr. Lawrence ist ein merkwürdiger Einzelgänger. Geboren am 15. August 1888 im walisischen Tremadoc, wächst er in bescheidenen bürgerlichen Verhältnissen auf. Wegen seiner Körpergröße von knapp 1,60 Meter wird er als ungeeignet für den Militärdienst eingestuft.

Er will Historiker werden, beginnt auf eigene Faust eine wissenschaftliche Bestandsaufnahme der Kreuzfahrerburgen im Orient und wandert Tausende von Kilometern durch den Libanon, Palästina und das heutige Syrien. Er schlafst in den Zelten der Beduinen, lernt deren Sprache und beteiligt sich an Ausgrabungen in Anatolien. Doch der Erste Weltkrieg beendet seine wissenschaftliche Laufbahn, noch ehe sie richtig begonnen hat.

Als der Archäologe David Hogarth vom Ashmolean Museum in Oxford zum Chef des „Arab Bureau“ in Kairo berufen wird, einer Abteilung des britischen Nachrichtendienstes, nimmt er den fähigen jungen Ausgräber mit. „Little Lawrence“ gilt als ruhig, gut

informiert und intelligent, bringt es zum Leutnant und bald zum Major.

Nun also schickt man ihn in geheimer Mission in die Wüste, und er ist ganz auf sich gestellt. Wie man einen Aufstand in Gang bringt, hat ihm niemand gesagt. Konkrete Befehle hat Lawrence nicht. Also nimmt der selbstbewusste junge Mann die Zügel in die Hand und befindet, dass Feisal, der Sohn des Emirs von Mekka, der Richtige sei, die Aufständischen zu führen: Lawrence sieht in Feisal eine charismatische und „nachgerade königliche Erscheinung“. Ihn wird Großbritannien fortan unterstützen.

Der Brite beschafft Waffen, Sprengstoff und trägt am Kamelsattel manchen Sack puren Goldes, um weitere arabische Stämme zum Aufstand zu bewegen – eine Anschubfinanzierung im Wert von insgesamt zehn Millionen Pfund. Seine Regierung investiert viel und verspricht, sich für die arabische Unabhängigkeit einzusetzen. Dabei

verschweigen die Briten, dass sie längst gemeinsam mit den Franzosen und Russen in einem Geheimabkommen beschlossen haben, das Erbe des Osmanischen Reiches unter sich aufzuteilen.

Der Nachrichtenoffizier Lawrence kennt dieses Abkommen, empfindet deswegen tiefe Scham, konzentriert sich aber ganz auf seine taktische Aufgabe.

Die Beduinen sind begnadete Reiter, tapfer im Angriff, aber auch ebenso schnell auf dem Rückzug, wenn sie auf Widerstand stoßen – so beschreibt Lawrence seine neuen Freunde in Notizen.

Jede Gruppe hat ihre Eigenarten. Es gibt Krieger in weißen Gewändern, die Palmwedel schwenken statt Fahnen, oder wilde Reiter in rostroten, hennagefärbten Kleidern unterm schwarzen Mantel, jeder von ihnen ein Scherif, der nur mit dem Säbel ficht, während ihm der Sklave hinten auf dem Rücken seines Kamels mit Flinte und Dolch assistiert, das Reittier betreut und die Mahlzeit bereitet. Der Stamm der Ageyl kämpft halbnackt, um die kostbaren Gewänder zu schonen. Außerdem bleiben die Wunden sauber, falls es einen erwischt.

Die Männer kennen keinen soldatischen Körpersgeist, keinen Gehorsam und keine Disziplin. Tausend Beduinen hätten keine Chance gegen eine einzige Kompanie ausgebil-

deter Osmanen, stellt Lawrence nüchtern fest. Er meidet deshalb den offenen Kampf, hält nichts von den Regeln einer Kriegsführung, die „der alten ausgetretenen Straße des Blutvergießens“ folge.

Stattdessen nutzt er geschickt die Stärken und Strategien der Räuber, die davon leben, Karawanen zu überfallen; ihre Kenntnis des unwirtlichen Geländes, die Fähigkeit, riesige Distanzen zu überwinden, unvermutet aufzutauchen, schnell zuzuschlagen und schnell wieder zu verschwinden. Die Wüste wird zu seinem mächtigsten Verbündeten.

Die Taktik des Briten ist hochmodern: Wichtiger als militärische Erfolge ist ihm die Legende, die sich ausbreitet, der Mythos vom Aufstand, der die Wüste in Brand setzt. Wir waren „ein Einfluss, eine Idee, etwas Ungreifbares, Unverwundbares, ohne Front oder Rücken, umherströmend wie ein Gas“, schreibt Lawrence später in seinen Erinnerungen. „Wir konnten wie ein Dunst sein, der wehte, wohin es uns gelüstete.“

Lawrence sieht sich als Anführer. Er muss strafen und schlichten. „Meine Leute waren Blutsfeinde aus 30 verschiedenen Stämmen, und wenn ich nicht die Hand über sie gehalten hätte, hätten sie täglich gemordet.“

Er wird einer von ihnen, trägt nur noch arabische Kleidung, nimmt die Lebensweise

der Beduinen an, legt viele tausend Meilen auf dem Kamelrücken zurück. Lawrence scheut keine Strapazen, ist wunderritten, erschöpft, krank vor Kälte, Hunger und Durst, treibt sich und seine Gefährten zu Gewaltmärschen durch unwegsames Gebirge oder endlose Sandmee re. Mal leidet er unter Durchfall und Fieber, mal plagen ihn Wanzen und Flöhe. Mindestens fünfmal wird er im Kampf verwundet.

Er gräbt Sprengleitungen mit bloßen Händen ein, klettert, offenbar mit großem Geschick, auf Telegrafenmasten, um Leitungen zu unterbrechen. Bei einem seiner Alleingänge will er die Stadt Deraa auskundschaften. Er wird aufgegriffen, zum Kommandanten gebracht. Die Wachsoldaten halten ihn für einen Derserteur. Er wird erniedrigt, ausgepeitscht und wahrschein-

lich auch vergewaltigt, ehe ihm die Flucht gelingt.

Im Juni 1917 übernimmt ein neuer Feldmarschall in Kairo das Kommando. Der Kavallerieoffizier Edmund Allenby, ein erfahrener Soldat, ist entschlossen, den osmanischen Widerstand in Palästina zu brechen. Er marschiert nach Norden, mit regulären Truppen und schwerem Geschütz. Bis Weihnachten will er Jerusalem erreichen.

Die Osmanen kämpfen erbittert, es gelingt ihnen immer wieder, den Vormarsch zu stoppen. Auch Lawrence spürt Widerstände. Je weiter sie nach Norden kommen, desto schwerer scheint es, neue Stämme für die arabische Sache zu gewinnen. Die Zurückhaltung hat Gründe. Es ist nicht immer genug Beute im Spiel. Außerdem ist die Ver-

geltung der Osmanen brutal. Sie machen unter Arabern keine Gefangenen, hängen Sympathisanten auf und masakrieren die Bevölkerung ganzer Dörfer, berichtet Lawrence, ohne Frauen und Kinder zu schonen.

Ungeduldig verfolgt er den alliierten Vormarsch, dessen „gleichsam rheumatische Langsamkeit“. Allenbys Artillerie, Kavallerie und Infanterie wälzen sich nordwärts. Am 9. Dezember 1917 nehmen die Briten schließlich Jerusalem ein. Major Lawrence lehnt sich für die Parade rote Schnüre und Stahlhelm, genießt die Zeremonie am Jaffa-Tor „als schönsten Augenblick des Krieges“.

Noch ist der aber nicht gewonnen. Die Alliierten bieten alle Kräfte auf. Neuseeländer und Inder sollen nach Amman und Deraa vorrücken, Australier setzen über den Jordan. Die

Osmanen weichen zurück. Der arabische Nationalismus, von den Briten angeheizt und nach Norden getragen, breitet sich aus und stößt bei einer sehr heterogenen Bevölkerung nicht nur auf Zustimmung.

Aber die meisten wollen ein Ende der osmanischen Herrschaft. Lawrence zählt auf: Nomaden im Osten, christliche Syrer an der Küste, Turkmenen, Kurden und Armenier im Norden, Drusen und kaukasische Tscherkessen, Türken und Europäer, Juden der alten hebräischen Tradition und jüdische Einwanderer aus Deutschland, arabische Kolonisten, Ismaeliten, Maroniten und Schiiten, Anhänger der griechischen Kirche und arabisch sprechende Jessiden. Lawrence wirbt um die arabischen Stämme der Howeitat und Beni Sakhr, Scherarat, Rualla und Seharin.

Als die letzten Osmanen Damaskus verlassen, hängt die arabische und nicht die britische Flagge auf dem Stadthaus. Das Drehbuch der Machtübernahme in Damaskus sieht eigentlich vor, die osmanischen Leiter der Zivilbehörden im Amt zu lassen und die Regierungsgeschäfte später an Feisal zu übergeben. Aber die Osmanen sind geflohen, und der Sohn des Emirs ist noch nicht angekommen.



Vom Suezkanal her stoßen britische Truppen auf den osmanisch besetzten Sinai vor. Am 9. Dezember 1917 zieht Feldmarschall Edmund Allenby auch in Jerusalem ein

Aus den Trümmern des Osmanischen Reiches entsteht durch einen Aufstand die moderne Türkische Republik. Ihr

Das Verbrechen an den Armeniern

Der Genozid an den christlichen Armeniern im Osmanischen Reich ist einer der ersten Völkermorde des 20. Jahrhunderts. Zu verantworten haben ihn die nationalistisch-muslimischen Jungtürken. Seit ihrer Machtübernahme 1913 sehnen sie einen rein türkischen Staat herbei.

Im Februar 1915 beginnt die „Säuberung“ der Armee. Armenische Soldaten werden entwaffnet und hingerichtet. Vom 24. April 1915 an verhaften, foltern und töten Polizisten die armenischen Eliten, etwa Intellektuelle und Kaufleute; zuerst in Konstantinopel, später in ganz Kleinasien.

Dann folgt die Deportation eines Großteiles des Volkes in Wüstengebiete im Norden Mesopotamiens und des heutigen Syrien. Das tatsächliche Ziel aber ist nicht die Umsiedlung der Armenier, sondern deren Ermordung.

Auf Todesmärschen in die Wüste sterben Zehntausende: erschossen, erstochen, erschlagen von ihren Bewachern, von muslimischen Zivilisten und kurdischen Banden. Frauen werden vergewaltigt, Kinder in die Sklaverei verkauft. Die Überlebenden kommen in Vernichtungslager am Ufer des Euphrat; viele werden dort in Höhlen ersticken und verbrannt.

Bis 1916 fällt dem Genozid – zu dem sich die Türkei bis heute nicht bekennt – mindestens eine Million der etwa 2,5 Millionen Armenier im Osmanischen Reich zum Opfer. *Daniel Portmann*



Australier beim Sturmangriff auf Gallipoli: In der Schlacht verlieren die Alliierten rund 180 000 Mann

Lawrence greift ein, ernennt einen Gefolgsmann Feisals zum Zivilgouverneur und behauptet gegenüber seinen konservierten Vorgesetzten, das Volk habe den Mann gewählt. Eine glatte Lüge. Aber Damaskus ist nun Feisals Stadt.

Der Einzug der Araber am 3. Oktober 1918 wird zum Triumph. „Damaskus wurde toll vor Freude“, notiert Lawrence. Das Osmanische Reich ersucht um Waffenstillstand. Am 30. Oktober 1918 wird er im Hafen von Mudros auf der griechischen Insel Lemnos an Bord des Flaggschiffes des britischen Schwarzmeergeschwaders geschlossen.

Die Mission des T. E. Lawrence ist erfüllt. Aber das politische Ränkespiel der folgenden Jahre wird ihn zeitlebens deprimieren. Er kehrt nach Europa zurück, schreibt seine Erinnerungen, ein gewaltiges

Werk, das er in weniger als einem Jahr zu Papier bringt – und beim Umsteigen im Bahnhof von Reading verliert. Er beginnt von vorn, schreibt eine zweite, längere Fassung, die er verbrennt, vollendet 1922 schließlich das Buch. Er zögert, es zu veröffentlichen. Am Ende verteilt er es als Privatdruck an rund 100 Subskribenten. (Unter dem Titel „Die sieben Säulen der Weisheit“ wird es erst viel später ein Welterfolg.)

1921 arbeitet er kurz als Berater der Londoner Regierung für Nahostfragen. Danach verliert sich seine Spur. Unter falschem Namen tritt er als einfacher Soldat in den Militärdienst ein. Mal nennt er sich Ross, mal Shaw. Er dient in Indien. Am 19. Mai 1935 stirbt T. E. Lawrence an den Folgen eines Motorradunfalls im englischen Moreton. Den Erfolg seines Buches erlebt er nicht mehr.

Der am 10. August 1920 in Sèvres bei Paris geschlossene Friedensvertrag zwischen den Alliierten und der Hohen Pforte zerstückelt das Osmanische Reich, dem nur noch einige Gebiete in Anatolien bleiben. Die Alliierten haben Konstantinopel besetzt, verfügen die Internationalisierung der Meere und die Abtrennung Türkisch-Armeniens als selbstständigen Staat. Der Vertrag tritt allerdings nie in Kraft – denn die Regierung des Sultans hat aufgehört zu existieren.

Von Ankara im mittleren Anatolien aus organisiert General Mustafa Kemal, der Sieger von Gallipoli, den nationalen Widerstand gegen die Regierung in Konstantinopel. Am 23. April 1920 beruft er die erste Große Nationalver-

sammlung ein, die ihn zum Oberbefehlshaber ernennt. Er führt die türkischen Truppen in den Kampf gegen die Griechen, die seit Urzeiten im Westen Kleinasiens sie deln und diese Gebiete jetzt dem Mutterland anschließen wollen.

Die Hafenstadt Smyrna (das heutige Izmir) wird weit gehend zerstört. Etwa eine halbe Million Menschen – fast die gesamte nichttürkische Bevölkerung – muss fliehen und verlässt das Land. Im Oktober 1922 sieht sich Griechenland zum Waffenstillstand gezwungen. Die Franzosen haben sich schon aus Kili kien, einem Gebiet in Südost anatolien, zurückgezogen, die Italiener verlassen Südwest anatolien. Kemals Kompanien klären den Grenzverlauf zur späteren Sowjetunion. Die Große Nationalversammlung setzt den Sultan ab. Das Osmanische Reich hat aufgehört zu existieren.

Am 24. Juli 1923 erreicht die Türkei im Frieden von Lausanne ihre volle Souveränität – bis auf ein Gebiet um Mosul in den heutigen Grenzen. Wenig später räumen die Alliierten Konstantinopel.

Am 29. Oktober 1923 wird die Republik ausgerufen und Mustafa Kemal ihr erster Präsident. Er beginnt ein Reform

projekt ohne Beispiel, schickt sein Volk auf die Schulbank. Er startet eine Alphabetisierungskampagne, verordnet die lateinische statt der arabischen Schrift, beendet das Kalifat, trennt Religion und Staat. Fez und Kopftuch werden verboten, die islamische Kleiderordnung wird aufgehoben, die Gleichstellung der Frau garantiert.

Die moderne Türkei soll eine Demokratie nach westlichem Vorbild sein, nur etwas vorbildlicher: 1934 sitzen im türkischen Parlament 18 Frauen, eine Anzahl, die nur von Finnland übertroffen wird. Als Staatsmann ist Mustafa Kemal eine Jahrhundertfigur, Vater einer Demokratie, die sich allerdings immer aufs Militär stützen wird.

Außerdem ist er völlig kompromisslos. Ethnischen Minderheiten gestattet er keine Eigenständigkeit. Die Kurden, in einigen Teilen Ostanatoliens die Bevölkerungsmehrheit, erklärt er kurzerhand zu „Bergtürken“, ihre Sprache wird verboten. Kemal Atatürk stirbt 1938



Mustafa Kemal (1881-1938), General des Osmanischen Reiches, erhebt sich gegen das alte Regime und formt sein Land radikal um

und wird bis heute als Vater der Republik verehrt.

Die Weltkriegs-Alliierten respektieren den neuen starken Mann und wenden sich dem Nahen Osten und der Arabischen Halbinsel zu, fügen ein von Beduinenstämmen, Halbnomaden und Siedlern bewohntes riesiges Gebiet fruchtbare Ebenen, unzugänglicher Höhenzüge und schier endloser Wüsten in ein willkürliches Ordnungsschema neuer Nationalstaaten.

Sie geben die fragile, kleinteilige Balance konkurrierender Ethnien, Religionen und Lebensweisen in die Hand weniger Könige. Die Monarchien stehen allerdings unter Aufsicht. Die hat der 1920 geschaffene, von den Siegermächten Großbritannien und Frankreich dominierte Völkerbund.

London lässt sich Palästina als Mandatsgebiet übertragen, trennt Transjordanien ab und erklärt es 1923 zu einem selbstständigen Emirat. Die Alliierten haben allerdings ein Problem: Sie werden von ihren eigenen Versprechungen eingeholt. In der so genannten Balfour-Deklaration hatte Großbritanniens Außenminister den Zionisten 1917 eine „Heimstätte“ in Palästina in Aussicht gestellt, was die stete Zuwanderung von Juden aus aller Welt noch verstärkt hat.

Die Franzosen halten Syrien als Mandatsgebiet des

Völkerbundes unter Kontrolle, trennen den Libanon als eigenes Staatsgebilde ab und drängen Feisal aus Damaskus heraus. Der wird dafür als Feisal I. König des Irak, wo er bis zu seinem Tod im Jahre 1933 regiert.

Der Emir von Mekka, sein Vater, herrscht als König Husain I. bis 1924 über die heiligen Städte Mekka und Medina. Später fällt die Macht an den lokalen Machthaber Abd al-Asis Ibn Saud, der seinen Herrschaftsbereich nach und nach ausdehnt. Schließlich gründet Ibn Saud 1932 das Königreich Saudi-Arabien. Die Ölrroräte werden es bald zu einem der reichsten Länder der Welt machen.

Zu dieser Zeit haben die Alliierten den Nahen Osten noch unter Kontrolle, aber sie stehen vor den Trümmern ihrer Diplomatie. Ihre unhaltbaren Zusagen über die Aufteilung fremden Territoriums hinterlassen den Nahen Osten als Zeitbombe. Die Lunte glimmt. Der Krieg ist dort noch nicht zu Ende.

Im Gegenteil. Er wird die Welt in Atem halten. Der Nahostkonflikt kommender Jahrzehnte ist nicht zuletzt das Resultat der unehrlichen, stümperhaften Friedenspolitik der Alliierten. □

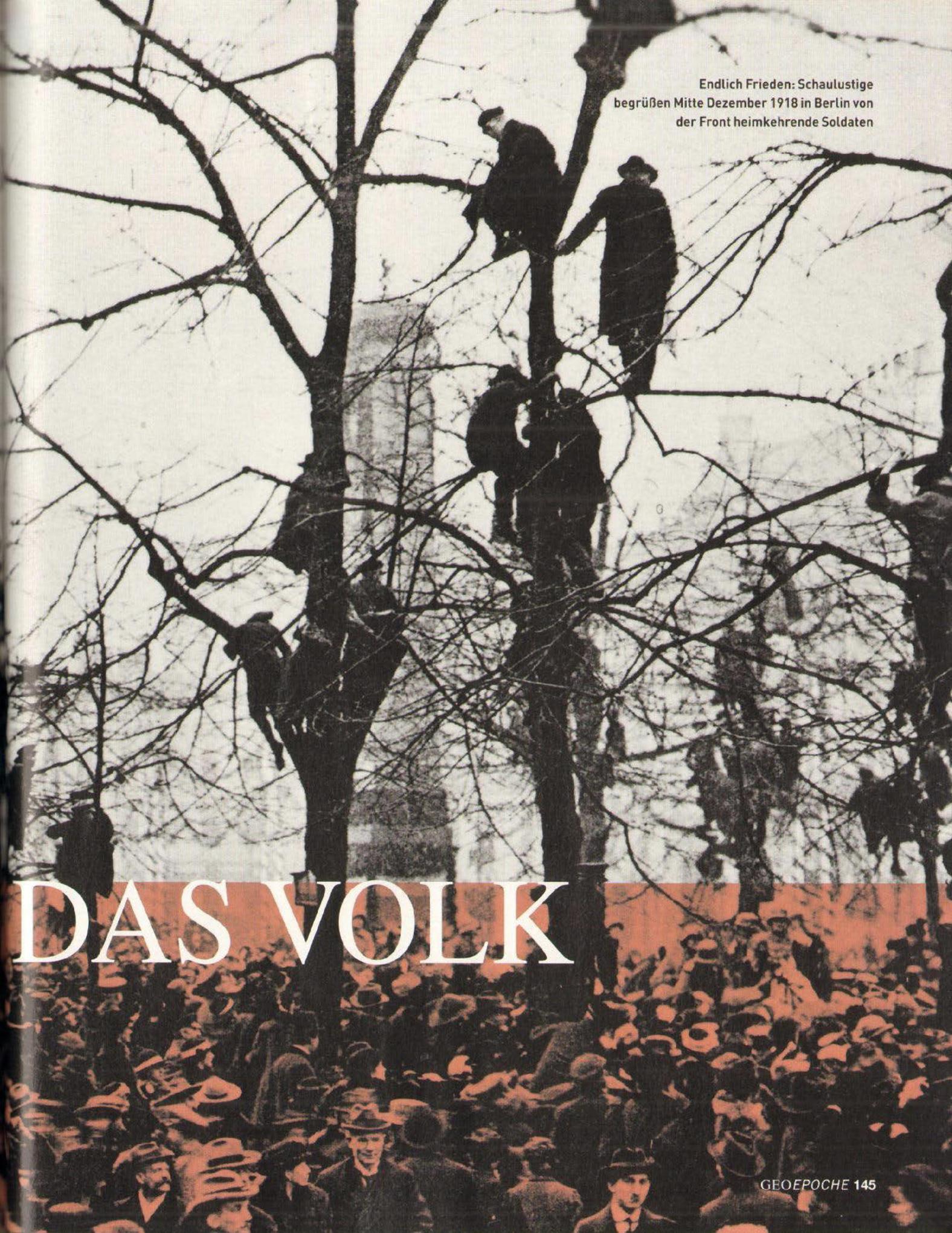
Emanuel Eckardt, 62, ist Journalist in Hamburg.



WIR SIND

Im Deutschen Reich werden schon bald die Lebensmittel knapp, 800000 Menschen verhungern.

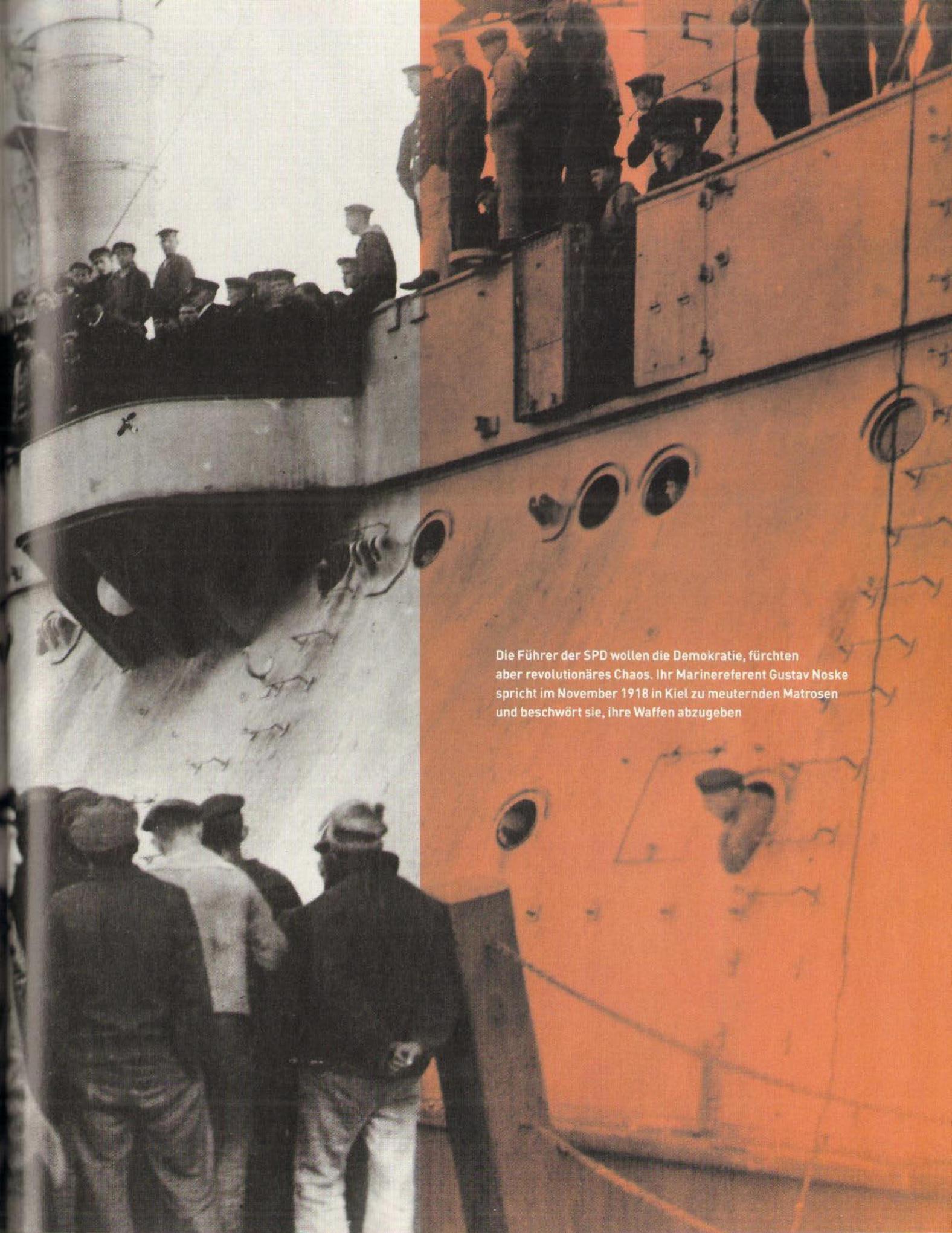
Als im Sommer 1918 der Kampf auch militärisch aussichtslos wird, hat der Kaiser seinen Nimbus verspielt. Im Herbst muttern die **Matrosen der Flotte**, kurz darauf demonstrieren in den Städten Zehntausende für Frieden und Demokratie. Schließlich wird das Morden in den Schützengräben beendet, die Monarchie bricht zusammen. Doch die neue Republik erbt die Schmach der Niederlage



Endlich Frieden: Schaulustige
begrüßen Mitte Dezember 1918 in Berlin von
der Front heimkehrende Soldaten

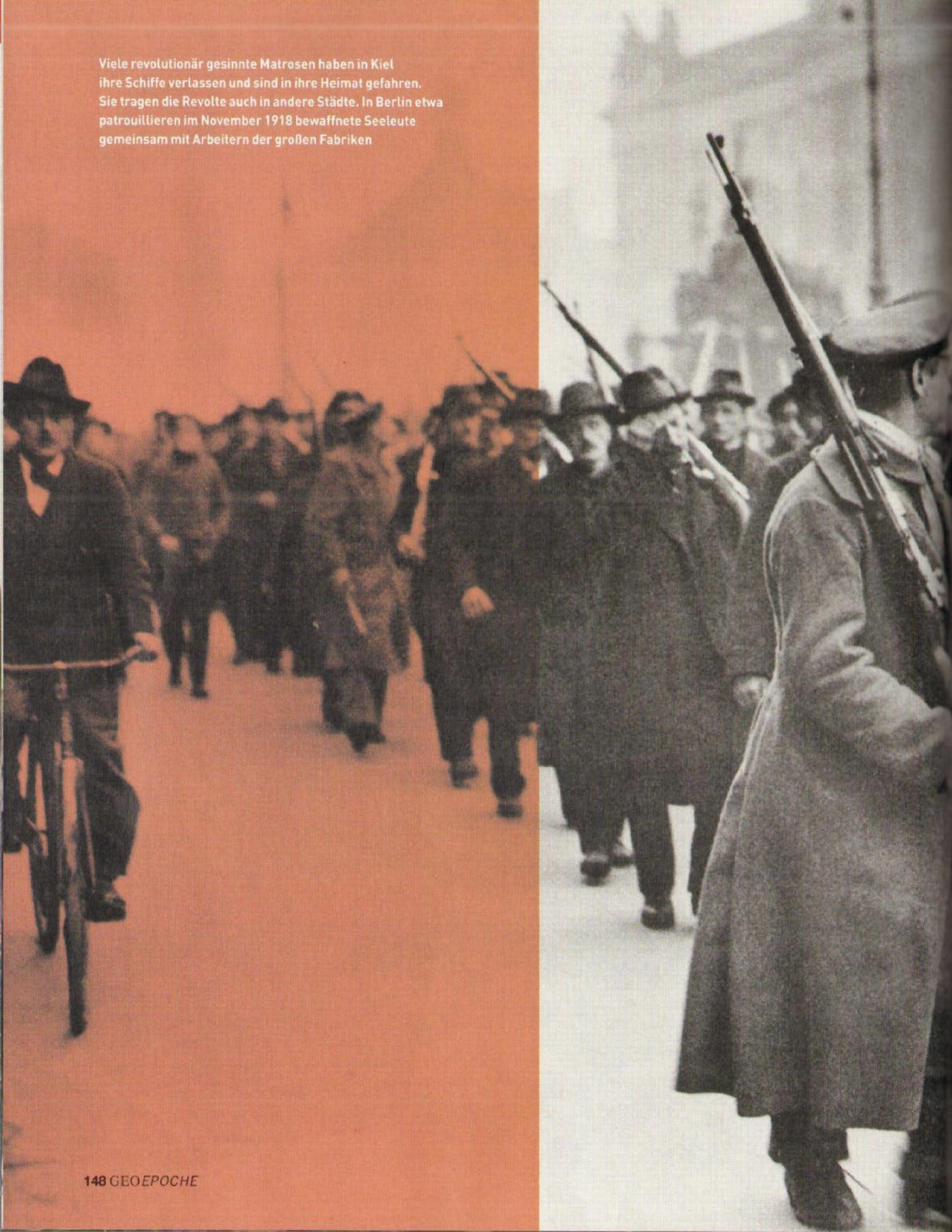
DAS VOLK

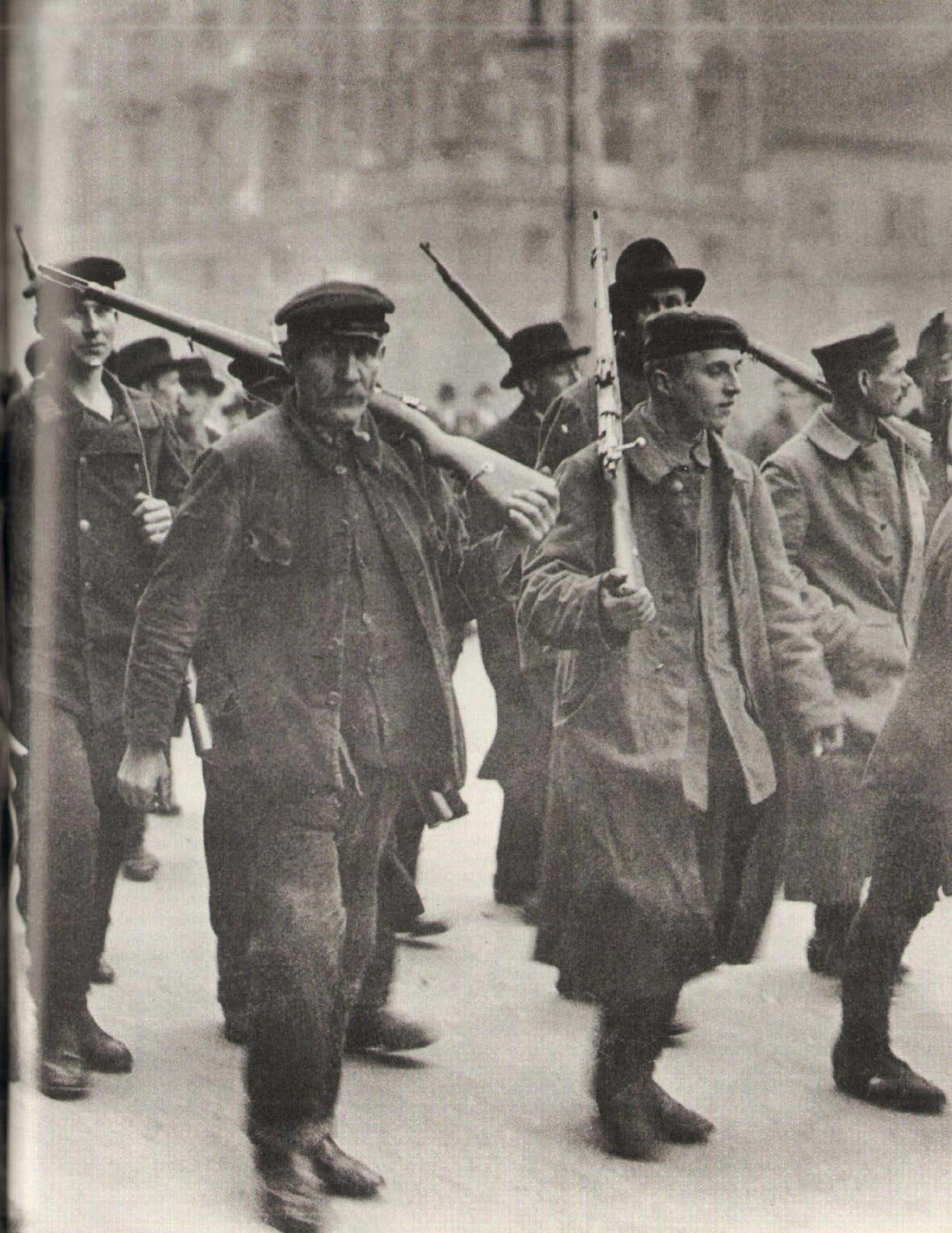




Die Führer der SPD wollten die Demokratie, fürchten aber revolutionäres Chaos. Ihr Marinereferent Gustav Noske spricht im November 1918 in Kiel zu meuternden Matrosen und beschwört sie, ihre Waffen abzugeben

Viele revolutionär gesinnte Matrosen haben in Kiel
ihre Schiffe verlassen und sind in ihre Heimat gefahren.
Sie tragen die Revolte auch in andere Städte. In Berlin etwa
patrouillieren im November 1918 bewaffnete Seeleute
gemeinsam mit Arbeitern der großen Fabriken





Die Männer haben es eilig, der Admiral hat überraschend um eine Unterredung gebeten. Sie besorgen sich ein Auto, holen die rote Fahne von einem Torpedoboot und machen sich auf den Weg. Die Fahne ist größer als der Wagen, und als er auf das Gebäude der Stationskommandantur zufährt, sieht es aus, als hätten die Insassen ein riesiges Segel gesetzt. Alle tragen die Matrosenuniform der kaiserlichen Kriegsmarine.

Admiral Wilhelm Souchon, 54, ist erst seit wenigen Tagen Chef der Marinestation Ostsee und Gouverneur in Kiel. Er begrüßt die Matrosen in seinem Büro ungewohnt konziliant: „Ich danke Ihnen, dass Sie die Courage aufgebracht haben, herzukommen.“ Trotzdem ist ihm anzumerken, dass er sich zwingen muss, nicht die Beherrschung zu verlieren – noch am Tag zuvor hätte er dieselben Männer am liebsten verhaften lassen.

Es ist der 4. November 1918. Vor rund 70 Stunden haben Matrosen des III. Geschwaders der kaiserlichen Marine in Kiel zum ersten Mal eine Protestversammlung organisiert. Binnen Tagen ist daraus eine Massenaktion geworden – und schließlich eine offene Revolte. Ihr Wortführer, der gelernte Maschinenschlosser Karl Artelt, sitzt jetzt Souchon gegenüber. Er ist vor wenigen Stunden zum Vorsitzenden des gerade gebildeten Soldatenrates gewählt worden. Artelt ist Oberheizer in der I. Torpedo-Division – und in diesem Moment der Mächtigere von beiden.

Er eröffnet das Gespräch mit einer Warnung: Falls der Admiral vorhabe, „Landtruppen gegen die revolutionären Matrosen einzusetzen, hat das III. Geschwader die Anweisung, das Offiziersvillenviertel Düsternbrook unter Feuer zu nehmen und alles in Schutt und Asche zu legen“. Souchon versichert eilig, „keine auswärtigen Truppen heranzuziehen und die schon auf dem Transport befindlichen zurückzuschicken“.

Ein erster Erfolg für die Matrosen. Obwohl sie massive politische Forderungen haben – etwa die Abschaffung

der Monarchie und die Einführung des Wahlrechts für Frauen –, schlägt Artelt dem Gouverneur nun vor, „zunächst die Fragen zu klären, die in Ihrem Machtbereich liegen“. Die Unterhändler fordern die Freilassung ihrer eingesperrten Kameraden, eine Zusage, dass die Flotte nicht mehr zu einem Angriff auslaufen wird, sowie die Bestrafung derjenigen Offiziere, die am Vortag befohlen haben, auf Demonstranten zu schießen.

Mehr nicht.

Souchon sichert der Delegation die Freilassung eines Teils der inhaftierten Matrosen zu. Die übrigen Forderungen aber sollen sie mit dem Reichstagsabgeordneten Gustav Noske von der SPD besprechen, der abends in Kiel eintreffen wird.

Damit geben sich die Aufständischen zufrieden und kehren zu ihren Kameraden zurück – obwohl die große Mehrheit der Matrosen in Kiel längst hinter dem Soldatenrat steht und die Befehle ihrer Offiziere nicht mehr befolgt.

Dennoch werden die Ereignisse von Kiel zum Auftakt einer Revolution – aber eben „einer deutschen“, wie der Publizist Maximilian Harden urteilt, also „einer sehr ordentlichen“.

Denn in jenem Herbst des Jahres 1918 fällt den Soldaten und Arbeitern fast kampflos die Macht zu. Es sind nicht wie in Russland Berufsrevolutionäre, welche die militärischen und politischen Strukturen Deutschlands zerschlagen – das Reich zerbricht vielmehr am spontanen Widerstand kriegsmüder Männer und Frauen. Die Aufständischen haben Hunger, und sie sind des alten, morschen Systems überdrüssig.

Und so stürzen die Meuterer in jenem Herbst binnen Tagen jahrhundertealte Dynastien, zerschmettern ein 47 Jahre altes Kaiserreich und setzen ohne politische Führung Arbeiter- und Soldatenräte an die Stelle der zusammengebrochenen Institutionen. Von der Räterepublik träumen manche, doch eine proletarische Revolution wie in Russland will fast niemand.

DREI JAHRE ZUVOR, Herbst 1915. Der Krieg ist etwas mehr als ein Jahr alt, und in Deutschland beginnt die Stimmung umzuschlagen: Kriegstrunkenheit weicht

der Ernüchterung. Der Waffengang dauert bereits länger als von Kaiser und Oberster Heeresleitung (OHL) vorgesehen; auf einen langen Feldzug aber ist niemand eingestellt.

Es gibt keine Pläne zur Versorgung der Bevölkerung, und vor allem in den Städten werden die Nahrungsmittel knapp. Die Folge: Zwischen 1914 und 1916 verdoppeln sich im Durchschnitt die Preise, in den folgenden 14 Monaten steigen sie um weitere 70 Prozent.

Viele Menschen können nun nicht mehr bezahlen, was für Brot und Kartoffeln verlangt wird. Schon seit Februar 1915 ist Brot zudem rationiert; bald darauf sind auch andere Grundnahrungsmittel nur noch auf Bezugschein zu bekommen.

In Berlin entlädt sich der Unmut im Oktober in Demonstrationen. „Frieden und Brot“ skandieren die Menschen – und plündern Geschäfte und Marktstände. Bald kommt es überall im Reich zu Hungerunruhen. In Aachen, Köln und Hamburg, in Leipzig, Dresden und anderen Städten ziehen Frauen, Kinder und Jugendliche vor Rathäuser und Lebensmittelämter. Alarmiert schickt der preußische Innenminister einen Brief an Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg: „Die einmütige patriotische Stimmung, mit der die gesamte Bevölkerung diesen Krieg auf sich nahm, ist im Begriff, einer empfindlichen Störung, wenn nicht völliger Zerstörung entgegenzugehen.“

In den folgenden Wintermonaten werden die „Butterprozessionen“ vor den Geschäften immer erbärmlicher. Schulkinder verdienen sich etwas Geld, indem sie sich nächtelang bei Schneetreiben und bitterer Kälte für Erwachsene in die Warteschlangen stellen. Mit dem Hunger wächst die Verbitterung. Die Lebensmittelschlangen, so wettert der Preußische Staatskommissar für Volksnährung, seien „Brutstätten der Verhetzung und der Auflehnung“. In Münster kommt es im Februar 1916 zu einer Straßenschlacht um ein paar holländische Heringe, die auf dem Syndikatsplatz hinter dem Rathaus verkauft werden.

Pferdefleisch, vor dem Krieg verpönt, liegt nun statt Rind oder Schwein

in den Auslagen. Doch selbst das bleibt für viele unerschwinglich. In Berlin beobachtet die Schauspielerin Asta Nielsen, was geschieht, als ein Pferd auf der Straße verendet: „Im Nu, als hätte man darauf gelauert, stürmten die Frauen, mit langen Küchenmessern bewaffnet, aus den umliegenden Häusern auf den Kadaver. Man schrie und schlug sich um die besten Stücke. Andere ausgehungerte Gestalten kamen vorüber und fingen in Näpfen und Tassen das warme Blut auf, von dem das Pflaster rot gefärbt

desertieren in die Schweiz, nach Dänemark und die Niederlande, zumeist Mannschaftsdienstgrade, dazu eine ähnlich große Zahl junger Zivilisten, die auf diese Weise der Einberufung entgehen. Rund 150 000 Soldaten werden während des Krieges wegen Desertion oder unerlaubter Entfernung von der Truppe verurteilt.

Wer nicht flieht, der wird oft an der Seele verwundet. Der Tübinger Nervenarzt Robert Gaupp beobachtet, dass „nach heftigen Sturmangriffen, nach

lung“. Andere werden tagelang in nasse Tücher gewickelt oder in Dauerbäder gelegt.

Robert Gaupp resümiert klinisch kühl: „Je länger der Krieg dauert, desto mehr wird die Zahl der nervös und hysterisch gewordenen Mannschaften anwachsen, desto dringender wird sich die Forderung erheben, sie statt als kostspielige Lazarettinsassen als am richtigen Ort noch brauchbare Kräfte im militärischen Organismus zu verwenden.“ Für einige der gemütskranken Soldaten



war. Erst als das Pferd, wie ein Skelett in der Wüste abgenagt, dalag, zerstreute sich die Menge, die eroberten Fleischklumpen ängstlich an die platten Brüste gepresst.“

Auch an der Front verwandelt sich Siegesstimmung zusehends in Hoffnungslosigkeit. „Alles ist uns zuwider, und man lebt sehr stumpfsinnig wie ein Vieh in den Tag hinein“, schreibt ein Landwehrmann in jenen Tagen nach Hause, „nichts hat mehr ein Interesse für mich, nur noch der eine Gedanke, Friede, Friede, Friede.“

Tausende von Soldaten suchen ihr Heil in der Flucht. Etwa 20 000 Männer

langem Trommelfeuer, nach gehäuften Explosionen schwerer Granaten, Minen oder Fliegerbomben ganze Truppenkörper das seelische Gleichgewicht verloren, Zittern, kopflose Erregung, Wein und Lachkrämpfe, Erbrechen usw. aufwiesen“. Das „Kriegszittern“ entwickelt sich zum verbreiteten Krankheitsbild.

Etwa 200 000 „Kriegsneurotiker“ werden in den Lazaretten oftmals schrecklichen Quälereien unterzogen: Die Ärzte versetzen Verstummte durch Einführen einer „Kehlkopfkugel“ in Erstickungsangst. Kriegszitterer behandeln sie stundenlang mit schmerzhaften elektrischen Strömen zur „Soforhei-

kommt es dazu nicht mehr – sie sterben unter der ärztlichen Folter. Tausende begehen Selbstmord.

Auf die Güterwagen, in denen bei Kriegsbeginn das kaiserliche Heer zum „Blitzkrieg“ an die Westfront rollte, hatten die Männer anfangs mit Kreide „Ausflug nach Paris“ geschrieben und „Auf Wiedersehen auf dem Boulevard“. Jetzt aber steht da in großen Lettern: „Schlachtvieh nach Flandern“.

Der Winter 1916/17 ist lang und streng. Von Mitte November bis Mitte März schneit es fast täglich, und nur selten steigt die Quecksilbersäule über zehn Grad minus. Überall fehlt es an

Hunger als Waffe:
Britische Schiffe blockieren bereits kurz nach Ausbruch des Krieges den Fernhandel des Deutschen Reiches, weshalb schon bald Nahrungsmittel fehlen. Die Menschen hungern. Ihre Not ist so groß, dass selbst ein auf der Straße verendetes Pferd von Passanten zerteilt wird, wie hier in München



Berlin, November 1918: Die Nachricht von meuternden Matrosen hat die Hauptstadt erreicht. Am Potsdamer Platz und andernorts fordern nun auch hier Soldaten, Arbeiter und Hausfrauen Frieden, Brot und Demokratie

Heizmaterial, vor allem aber an Nahrungsmitteln.

Die Ernte im Herbst ist nicht gut gewesen, aus dem Ausland kommen fast keine Lebensmittelimporte. Zwar stehen jedem Deutschen pro Tag unter anderem 710 Gramm Kartoffeln, 18 Gramm Butter, 70 Gramm Fleisch und 0,3 Eier zu. Tatsächlich aber erhalten die Menschen in den Städten oft nur die Hälfte – kaum mehr als 1000 Kalorien.

Statt Kartoffeln gibt es jetzt Steckrüben, statt Brot Backwerk aus Kleie, „die sonst die Schweine bekamen“, wie Maximilian Harden notiert: „Fahl, dürr, morsch sind die Männer, schlaff und faltig, wie ungefettete Treibriemen, ist die Haut der müden Frauen.“

Während des Krieges sterben in Deutschland fast 800 000 Menschen an den Folgen schlechter Ernährung. Die Reichsregierung in Berlin bittet in einem Aufruf von 1917, auf das Tragen

von Trauerkleidung zu verzichten, da sich der Anblick negativ auf die „Volksstimmung“ auswirke.

In vielen Städten brechen in jenem Jahr erneut Unruhen aus – und jetzt demonstrieren auch die Arbeiter kriegswichtiger Industriebetriebe. In den Waffen- und Munitionsfabriken sinken die Produktionszahlen, Stahl- und Bergarbeiter drohen mit Streiks.

So auch im westfälischen Hagen. „Nachdem am 17. Januar über 2000 Menschen am Rathaus vorstellig und abgefertigt worden waren“, heißt es im Polizeibericht vom Januar 1917, „fand sich am Morgen des 18. Januar eine noch größere Menge vor dem Rathaus ein und forderte stürmisch Ersatz für die fehlenden Kartoffeln. Von verschiedenen Fabriken wurde telefoniert, dass die

Arbeiter die Arbeit einstellen und sich zum Zuge nach dem Rathaus ordnen wollten.“

Also beginnt man eilig, Brot und Suppenmehl an die hungrigen Menschen zu verteilen. Es herrscht, so erinnert sich ein Beamter, „ein ungeheuerer Andrang, bei welchem zum Teil die Tische der Verkaufsstellen umgeworfen wurden“. Immerhin aber sei es dadurch gelungen, „die Arbeiterschaft einstweilen zu beruhigen“.

Einstweilen. Denn von nun an wird es bis zum Ende des Krieges immer wieder zu Unruhen kommen. Auch ein Versuch der Obersten Heeresleitung unter dem Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg und dem Ersten Generalquartiermeister Erich Ludendorff, die Zivilbevölkerung durch Lebensmittel-

zuteilungen aus Militärbeständen zu beruhigen, kommt zu spät (siehe Seite 100).

Durch die Herabsetzung der Truppenverpflegungssätze vergrößert die Heeresverwaltung zudem die Not in den Schützengräben. Bald sind unter den jungen Arbeitern, die zur Armee eingezogen werden, häufig solche, die daheim an Streiks und Demonstrationen beteiligt gewesen sind. Viele folgen der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (USPD), die im April 1917 aus Protest gegen den anhaltenden Kriegskurs der SPD gegründet worden ist und sofort in vielen Betrieben mit der Agitation begonnen hat.

Zwar ist die USPD kaum mehr als ein Sammelbecken der von der Burgfriedens-Politik der SPD tief enttäuschten Linken – von der radikalsozialistischen Spartakusgruppe bis zum ausgleichenden Pazifisten Hugo Haase. Einigkeit aber herrscht bei allen darin, dass der Krieg sofort beendet werden müsse.

AUGUST 1917. Überall in Europa haben die Menschen den Krieg nun satt. In Russland hat die Frühjahrsrevolution den Zarismus hinweggefegt, in Frankreich haben tausende Soldaten gemeutert, in Deutschland gab es weitere Streiks gegen die schlechte Versorgungslage.

Auch bei den Matrosen der deutschen Hochseeflotte, die seit der Schlacht gegen die Briten am Skagerrak vor mehr als einem Jahr vor Wilhelmshaven dümpelt, nimmt die Unzufriedenheit zu. Der Dienst ist hart, die Enge an Bord bedrückend, die Verpflegung miserabel. Und die Offiziere behandeln die Mannschaften schlecht.

Am 1. August verweigern auf dem Panzerschiff „Prinzregent Luitpold“ die Heizer die Befehle und gehen von Bord. Am nächsten Tag verlassen weitere 400 Mann das Schiff. Ihr Anführer ist der 24-jährige Albin Köbis. Drei Tage später kommt es auch auf anderen Schiffen zur massenhaften Befehlsverweigerung: Die Matrosen wollen Frieden und endlich nach Hause.

Doch die Aktion ist ungenügend vorbereitet, loyale Soldaten schlagen sie schnell nieder. Köbis und 77 weitere

Meuterer werden verhaftet. Schon am 28. August ergehen die Urteile. Albin Köbis und ein Matrose werden wegen „vollendet kriegsverräterischer Aufstandserregung“ zum Tode verurteilt und ein paar Tage später hingerichtet. Doch kaum ein halbes Jahr später streiken allein in Berlin eine halbe Million Arbeiter für den Frieden.

DER 1. OKTOBER 1918 ist ein Dienstag. Vor kaum einer Woche haben die Alliierten an der Westfront die Siegfried-Stellung überrannt. Die kriegsmüden und hungrigen

Soldaten des deutschen Feldheeres deserrieren in Scharen, vielerorts bricht die Kommandostruktur zusammen.

An diesem Tag, dem 1520. des Krieges, übermittelt Oberst Wilhelm Heye, Chef der Operationsabteilung der OHL, der Seekriegsleitung (SKL) eine überaus ernste Lagebeurteilung. Der Krieg sei verloren, es müsse Frieden geschlossen werden, je schneller, desto besser. Voraussetzung für einen Waffenstillstand aber sei die Einstellung des U-Boot-Krieges, wie vom US-Präsidenten Woodrow Wilson gefordert.

Gegen Krieg und Kaiser – Rosa Luxemburg und die Friedensbewegung



Rosa Luxemburg ist zwar nicht die Anführerin, wohl aber die bekannteste Rednerin der radikalen Sozialisten

Nicht erst im Herbst 1918, sondern schon seit Sommer 1914 eint die Forderung nach Frieden im Deutschen Reich Zehntausende Menschen fast aller politischen Couleur. Bürgerliche Pazifisten wie Ludwig Quidde sowie der „Bund Neues Vaterland“ des Konservativen Hans Delbrück und sozialistische Kriegsgegner agieren in der Öffentlichkeit. Sie organisieren Demonstrationen, wie im Mai 1916 in Berlin, verteilen Flugblätter und verfassen Eingaben an die Regierung.

Vor allem sind viele Sozialisten aufgebracht, denn ihre Partei, die SPD, unterstützt die Kriegspolitik der Regierung. Am 6. April 1917 kommt es deshalb zur Spaltung: Der Reichstagsabge-

ordnete Hugo Haase und andere Funktionäre gründen die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands (USPD). Ihr schließt sich bald die linksradikale, von Intellektuellen dominierte Spartakusgruppe um Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg an.

Die 1871 im polnischen Zamość geborene Politikerin und Publizistin ist eine der besten Rednerinnen der radikalen Linken. Rosa Luxemburg war Mitglied der SPD und lehrte an deren Parteischule. Doch seit Kriegsbeginn kritisiert sie die „Burgfriedenspolitik“ der SPD. Sie wird mehrfach verhaftet und sitzt fast während des gesamten Krieges im Gefängnis, aus dem sie erst am 9. November 1918 entlassen wird.

Ihren Kampf für Frieden verbindet Rosa Luxemburg zugleich mit der Aufforderung an die „Massen“, sich zur Revolution zu erheben. Um dieses Ziel zu erreichen, gelte es notgedrungen, dem Gegner das „Knie auf die Brust“ zu drücken. Während des „Spartakusaufstandes“ wird sie am 15. Januar 1919 als angebliche Rädelsführerin – die sie in Wahrheit nicht ist – zusammen mit Karl Liebknecht von Offizieren eines rechtsradikalen Freikorps ermordet.

Christine Beil

Bereits Ende September hat die Oberste Heeresleitung unter Hindenburg und Ludendorff vom Kaiser und vom Reichskanzler gefordert, „ohne jeden Verzug“ einen Waffenstillstand herbeizuführen.

Als daraufhin der Kanzler zurücktrat, verlangte General Ludendorff von Kaiser Wilhelm II., „jetzt auch diejenigen Kreise an der Regierung zu beteiligen, denen wir es zu verdanken haben, dass wir so weit gekommen sind.“

einsetzt. Und der SPD-Politiker Philipp Scheidemann wird Staatssekretär ohne Geschäftsbereich – zum ersten Mal ist somit ein Sozialdemokrat Mitglied einer Reichsregierung geworden. Die richtet sofort ein Waffenstillstandsgesuch an Präsident Wilson.

Kurz darauf verfasst der Stabschef des Hochseekommandos, Konteradmiral Adolf von Trotha, eine Denkschrift, in der er einen „Vorstoß der gesamten Hochseestreitkräfte“ gegen die Engländer empfiehlt, „falls der U-Boot-Krieg

Am 30. Oktober sollen die Anker gelichtet werden, um tausende Matrosen in einem letzten Gefecht zu opfern. Doch trotz strengster Geheimhaltung entstehen unter den Marinesoldaten rasch Gerüchte über eine bevorstehende „Todesfahrt“.

Am Abend vor der Aktion versammeln sich gegen 20 Uhr die Chefs der Kampfverbände auf dem Flaggenschiff des Flottenchefs. Man bespricht den Ablaufplan. Gegen 22 Uhr meldet der Funker Beunruhigendes: Meuterei auf

Die Kaserne der Berliner Garde-Ulanen wird am 9. November 1918 dem Arbeiter- und Soldatenrat übergeben. Fortan schießen Soldaten nicht mehr im Namen des Kaisers, sondern kämpfen für die provvisorische SPD/USPD-Regierung. Oder für die Revolutionäre um Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg. Oder für reaktionäre Organisationen wie die Freikorps



Ein strategischer Schachzug: So wird in der Öffentlichkeit nicht die OHL für die Kapitulation und ihre Folgen verantwortlich gemacht, sondern die neue Zivilregierung.

Am Morgen des 4. Oktober erfahren die Deutschen aus der Zeitung, dass ihr Reich über Nacht eine parlamentarische Regierung bekommen hat. Es ist ein politischer Umsturz – aber einer von oben: eine Verzweiflungstat, inszeniert in einem kleinen Zirkel von Politikern und Militärs.

Reichskanzler ist nun ein liberaler badischer Prinz, der sich schon seit langem für einen Verständigungsfrieden

völlig aufgegeben wird oder unsere Flotte einem schmachvollen Ende entgegengeht“. Ferner verlangt von Trotha den „Schlusskampf als höchstes Ziel, auch wenn er ein Todeskampf wird“. Seine Überlegungen schickt er unverzüglich der Seekriegsleitung.

Am 16. Oktober fasst diese daraufhin folgenden Beschluss: „Die Marine hat keinen Waffenstillstand nötig. Sie muss eingesetzt werden. Wenn auch nicht zu erwarten ist, dass hierdurch der Lauf der Dinge eine entscheidende Wendung erfährt, so ist es doch eine Ehren- und Existenzfrage der Marine, im letzten Kampf ihr Äußerstes getan zu haben.“

drei von fünf Schiffen des III. Geschwaders. Flugblätter gehen an Bord der Schiffe von Hand zu Hand: „Schmeißt die Arbeit nieder! Wir wollen Frieden. Oder sollen wir unseren Kameraden an der Westfront entgegenarbeiten? Nieder mit dem Krieg!“

Auf dem Flaggenschiff ist man ratlos. Gegen Mitternacht wird der eigenmächtige Seekrieg schließlich abgesagt. Der Friede unter den Matrosen aber lässt sich damit nicht wieder herstellen. So befiehlt der Flottenchef die Verlegung des III. Geschwaders nach Kiel. Noch während der Fahrt durch den Nordostseekanal werden 47 Matrosen als Rä-

delsführer festgenommen und später in Arrestanstalten gesteckt.

In der Nacht zum 1. November läuft das Geschwader im Kieler Marinehafen ein – an Bord 5000 aufgebrachte Matrosen. Um sie zu beruhigen, wird Landgang gewährt. Noch am selben Abend halten 250 Marinesoldaten im Kieler Gewerkschaftshaus eine Versammlung ab: Sie fordern die Freilassung der inhaftierten Kameraden und beschließen für den kommenden Tag eine Kundgebung.

Am 2. November sind es schon fast 600 Mann, die dort zusammenkommen. Doch das Gewerkschaftshaus ist von der Polizei abgesperrt. Also ziehen die Matrosen zum Exerzierplatz nahe des Zentrums – unter ihnen der Oberheizer Karl Artelt, ein USPD-Mann. Früher war Artelt Arbeiter auf der Germaniawerft, im Jahre 1917 wurde er wegen Aufwiegelung zum Streik zu sechs Monaten Haft verurteilt.

Er ergreift jetzt das Wort, verlangt erneut die Freilassung der gefangenen Meuterer. Und geht noch einen Schritt weiter: Als erster Redner fordert Artelt die „Niederkämpfung des Militarismus“ und die „Beseitigung der herrschenden Klassen“. Zum Schluss ruft er für den nächsten Tag zu einer großen Volksversammlung auf dem Exerzierplatz auf.

Noch in der Nacht werden im USPD-Büro Flugblätter hektographiert, um die Versammlung vorzubereiten: „Kameraden, schießt nicht auf Eure Brüder! Arbeiter, demonstriert in Massen, lasst die Soldaten nicht im Stich!“ Die Blätter werden am Morgen in der Stadt verteilt und bei einer Veranstaltung der Mehrheits-SPD im Gewerkschaftshaus.

Etwa zwei Stunden vor der Kundgebung lässt Admiral Wilhelm Souchon, der neue Gouverneur in Kiel, Stadtalarm auslösen: Alle Soldaten sofort in die Kasernen oder auf die Schiffe! Tatsächlich aber schließen sich immer mehr Matrosen der Kriegsmarine den Protestlern an, auch viele Arbeiter.

Am späten Nachmittag stehen etwa 5000 bis 6000 Menschen auf dem Exerzierplatz, zum großen Teil Matrosen, einige von ihnen bewaffnet. Unter dem Beifall der Menge fordern Redner „die Beendigung des Krieges, Frieden, Frei-

heit und Brot“. Dann formiert sich ein Demonstrationszug, der in Richtung Innenstadt zieht. Im fahlen Licht der Gaslaternen schlägt der Zug den Weg zum Gefängnis ein, um die wegen der Meuterei inhaftierten Kameraden zu befreien.

Souchon ist über den Gang der Ereignisse unterrichtet. Eilig lässt er einen Trupp loyaler Rekruten und Offiziersanwärter zusammenstellen, das Kommando überträgt er einem Leutnant der Reserve. Souchons Befehl: den Demonstranten „mit allen Mitteln entgegenzutreten“ und dabei „rück-sichtslos von der Waffe Gebrauch zu machen“. In der Karlstraße stellt sich der Leutnant mit seinen Leuten der Demonstration in den Weg. Die erste Salve geht über die Köpfe hinweg, die zweite mitten in die herandrängenden Menschen. Die Matrosen schießen zurück. Es gibt acht Tote und 29 Verletzte. Dann flüchtet die Menge.

Tags darauf flammen die Proteste immer stärker auf – die Matrosen treten jetzt die Flucht nach vorn an. Schon am Morgen bewaffnen sich die Mannschaften der Werft-Division. Die Torpedodivision wählt einen Soldatenrat mit Karl Artelt als Vorsitzenden. Schnell springt der Funke von Schiff zu Schiff, von Kaserne zu Kaserne. Waffenkammern werden gestürmt, Offiziere entwaffnet. Am Mittag verfügen die Rebellen über 20 000 Gewehre, am Abend zählen sie insgesamt 40 000 Mann.

Ihre Forderungen: „1. Abdankung des Hauses Hohenzollern. 2. Aufhebung des Belagerungszustandes. 3. Freilassung unserer gemäßregelten Kameraden. 4. Freilassung aller im Zuchthaus sitzenden Kameraden von der Matrosen-erhebung 1917. 5. Freilassung sämtlicher politischer Gefangenen. 6. Einführung des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechts für beide Geschlechter.“

Auf fast allen Schiffen der kaiserlichen Flotte weht jetzt die rote Fahne der Revolution. Und für Admiral Souchon wird die Lage langsam gefährlich.

TAGS ZUVOR hat er in einem Telegramm nach Berlin die Entwicklung geschildert. Der Bericht endete mit den Worten: „Bitte, wenn irgend möglich, hervorra-

genden sozialdemokratischen Abgeordneten herzuschicken, um im Sinne der Vermeidung von Revolution zu sprechen.“ Zugleich hat er Infanterie angefordert, um mit deren Hilfe den Aufstand niederzuwerfen.

Doch noch ist er ein Kommandeur ohne Truppen und muss jetzt vor allem Zeit gewinnen. Und so lässt er am 4. November die soeben gewählten Vertrauensleute der Matrosen zur Unterredung bitten.

Inzwischen hat die neue Regierung unter Max von Baden den Sozialdemokraten Gustav Noske nach Kiel geschickt, um die Aufständischen zu beruhigen. Noske, 50, ein gelernter Korbmacher, genießt, so Prinz Max, „als Marinereferent der Sozialdemokratischen Partei bei den Matrosen große Achtung“, ist aber wie die meisten führenden Sozialdemokraten strikt gegen jede Revolution.

Er kommt am 4. November gegen 19.30 Uhr am Kieler Bahnhof an. Alle öffentlichen und militärischen Gebäude der Fördestadt sind zu diesem Zeitpunkt von den Aufständischen besetzt, die inhaftierten Meuterer befreit. Noske wird von einer Abordnung der revolutionären Matrosen empfangen und auf dem Wilhelmsplatz von einer großen Menschenmenge begrüßt. Er hält eine kurze Ansprache und schließt sie mit der Aufforderung, Ordnung zu bewahren. Die Menge jubelt. Sie glaubt, der Abgeordnete werde der Revolution die richtige Richtung geben.

In der Nacht konstituiert sich auch ein Arbeiterrat. Etwa zur gleichen Zeit lässt Artelts Soldatenrat ein Flugblatt drucken. Es beginnt mit den Worten: „Kameraden! Der gestrige Tag wird in der Geschichte Deutschlands ewig denkwürdig sein. Zum ersten Mal ist die politische Macht in die Hände der Soldaten gelegt.“

Am Morgen will Noske weitere Gespräche mit dem Soldatenrat führen. Als er kein Mitglied des Rates finden kann, ruft er für 13 Uhr eine Versammlung des Gremiums ein, auf der er sich selbst zum Vorsitzenden wählen lässt. In den folgenden Tagen besucht er jede Kaserne, jedes Schiff, um „der Meuterei, die ich persönlich aufs Schärfste verurteile,

ein Ende zu machen“ – oder zumindest auf Kiel zu beschränken.

In der Zwischenzeit haben aber etliche Züge die Fördestadt verlassen, mit Hunderten von Matrosen auf dem Weg in den selbst gewährten Heimurlaub. So verbreitet sich der revolutionäre Funke von Kiel aus im Takt der Fahrpläne.

Noch am 5. November entsteht in Lübeck ein Soldatenrat unter Führung von Seeleuten des III. Geschwaders. Widerstand gibt es dort nicht.

In Hamburg treten am selben Tag Werftarbeiter in einen Sympathiestreik für die Kieler Matrosen. Nachmittags fordert eine Versammlung von 200 Betriebsdelegierten die Abdankung der Hohenzollern, eine umfassende Demokratisierung im Deutschen Reich und die Freilassung aller politischen Gefangenen. Am folgenden Tag, so beschließt eine USPD-Versammlung, soll in der Hansestadt die Arbeit ruhen.

Mitten in der Nacht erreicht eine Gruppe Kieler Matrosen Hamburg – und erzwingt auch hier den Umsturz. Konsequenter als an der Förde nehmen die Seeleute in Hamburg kaisertreue Offiziere der im Hafen liegenden Kriegsschiffe fest, besetzen den Elbtunnel, überwältigen die Zollwache am Freihafen, bringen den Hauptbahnhof in ihre Gewalt und richten im Gewerkschaftshaus ein durch Barrikaden gesichertes Hauptquartier ein.

Dort bilden sie einen provisorischen Arbeiter- und Soldatenrat, der in den Mittagsstunden vor einer Versammlung von 40 000 Arbeitern, Matrosen und Soldaten stolz verkündet, er habe „den größten Teil der politischen Macht in die Hand genommen“. Selbst Senat und Bürgerschaft stellen sich nun „in den Dienst der neuen Zeit“. Das versichert zumindest Hamburgs Bürgermeister Werner von Melle den Umstürzlern. Die militärischen Autoritäten fliehen bald nach Beginn des Aufstandes.

Auch in den meisten größeren norddeutschen Städten entstehen Arbeiter- und Soldatenräte: in Wismar und Schwerin, Rostock und Flensburg, in Rendsburg, Wilhelmshaven und Bremen. Einen Tag später – in Kiel ist es inzwischen wieder ruhig geworden – tragen Seeleute die Rebellion ins Binnen-

land. Fast überall verläuft der Umsturz nach einem Muster, wie es die „Weser Zeitung“ für Braunschweig beschreibt: „Matrosen besetzten den Bahnhof, begaben sich in die Kasernen, rissen sämtliche hier garnisonierenden Truppenregimenter mit sich fort und bewogen auch die Polizei zur Übergabe.“ Überall fordern die Räte Frieden, die Abdankung des Kaisers und Demokratie, bald aber auch „den achtstündigen Arbeitstag“ und „Fürsorgemaßnahmen für Not Leidende“.

In München endet die 738 Jahre alte Herrschaft der Wittelsbacher unter dem Ansturm der Revolution. Der bayerische König stiehlt sich samt Familie heimlich aus der Stadt. Doch weicht er nicht vor kriegsmüden Soldaten, sondern kapituliert vor den eigenen durch Hunger demoralisierten Untertanen, zu deren Sprecher der Schriftsteller Kurt Eisner wird, ein Mitbegründer der USPD. Mit 2000 Anhängern übernimmt Eisner kampflos die Kasernen der Stadt und proklamiert die Republik Bayern. Bald erreicht die Revolution Franken, Württemberg, Hessen und Sachsen.

Am Ende der ersten Novemberwoche gibt es kaum noch eine deutsche Stadt, in der nicht Arbeiter- und Soldatenräte den Gang der Dinge bestimmen. Und die regierenden Fürsten, eben noch die Stütze des Kaiserreiches, danken ab, sobald nur eine rote Fahne zu sehen ist. Die alte Ordnung fällt in sich zusammen.

Doch rasch zeigt sich, dass die Aufständischen nicht wissen, wie sie ihre Ziele umsetzen sollen. Deshalb tun sie sich vielerorts sehr schnell mit Vertretern der SPD zusammen, die sich zwar ebenfalls für Demokratisierung und soziale Reformen stark machen, aber strikt gegen die Revolution sind. Und so geht es am Ende fast überall aus wie in Kiel: Dort hat sich Noske alsbald zum Gouverneur wählen lassen – und sofort die Abgabe aller Waffen angeordnet. An der Förde ist die Revolution vorbei.

In der Reichshauptstadt aber steht sie erst noch bevor.

AM 7. NOVEMBER, einem Donnerstag, stellt die SPD Reichskanzler Max von Baden ein Ultimatum: Wenn der Kaiser

nicht bis zum 8. November zurücktritt, Polizei und Militär nicht zu äußerster Zurückhaltung angehalten werden und der sozialdemokratische Einfluss auf die Reichsregierung nicht ausgebaut wird, verlässt sie die Regierung.

Friedrich Ebert, der Parteichef der SPD, und Staatssekretär Philipp Scheidemann haben dem Kanzler ihre Gründe erläutert. Dabei, so Prinz Max von Baden, war „in ihren Worten nichts von Drohung oder Trotz. Sie waren in Wahrheit von jähem Schrecken überwältigt über die ihnen und ihrer Partei entgleitende Macht.“

Am Tag darauf beginnen im französischen Compiègne Waffenstillstandsge- spräche, und die SPD-Führung gibt in einem Flugblatt bekannt, ihr Ultimatum sei erfüllt worden – bis auf die Abdankung des Kaisers. Aber gerade diese Forderung bewegt die Massen, nachdem der Frieden greifbar geworden ist und Kurt Eisner in München bereits die Bayerische Republik proklamiert hat.

An diesem Freitagabend zieht das IV. Jägerregiment aus Naumburg in Berlin ein, eine als besonders zuverlässig bekannte Truppe; jetzt soll sie auf Anordnung des preußischen Kriegsministers Heinrich Scheüch in der Hauptstadt Generalstreik und Aufstand verhindern.

Doch kaum sind die Jäger in die Alexanderkaserne eingerückt, beginnen auf den Stuben die Diskussionen: Was man denn in Berlin solle, wo doch jeder vom Ende des Krieges rede? Ob es womöglich gegen die neue Regierung gehe, der jetzt die Sozialdemokraten angehören?

Die Offiziere bemühen sich zu beschwichtigen, aber die Mannschaften verlangen Aufklärung. Am nächsten Morgen schicken sie eine Abordnung zum Redaktionsbüro des SPD-Partei- organs „Vorwärts“.

Schwer bewaffnet, platzen die Jäger dort um 7 Uhr in eine Krisensitzung der SPD-Betriebsvertrauensleute. Sofort solle einer mitkommen in die Kaserne, verlangen die Eindringlinge. Man wolle endlich wissen, worum es eigentlich gehe. Der SPD-Reichstagsabgeordnete Otto Wels geht mit.

In der Alexanderkaserne erklimmt er einen Pferdewagen und beginnt zu sprechen: vom Ende des Krieges, vom Starr-



Am 9. November 1918 ruft Philipp Scheidemann von einem Fenster des Reichstages die »Deutsche Republik« aus. Manche seiner Genossen sind gegen diese Aktion – schafft sie doch vollendete Tatsachen, bevor eine verfassungsgebende Nationalversammlung zusammentreten kann

sinn des Kaisers, vom Frieden. Er endet mit den Worten: „Es ist eure Pflicht, den Bürgerkrieg zu verhindern! Ein Hoch auf den freien Volksstaat!“ Applaus bricht los. Die Jäger stellen einen Trupp ab, um fortan den „Vorwärts“ zu schützen.

Und Otto Wels hat begriffen: Den Gang der Dinge bestimmt, wer die Soldaten auf seine Seite ziehen kann. Sofort macht er sich auf zur nächsten Kaserne.

DER 9. NOVEMBER 1918 ist ein trüber Tag und für die Jahreszeit zu warm. Noch am Morgen hat es geregnet. Der Kaiser, fernab der Hauptstadt im Großen Hauptquartier im belgischen Spa, hat noch nicht auf den Thron verzichtet. Die Stimmung in den Groß- und Rüstungsbetrieben ist explosiv.

Flugblätter gehen von Hand zu Hand. „Auf zum Kampf für Frieden, Freiheit und Brot“, fordert darin eine Gruppe „Revolutionärer Obleute“, die bereits im Januar 1918 in Berliner Unternehmen auf eigene Faust Friedensstreiks organisiert hat und seither im Untergrund arbeitet.

Nach der Frühstückspause formieren sich in den Industrievierteln an der Peripherie elf Arbeiterkolonnen und marschieren in Richtung Stadtzentrum. Es sind Hunderttausende, hungrig und abgemagert, die nun die Abdankung des Kaisers erzwingen wollen. Im Zentrum stehen tausende Soldaten zur Sicherung des Regierungsviertels und strategisch wichtiger Punkte. Sie sind mit Maschinengewehren bewaffnet, mit Kanonen und Panzerkampfwagen.

Dann treffen die ersten Demonstrationszüge ein, an der Spitze bewaffnete Arbeiter, hinter ihnen Frauen und Kinder mit roten Fähnchen. Vor der Maikäferkaserne schießt ein kaisertreuer Offizier in die anrückende Menge. Er tötet einen 26-jährigen Metallarbeiter und zwei seiner Kollegen (insgesamt gibt es an diesem Tag in Berlin 15 Tote).

Meist jedoch verbrüdern sich die Soldaten mit den aufständischen Arbeitern. Das Zeitungsviertel wird besetzt und das Haupttelegrafenamt. Die Arbeiterräte triumphieren – die Revolution steht in der Reichshauptstadt vor ihrem Sieg.

Kurz vor Mittag fasst Reichskanzler Prinz Max von Baden deshalb zwei folgenschwere Entschlüsse: Zunächst

verkündet er im Alleingang die Abdankung des Kaisers. Gegen 12 Uhr kabelt deshalb eine Nachrichtenagentur die Falschmeldung in alle Redaktionen: „Der Kaiser und König hat sich entschlossen, dem Thron zu entsagen.“ Der ahnungslose Wilhelm hat da gerade mit einem seiner Söhne einen Spaziergang im Park der Villa Fraineuse in Spa beendet.

Dann lässt Prinz Max die SPD-Spitze zu sich bitten: „Wenn überhaupt jemand in der Lage ist, jetzt unser Vaterland vor dem Schlimmsten zu bewahren, ist es

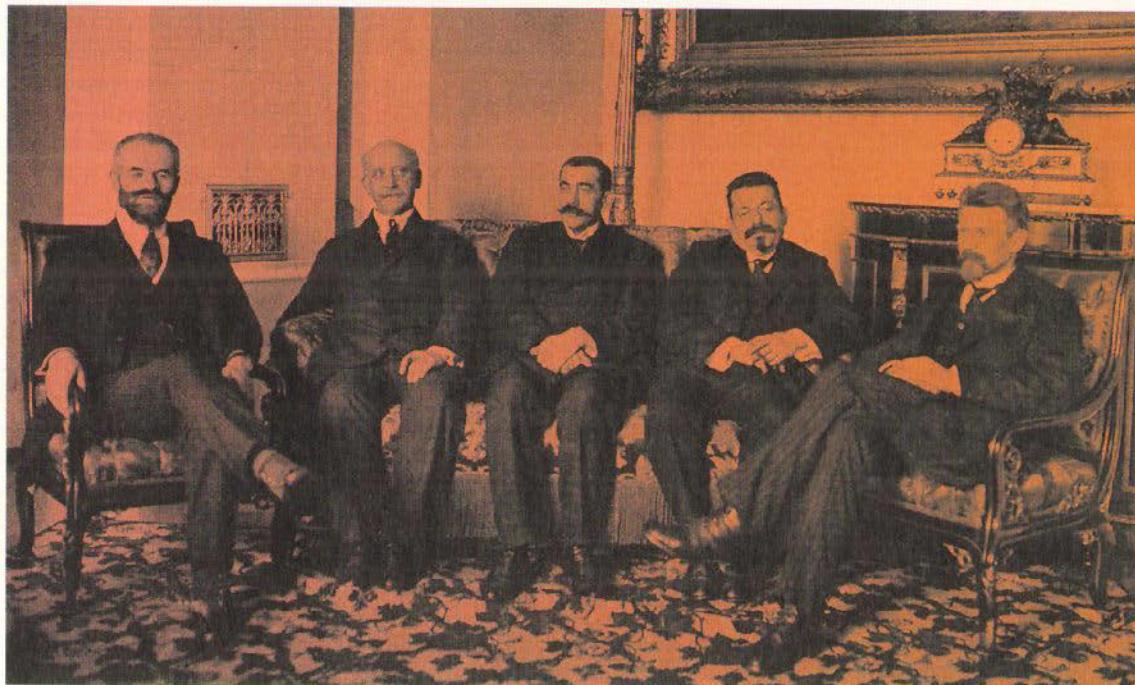
stören. Es muss die erste Pflicht aller bleiben, die Produktion von Nahrungsmitteln zu fördern. Ich bitte euch alle dringend: Verlasst die Straßen! Sorgt für Ruhe und Ordnung!“

Doch kaum jemand nimmt von dem Aufruf Notiz. Während im Reichstag Ebert und Scheidemann gegen 14 Uhr eine Kartoffelsuppe zu sich nehmen, sammelt sich draußen eine riesige Menschenmenge. „Nieder mit dem Kaiser, nieder mit dem Krieg!“, skandieren die Leute und „Hoch die Republik!“.

Die Menschen jubeln ihm zu. Nur einer nicht. Als Scheidemann zu seiner Kartoffelsuppe zurückkehrt, ist Ebert rot vor Wut. „Du hast kein Recht, die Republik auszurufen!“, fährt er seinen Parteifreund an. „Was aus Deutschland wird, das entscheidet eine Konstituante!“ – eine verfassunggebende Versammlung.

Ebert hat im Verlauf der zurückliegenden Jahre seinen Frieden mit der Monarchie gemacht, und vielleicht hofft er im Stillen auch jetzt noch, sie in ihrer konstitutionellen Form retten zu können.

Weil die kaiserlichen Politiker und Generäle die linksextreme Revolution fürchten, drängen sie den gemäßigten SPD-Führern die Macht gera- dezu auf. Den Rat der Volksbeauftragten, die provisorische Regierung, bilden schließlich ab Ende Dezember 1918 die sozialdemokratischen Politiker Otto Landsberg, Philipp Scheidemann, Gustav Noske, Fried- rich Ebert und Rudolf Wissell [von links]



Ihre Partei“, befindet er und wendet sich dann direkt an Ebert: „Übernehmen Sie das Reichskanzleramt.“ Der Sohn eines Heidelberger Schneidermeisters zögert kurz. Dann schlägt er ein.

Ebert hat sein Ziel erreicht: In Deutschland stellt die SPD den Reichskanzler. Sofort schickt er Emissäre zur USPD-Fraktion, um mit ihr über den Eintritt in die Regierung zu verhandeln.

Wenig später erlässt der neue Kanzler einen Aufruf „An die deutschen Bürger“. Darin heißt es: „Die neue Regierung wird eine Volksregierung sein. Die politische Umwälzung darf die Ernährung der Bevölkerung nicht

Ebert löffelt weiter seine Suppe. Scheidemann aber steht auf und eilt durch die Korridore des Reichstagsgebäudes, tritt an ein Fenster – und überblickt ein Meer von roten Fahnen.

So ist es Eingebung, kein Plan, dass Scheidemann das Fenster öffnet, an die Balustrade tritt und über die Menschenmenge hinweg ausruft: „Der Kaiser hat abgedankt. Er und seine Freunde sind verschwunden, über sie hat das deutsche Volk auf ganzer Linie gesiegt. Das Alte und Morsche, die Monarchie ist zusammengebrochen. Es lebe das Neue. Es lebe die Deutsche Republik.“

– nicht ahnend, dass Wilhelm II. noch gar nicht abgedankt hat.

Und möglicherweise wäre alles anders gekommen, hätte umgekehrt der Monarch im fernen Spa gewusst, dass ausgerechnet der sozialdemokratische Parteichef sein heimlicher Verbündeter in der Reichsregierung ist. So aber erfährt er beim Mittagskaffee von seiner angeblichen Abdankung und empört sich lautstark: „Verrat, schamloser Verrat!“

Es hilft ihm nichts. Denn inzwischen hat ihm General Wilhelm Groener von der OHL klar gemacht, dass er ein Monarch ohne Armee ist: „Das Heer wird unter seinen Generälen geschlossen in die

Heimat zurückmarschieren, aber nicht unter Führung Eurer Majestät.“

Zwei Stunden später tritt der Spartakistenführer Karl Liebknecht, der erst zwei Wochen zuvor aus dem Zuchthaus entlassen worden ist, auf einen Balkon des Berliner Schlosses. Auch er blickt auf ein Meer von roten Fahnen, auch er weiß, dass er schnell handeln muss: „Wer von euch die freie sozialistische Republik Deutschland und die Weltrevolution erfüllt sehen will, erhebe seine Hand zum Schwur“, ruft er aus.

Alle, die unten stehen, heben die Hand, darunter etliche, die noch kurz zuvor Philipp Scheidemann zugejubelt hatten. Liebknecht wird von vielen verehrt, von noch mehr aber wohl gehasst. Und über tatsächliche Macht verfügt er nicht.

So gibt es in Deutschland plötzlich zwei Republiken. Doch keine von beiden ist wirklich existent.

Und es existiert noch eine dritte Kraft, die an diesem Tag nach dem Staat greift: die Gruppe der Revolutionären Obleute. An diesem Abend besetzen sie mit ein paar hundert Anhängern den Plenarsaal des Reichstages und halten eine Versammlung ab.

Verdutzten Abgeordneten, die sich neugierig dazugesetzt haben, präsentiert sich ein Revolutionsparlament in Aktion. Und dieses beschließt, am nächsten Tag in allen Berliner Fabriken und Kasernen nach einem festgesetzten Schlüssel Arbeiter- und Soldatenräte wählen zu lassen.

Friedrich Ebert, eilig alarmiert, will die Räterepublik auf jeden Fall verhindern. Und so fasst er einen Entschluss: Wenn er die Revolution jetzt noch aufhalten will, muss er selbst an ihre Spitze treten.

SONNTAG, 10. NOVEMBER. Ein strahlender Spätherbsttag. Die Zeitungen berichten, dass sich Wilhelm II. ins niederländische Exil abgesetzt hat. Um 11 Uhr ist wie immer Renntag auf der Trabrennbahn Karlshorst, sieben Wettfahrten stehen auf dem Programm. „Die Bürger gingen wie gewöhnlich im Grunewald spazieren“, beobachtet der Berliner Theologe Ernst Troeltsch, „manche wohl absichtlich einfach angezogen.“ Immerhin ist Revolution. Aber „Trambahnen und Untergrundbahnen gingen wie sonst. Auf allen Gesichtern stand geschrieben: Die Gehälter werden weiterbezahlt“.

Die Revolutionären Obleute haben es tatsächlich geschafft, die Arbeiter und Soldaten zu mobilisieren: Am Vormittag werden in Fabriken und Kasernen Räte gewählt, die nachmittags im Zirkus Busch zusammenkommen. Aber auch Eberts Gefolgsleute waren in den Morgenstunden nicht untätig: Kaum sind die Räte gewählt, stellt sich heraus, dass die meisten von ihnen der SPD angehören.

Parallel dazu hat sich in der Frühe die USPD mit den Sozialdemokraten über eine Regierungsbildung geeinigt. Die Kompromissformel lautet: Die politische Gewalt wird in die Hände der Ar-

beiter- und Soldatenräte gelegt, eine Nationalversammlung tritt erst zusammen, wenn sich die „durch die Revolution geschaffenen Zustände“ festgestigt haben.

Um 17 Uhr versammeln sich etwa 3000 Arbeiter- und Soldatenräte im Zirkus Busch am Spreeufer. Ein Anführer der Obleute eröffnet die Versammlung: „Deutschland ist eine Republik geworden, eine sozialistische Republik.“ Nach ihm tritt Friedrich Ebert nach vorn und verkündet dem überraschten Publikum, dass sich SPD und USPD am Morgen auf eine gemeinsame Regierung geeinigt haben. „Kein Bruderkampf!“, ruft er aus – und erhält tosenden Beifall.

Die Obleute sind überrumpelt. Gegen deren Willen bestätigt die Versammlung nun die neue Regierung mit Ebert und dem USPD-Führer Hugo Haase an der Spitze und gibt ihr nach russischem Vorbild den Namen „Rat der Volksbeauftragten“. Ein Vollzugsrat, in dem die SPD die Mehrheit hat, soll die Regierung kontrollieren. So ist aus dem Reichskanzler Ebert am Abend des 10. November unversehens der Revolutionsführer Ebert geworden. Er will diese Rolle nicht, aber für den Moment hat er keine andere Wahl.

An diesem Abend im Zirkus Busch scheitert die Revolution – ohne dass die Revolutionäre es überhaupt merken.

Als Ebert nach der turbulenten Versammlung zurück in sein Büro kommt, klingelt das Telefon. Am anderen Ende ist General Groener von der OHL. Groe-

Deutsches Panzermuseum Munster



März bis November
Di. - So. 10.00 - 18.00 Uhr
Montags geschlossen
Letzter Einlass: 17.00 Uhr
Museumshop und Cafeteria

Panzer
Waffen
Fahrzeuge
Uniformen
Orden
Dokumente

Deutsches Panzermuseum Munster
Hans-Körger-Str. 33, 29633 Munster
Tel. 05192 / 2552, www.munster.de



Eisenbahnen im Ersten Weltkrieg

Im Ersten Weltkrieg mussten deutsche Soldaten und Eisenbahner die eroberten Strecken wieder aufbauen und ergänzen. In langjähriger Arbeit zusammengetragene Fotos zeigen das vielfältige Bau- und Betriebsgeschehen hinter den deutschen und österreichischen Kampflinien, lassen aber auch Gnadenlosigkeit und Elend des Krieges erahnen.

Format: 210 x 297 mm
400 Seiten, ca. 600 Abbildungen
€ 39,90 - Bestellnr. G691
Juli 2004 erschienen

EK-Verlag GmbH • Postfach 500 111 • 79027 Freiburg
Tel. 07 61 / 70 310-0 • Fax 07 61 / 70 310-50 • service@eisenbahn-kurier.de



Heiligabend 1918: Friedrich Ebert hat Truppen befohlen, Aufstände von Linksradikalen niederzuwerfen. Daraufhin feuern regierungstreue Soldaten auf Matrosen der Volksmarinedivision, die sich im Berliner Stadtschloss verschanzt haben

ner bietet Ebert loyale Zusammenarbeit an, fordert im Gegenzug Beendigung des „Räteunwesens“ und Wiederherstellung „geordneter Verhältnisse“.

Ebert nimmt dankend an. Von da an telefonieren die beiden täglich.

Am Tag darauf, dem 11. November, unterzeichnet Matthias Erzberger, der Staatssekretär ohne Geschäftsbereich, den noch Prinz Max entsandt hat, für Deutschland morgens um fünf in einem Eisenbahnwaggon im Wald von Compiègne das Waffenstillstandsabkommen mit den Alliierten.

Schon am Tag vor der Unterzeichnung wütet die konservative „Deutsche Tageszeitung“: „Das Werk, das unsere Väter mit ihrem kostbaren Blut erkämpft – weggewischt durch Verrat aus

den Reihen des eigenen Volkes! Die deutschen Sozialisten wussten, dass es nur noch gelte, wochen-, vielleicht nur tagelang dem Frieden eine geschlossene Front zu ziehen, um ihm erträgliche Bedingungen abzuringen. Das ist eine Schuld, die nie vergeben wird.“

Die Lüge von der unbesiegten Armee, die durch den Dolchstoß demokratischer und linker Kräfte in der Heimat um den Sieg, wenigstens aber um einen ehrenvollen Frieden gebracht worden sei, wird von nun an alle politischen Vertreter und Anhänger der entstehenden Weimarer Republik verfolgen.

Montag, 16. Dezember. Vertreter aller deutschen Arbeiter- und Soldatenräte treffen sich in Berlin. Eine Woche lang diskutieren sie die Vor- und Nachteile

des Rätesystems und der parlamentarischen Demokratie. Am Ende optiert die Mehrheit für Wahlen zu einer verfassunggebenden Nationalversammlung und damit für das parlamentarische System. Damit ist die Revolution eigentlich beendet.

Doch nicht alle sind mit diesem Ergebnis zufrieden. Vor allem die Linken um Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg und deren Anhänger im Spartakusbund – die radikalsten, die einzige wirklichen Revolutionäre in dieser Revolution – wollen das Sowjetsystem nach Lenins Vorbild.

Deshalb ermuntern sie ihre Anhänger zum Umsturz.

BIS IN DEN MÄRZ 1919 hinein kommt es in Berlin, aber auch in anderen Städten zu Aufstandsversuchen. Wieder ist es Gustav Noske, nunmehr Volksbeauftragter für Heer und Marine, der den Revolutionären entgegentritt. Doch jetzt nicht mit List und Diplomatie, sondern gestützt auf Polizei, Militär und rechtsradikale Freikorps, die jeden Umsturzversuch mit großer Brutalität ersticken. Noskes Motto: „Einer muss der Bluthund werden, ich scheue die Verantwortung nicht.“

So gilt die neue Republik schon nach wenigen Wochen Rechtsextremen und Deutschnationalen auf der einen Seite als ehrloses Regime der „Novemberverbrecher“ und „Volksverräter“. Es muss nur geduldet werden, weil die siegreichen Alliierten eine rechte Regierung in Berlin durch einen Einmarsch beenden würden. Und linke Sozialisten und Kommunisten sehen auf der anderen Seite in Ebert und dessen Mitstreitern nichts als „Verräter“ – an der Revolution. Eine Hypothek, welche die junge Weimarer Republik schwer belastet und die schließlich zu ihrem Scheitern beiträgt.

Ein Opfer rechtsradikaler Hetzkampagnen ist Matthias Erzberger, der Mann, der den Waffenstillstand unterzeichnet hat. Am 26. August 1921 wird er bei einem Spaziergang erschossen. Seine Mörder sind zwei frühere Offiziere der kaiserlichen Kriegsmarine. □

Jürgen Bischoff, 50, ist Reporter in Hamburg.

Ist die ganze Vergangenheit ein Rätsel?



P.M. History. Große Geschichten.

Wir haben eine große Zukunft, wenn wir aus der Vergangenheit lernen.
Mit Daten, Hintergründen und ganz neuen Erkenntnissen macht P.M. History
daraus eine spannende Zeitreise. Kommen Sie mit. www.pm-history.de

P.M. HISTORY

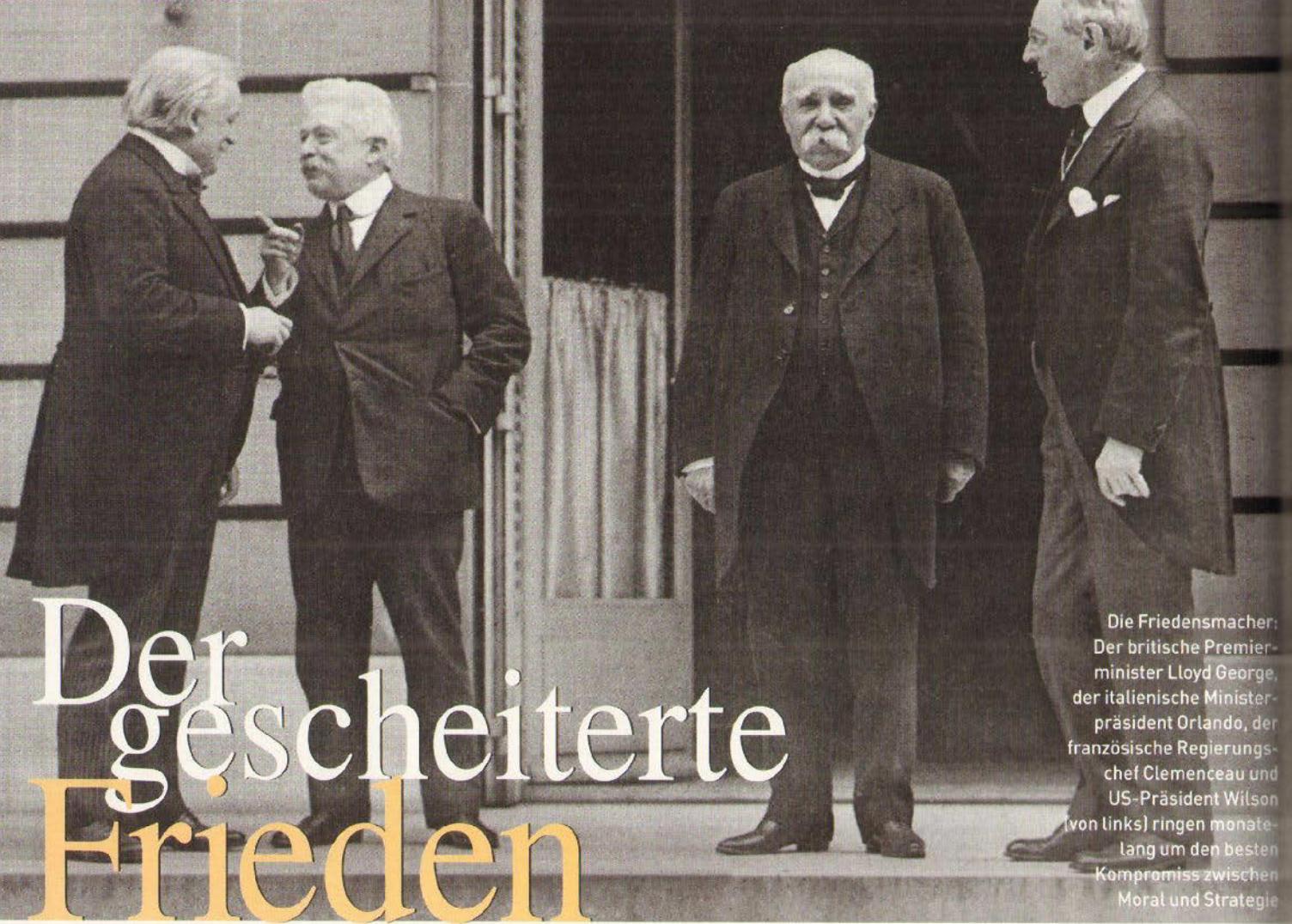
HISTORY

GROSSER SONDERTEIL
DIE KREUZRITTER



Deutschland in der Urzeit Wilhelm von Rubruk Staatsverschuldung
Teil II Spion des Papstes

Gut zu wissen.



Der gescheiterte Frieden

Sechs Monate lang verhandeln die Alliierten in Paris über den Friedensschluss. Sie wollen die Verlierer bestrafen, die Sieger entschädigen und dabei eine neue, dauerhafte Weltordnung entwerfen. Ein diplomatisches Unterfangen von bislang ungekanntem Ausmaß – das am Ende Europa nur noch tiefer spaltet

von JENS SCHRÖDER

VERSAILLES, 7. MAI 1919. Es ist der erste wirklich warme Tag nach einem langen Winter. Im Park beim Hotel „Trianon Palace“ stehen die Magnolien und Holzapfelbäume in Blüte, als am frühen Nachmittag eine Wagenkolonne langsam über die Auffahrt rollt: khakifarbene Automobile mit hohen Militärs; schwarze, blaue und graue Limousinen, in deren Fonds Regierungschefs und Diplomaten aus 32 Ländern sitzen. Sie sind gekommen, um den Deutschen die Bedingungen für einen Friedensschluss zu präsentieren: einen Vertrag aus 440 Artikeln über Schuld, Entschädigung und neue Grenzverläufe – das bislang weitgehend geheim gehaltene Ergebnis einer viermonatigen Konferenz, zu der die Besiegten nicht geladen waren.

Eine Aussprache zwischen den ehemaligen Kriegsgegnern ist auch an diesem Tag nicht geplant. Die Deutschen sollen den Vertragstext nur entgegennehmen, etwaige Kommentare schriftlich einreichen: binnen zwei Wochen und in doppelter Ausfertigung.

Kurz vor 15 Uhr hat sich der schmucklose Sitzungssaal mit Delegierten jeder Hautfarbe und Herkunft gefüllt – nur In-

dianer und Aborigines sind nicht dabei, notiert ein Journalist. Und die Deutschen fehlen noch.

Strengh nach Protokoll gruppieren sich die Ländervertreter um einen hufeisenförmigen Tisch. In der Mitte sitzt der Gastgeber, Georges Clemenceau, der 77 Jahre alte französische Ministerpräsident, den sie wegen seines bissigen Sarkasmus „le tigre“ nennen und von dem die Rede geht, er wolle dereinst aufrecht stehend begraben werden, das Gesicht dem verhassten Deutschland zugewendet. Dem alten Mann mit dem buschigen Schnauzbart sind die Strapazen der Verhandlung anzusehen. Seine gnomenhaften Augen wirken übernächtigt, und die Ekzeme an seinen Händen sind so schlimm geworden, dass er sie unter grauen Handschuhen verbergen muss.

Zu seiner Linken hat David Lloyd George Platz genommen, der britische Premierminister, 56 Jahre alt, ein Aufsteiger von gewinnendem Wesen, mit rosigem Gesicht und dichtem weißen Haarschopf. Auf der Konferenz hat er sich als brillanter Rhetoriker erwiesen. Und bisweilen auch als Opportunist, der seine Meinung notfalls minutenschnell ändern kann. Immer auf der Suche nach einem taktisch optimalen Mittelweg zwischen dem Wunsch nach einer besonnenen Nachkriegsordnung und den Chancen auf die eigene Wiederwahl – in einem Land, dem er noch im Wahlkampf versprochen hatte, die „deutsche Zitrone auszupressen, bis die Kerne quietschen“.

Auf der rechten Seite Clemenceaus sitzt Woodrow Wilson, der Präsident der USA, hager, steif und aufrecht, mit dem Habitus des Predigers. Als erstes amerikanisches Staatsoberhaupt ist er persönlich nach Europa gereist, um hier mit dem ganzen Gewicht der aufstrebenden Großmacht für eine Friedensordnung völlig neuer Art zu werben: frei von Eigennutz und geheimer Machtdiplomatie, mit einem garantierten Selbstbestimmungsrecht aller Völker; für einen Frieden ohne Rache unter der Segen bringenden Kontrolle eines neu zu schaffenden Weltparlamentes, dem er den Namen Völkerbund gegeben hat.

Schon vor der Unterzeichnung des Waffenstillstandes im November 1918 hatte Wilson eine gerechte Friedensordnung in einem 14 Punkte umfassenden Programm als das wichtigste amerikanische Kriegsziel definiert. Für viele Intellektuelle verkörpert er seitdem die Verbindung von Philosophie und Macht. Er selbst hält sich bisweilen für die menschgewordene „volonté générale“, moralisch allen Winkelzügen seiner europäischen Alliierten überlegen. Doch in der Verhandlungskunst muss sich der Idealist den Machtstrategen aus der alten Welt meistens geschlagen geben.

UM 15.02 UHR wird es still. Ein Saaldiener kündigt die deutschen Delegierten an. Dürr, blass und vor Aufregung schwitzend führt Ulrich Graf von Brockdorff-Rantzaus, der

erste Außenminister der neuen deutschen Republik, eine Gruppe von Diplomaten in den Raum. Nach kurzem Zögern erheben sich alle Anwesenden – ein Relikt der Höflichkeit aus einer anderen Welt, vor 1914. Zielstrebig geht Brockdorff-Rantzaus auf den Tisch im Inneren des Hufeisens zu. In einer französischen Zeitung hat er eine Skizze des Raumes gesehen: Die Plätze für die Deutschen waren dort mit „Anklagebank“ bezeichnet.

„Die Stunde der Abrechnung ist da“, sagt Clemenceau und spuckt die Worte im Stakkato aus. „Sie haben uns um Frieden gebeten. Wir sind geneigt, ihn Ihnen zu gewähren.“ Während dessen händigt ein Mitarbeiter Brockdorff-Rantzaus das Vertragswerk aus. Der Deutsche lässt die Blätter kurz durch seine Finger gleiten und schiebt den Stapel wieder beiseite. Jetzt kann er das Wort direkt an die Vertreter der Siegermächte richten, vermutlich seine einzige Chance. Er will sie einer Geste deutscher Selbstbehauptung opfern – und während seiner abgelesenen Rede einfach sitzen bleiben. Ein diplomatischer Affront.

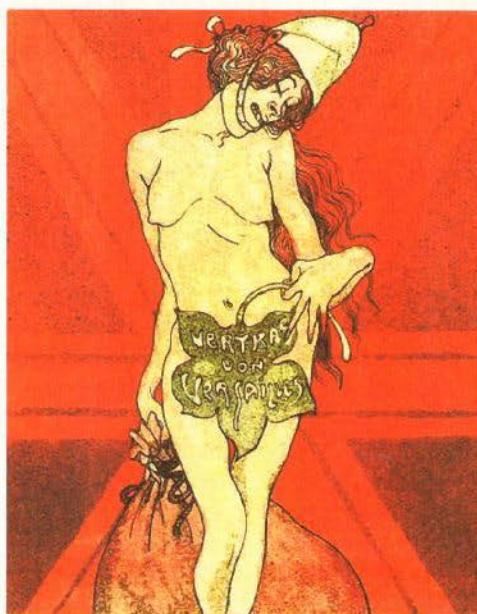
„Wir kennen die Wucht des Hasses, die uns hier entgegentritt“, erklärt der deutsche Außenminister seinen empörten Zuhörern. „Es wird von uns verlangt, dass wir uns als die allein Schuldigen am Kriege bekennen. Ein solches Bekenntnis wäre aus meinem Munde eine Lüge.“

In Deutschland werden die Menschen jubeln über die Unbeugsamkeit ihres Abgesandten. Im Saal des „Trianon Palace“ Hotels läuft der französische Regierungschef vor Wut rot an. Der britische Premierminister zerbricht in seinem Zorn einen Brieföffner aus Elfenbein. Und Präsident Wilson sagt kopfschüttelnd zu einem Vertrauten: „Die Deutschen tun wirklich immer nur das Falsche.“

Als Brockdorff-Rantzaus geendet hat, verlässt er mit seiner Abordnung den Saal. In der Tür dreht sich der Diplomat noch einmal um, blickt den Vertretern der Siegermächte ins Gesicht und zündet sich eine Zigarette an. Einer der Umstehenden bemerkt, dass seine Lippen zittern. Noch bevor der Vertrag von Versailles eine einzige Unterschrift trägt, ist klar geworden:

Er wird vielleicht den Frieden regeln können. Versöhnung stiften jedoch nicht.

DABEI WAR NIE ZUVOR in der Geschichte der Diplomatie ein Abkommen mit so viel Aufwand ausgehandelt worden. Von Januar bis Juni 1919 wird die ganze Welt in einem noch vom Krieg gezeichneten Paris neu gestaltet. Im Rosengarten der Tuilerien erinnert ein Krater an die Luftangriffe auf die Stadt, und in den Fensteröffnungen von Notre Dame stecken statt der wertvollen bunten Scheiben noch die gelben Ersatzgläser aus den Tagen der Bombenabwürfe. Auf den Boulevards, in den Cafés und vor allem in 58 Komitees und Arbeitsgruppen verteilen Hunderte von Diplomaten jeden Tag die



Vorn ein Feigenblatt – und hinten ein Beutesack. So karikiert das liberal-konservative Satireblatt »Kladderadatsch« die britische »tugendhafte Miss«

Überbleibsel der drei im Krieg untergegangenen Reiche: von Deutschland, Österreich-Ungarn und dem der Osmanen.*

„Man fühlt sich in ein kreischendes Papageienhaus versetzt“, beschreibt ein Brite die Kakophonie der Interessen: Serben und Rumänen streiten sich um das Banat, Chinesen und Japaner um die deutsche Kolonie Kiautschou. Die Polen wollen Danzig, die Griechen den kleinasiatischen Hafen Smyrna (Izmir), die Neuseeländer die Pazifikinseln Nauru und Samoa, die Italiener einen Streifen Küste in Dalmatien. Die Engländer sorgen sich um ihre Handelsinteressen und die Franzosen fordern Sicherheit vor dem noch immer übergroßen Nachbarn.

Die Belgier wünschen sich eine Belohnung für den Einsatz ihrer kongolesischen Truppen gegen das deutsche Ostafrika. Die Araber fordern als Gegenleistung für ihren Kampf gegen die Türken die versprochene Unabhängigkeit. Tschechen und Slowaken wollen ihren neu gegründeten Staat erweitern. Über den Wunsch der Armenier, Ukrainer und Kurden nach Unabhängigkeit wird lange diskutiert. Die Russen sind nicht eingeladen – und wirken deshalb umso bedrohlicher. Und die Repräsentanten der Åland-Inseln in der Ostsee erheben das Wort für ein paar tausend schwedisch sprechende Bewohner, die sich nicht im Machtkampf der großen Staaten aufreihen lassen wollen.

Allein die Briten haben – gemeinsam mit anderen Mitgliedern ihres Empires – insgesamt 400 Delegierte in fünf Hotels nahe dem Triumphbogen untergebracht. Die Amerikaner sind zeitweise gar mit 1300 Mann vertreten: Ihr Hauptquartier ist das Apartment ihres Präsidenten, Nummer 11 Place des Etats-Unis. Hier fallen die wichtigsten Entscheidungen der Konferenz: Zwei Mal pro Tag tritt in Wilsons Arbeitszimmer ab Ende März 1919 der Rat der Vier zusammen: Wilson selbst, Clemenceau, Lloyd George und der italienische Ministerpräsident Vittorio Orlando wollen die kompliziertesten Fragen der neuen Weltordnung ganz privat vor dem Kaminfeuer lösen. Ihr

die Briten den Franzosen schneller zu Hilfe kommen können, falls die Deutschen wieder angreifen.

Doch in den meisten Fragen kommen sie nicht recht voran: Wie viel Entschädigung kann Deutschland überhaupt zahlen, ohne dass die junge Demokratie unter der Last zusammenbricht? Wie hoch muss die veröffentlichte Summe aller Forderungen sein, damit den Friedensmachern niemand von ihren Landsleuten zu viel Deutschfreundlichkeit vorwerfen kann?

Wie viele Soldaten soll man Deutschland zugestehen, damit es Frankreich nicht gefährden, sich aber gegen bolschewistische Übergriffe verteidigen kann? Darf man den Nord-Ostsee-Kanal dem kleinen Dänemark anvertrauen, oder sollte man ihn lieber zuschütten? Muss Helgoland gesprengt werden? Wie ist die deutsche Kriegsflotte aufzuteilen, ohne dass die maritime Machtbalance der Alliierten gestört wird?

Soll man den Kaiser als Kriegsverbrecher aburteilen, gar dem Volk in einem Eisenkäfig zur Schau stellen, wie es ein britischer Parlamentarier schon gefordert hat? Oder ignoriert man dieses völkerrechtliche Problem lieber – und lässt Wilhelm im niederländischen Exil mit seiner Schande allein? „Der Kaiser muss zur Verurteilung nach England“, sagt Lloyd George auf einer Sitzung. „Passt auf, dass Ihr sein Schiff dabei nicht sinken lasst“, scherzt Clemenceau. Und wohin dann mit ihm? Auf eine Insel? „Bitte nicht Bermuda“, ruft Wilson. „Da will ich mich selbst zur Ruhe setzen.“

Meistens ist die Stimmung unter den Verhandlern ernst. In Deutschland hungern Hunderttausende und warten auf Nahrungsmittel. Allein im Jahr 1919 flammen in Europa ein Dutzend lokale Kriege auf – etwa zwischen der Türkei und Griechenland. Und jeden Monat verschiffen die USA 300 000 Soldaten zurück nach Hause – die Möglichkeit, den Friedensschluss mit Drohgebäuden durchzusetzen, schwindet.

Für den Fall eines Fehlschlags der Verhandlungen drohen alle Seiten unverhohlen mit dem Chaos: Clemenceau ist fest

Wie viel Entschädigung können die Deutschen zahlen?

wichtigstes Thema gilt ihnen als viel zu heikel, als dass sie es sich leisten könnten, alle ihre Argumente öffentlich zu diskutieren: Es geht um den Umgang mit dem besiegierten Deutschland.

Mehr als 200-mal sitzen die vier Regierungschefs insgesamt zusammen, kriechen gemeinsam über Wilsons auf dem Boden ausgebreitete Europakarte, markieren Grenzverläufe, diskutieren das Selbstbestimmungsrecht der Völker und die Zukunft der deutschen Kolonien, meist auf der Basis britischer und französischer Pläne – weil Orlando ohnehin nur an italienischen Gebietsansprüchen interessiert ist und Wilson eher an der Einhaltung seiner Prinzipien als an konkreten Details.

An einem einzigen Tag besprechen die vier laut Protokoll etwa die Höhe der von den Deutschen zufordernden Wiederaufbauhilfe, die Frage einer eventuellen alliierten Besetzung des Rheinlandes, die Zukunft der saarländischen Kohlengruben und den möglichen Bau eines Tunnels unter dem Ärmelkanal, damit

entschlossen, bis Berlin vorzumarschieren und Deutschland zu zerschlagen, wenn die Kriegsverlierer sich nicht in den Vertrag fügen. In Berlin zeichnen die Politiker ein anderes Szenario: Ohne ein starkes Deutschland könne niemand mehr den Siegeszug der Bolschewiken Richtung Westen stoppen. Wie eine Infektionskrankheit, so Brockdorff-Rantau zu einem britischen General, werde der Kommunismus über die geschwächten Deutschen kommen. „Und ich werde persönlich dafür sorgen, das auch die Engländer dann angesteckt werden.“

Bei Lloyd George verfehlten diese Drohungen ihre Wirkung nicht: „Das Schlimmste wäre es“, schreibt er in einem Memorandum, das die Franzosen zur Mäßigung ihrer Forderungen mahnen soll, „wenn die Deutschen ihren Intellekt und ihre enorme Organisationsfähigkeit den revolutionären Fanatikern zur Verfügung stellen würden.“ Der Friedensschluss dürfe deshalb keine Verbitterung produzieren, sagt er seinen Kollegen. Und meint damit zugleich: keine Notwendigkeit für ein verlängertes Engagement der britischen Armee auf dem

* Neben dem Versailler Vertrag mit Deutschland werden bei Paris vier weitere Friedensschlüsse ausgehandelt: mit Österreich, Bulgarien, Ungarn und der Türkei.

Kontinent – das ihn zu Hause den nächsten Wahlsieg kosten könnte.

DIE STAATSMÄNNER im Pariser Apartment des US-Präsidenten spüren die Last der Verantwortung. Über Wochen schreien sie sich an, versöhnen sich wieder, schmieden Bündnisse und legen rhetorische Fallen. Einmal bricht der Italiener Orlando gar in Tränen aus, als niemand seinen Anspruch auf den Adriahafen Fiume (Rijeka) unterstützen will. Wilson, sein Widersacher in der Streitfrage, nimmt ihn tröstend in den Arm.

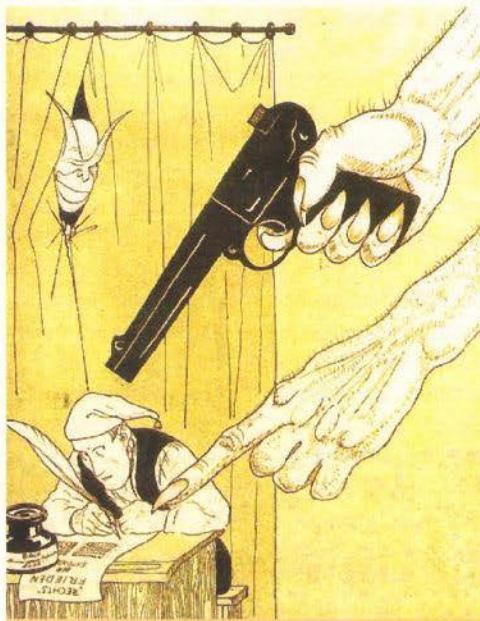
Einen „Rat der Freunde“ wird der amerikanische Staatschef das mächtige Quartett später stolz nennen, „enge Freunde, die alle an dieselbe Sache glauben“. Eine folgenschwere Fehleinschätzung, die den Verlauf der Konferenz in weiten Teilen vorzeichnet.

Der bei der europäischen Bevölkerung populäre US-Präsident will nicht wahrhaben, dass er für die Machtpolitiker der alten Welt ein leichtes Opfer ihrer strategischen Winkelzüge ist. Ein Idealist mit viel Pathos und wenig diplomatischer Erfahrung – der zudem seine obersten Verhandlungsziele lange vor der Konferenz bekannt gemacht hat: die Schaffung eines Völkerbundes und die Garantie der nationalen Selbstbestimmung. Der Weltverbesserer ist deshalb erpressbar.

Vor allem Clemenceau weiß das auszunutzen. Während Wilson sich persönlich als Vorsitzender eines Ausschusses um alle Details des neuen Völkerbundes kümmert, entsenden die Franzosen nur ein paar weisungsgebundene Diplomaten in jenes Gremium – mit dem Auftrag, den US-Präsidenten durch von vornherein aussichtslose Forderungen zu zermürben: „Lasst euch ein Zugeständnis nach dem anderen abringen“, hat Clemenceau seine Unterhändler instruiert. „Eure Rückschläge beim Völkerbund werden mir helfen, in der Rheinland-Frage umso mehr Entgegenkommen zu verlangen.“

Die Taktik funktioniert: Der greise französische Regierungschef weiß genau, dass er den Verhandlungsspielraum nicht bei den eher theoretischen Fragen eines noch immer vage definierten Weltparlamentes benötigt, sondern bei der Festlegung der deutschen Westgrenze – jener Bestimmung, die wie keine andere die Interessen der französischen Nation betrifft.

Entsprechend hoch beginnen die Franzosen zu pokern: Das rechte Rheinufer soll auf einer Breite von 50 Kilometern entmilitarisiert werden, auf der linken müsse man formal selbstverwaltete rheinische Republiken begründen, die als Puffer zwischen Frankreich und seinem Erbfeind dienen können. „Ein verrückter Vorschlag“, kontert Wilson. „Ich würde mich lieber auf der Straße steinigen lassen, als dem zuzustimmen.“



Der deutsche Michel unterschreibt.
Bei vorgehaltener Pistole. Und beobachtet
vom Teufel [Kladderadatsch, Juli 1919]

Dass Wilson so reagiert, dürfen die Franzosen vorhergesehen haben – stünde doch ein aus rein strategischen Gründen und gegen den Willen der Bevölkerung gegründeter Rhein-Staat im Widerspruch zum Grundsatz der Amerikaner, dass alle Völker über ihr Schicksal selbst bestimmen dürfen.

Doch für Clemenceau ist diese Forderung eine hervorragende Ausgangsposition. Nur millimeterweise lässt er sich zurückdrängen. Ringt Briten und Amerikanern eine Garantie ab, dass sie Frankreich im Falle einer neuerlichen deutschen Aggression zu Hilfe kommen werden.

Er beschimpft Wilson als „Freund der Deutschen“ und wirft ihm vor, sich in seiner moralischen Prinzipienreiterei wie ein selbst ernannter Jesus Christus zu gebärden. Woraufhin der Präsident den Dampfer „George Washington“ in den Hafen von Brest bestellt – und so mit seiner Abreise droht „Friedenskonferenz in der Krise“, titelt die „New York Times“. Und

ein Sprecher des französischen Außenministeriums erklärt rüde, Präsident Wilson wolle vermutlich „heim zu seiner Mutti“.

Wilson ist ernüchtert. Mitte April 1919 steht die Konferenz, mit der er seine Visionen verwirklichen will, vor dem Abbruch. Die Italiener drohen, sich aus den Gesprächen zurückzuziehen, weil Wilson ihnen Fiume immer noch nicht zugestehen mag. Die französische Presse wendet sich gegen seinen „Starrsinn“. Und sein einziger Verbündeter in der Rheinland-Frage, der Brite Lloyd George, ist für einige Tage nach London gereist.

Jetzt ist der Zeitpunkt für Clemenceau gekommen, Wilson zu umgarnen. Ja, er könne sich der amerikanischen Position weiter annähern. Wenn sich nur der Präsident zumindest dem Vorschlag einer zeitlich begrenzten Besetzung des Rheinlandes anschließen könne: unterteilt in drei Zonen, mit gestaffeltem Abzug nach fünf, zehn und 15 Jahren – sofern die Deutschen bis dahin ihre Verpflichtungen aus dem Vertrag erfüllt hätten. Zum Dank könne Frankreich die US-Position bei Grenzstreitigkeiten in Kleinasien unterstützen.

Der amerikanische Staatschef kann nicht widerstehen. Er willigt ein. Zumindest darf er sich einreden, dass er die Franzosen noch von ihrem Wunsch abgebracht hat, das westliche Rheinland durch einen Vasallenstaat quasi zu annexieren: In 15 Jahren werde diese Region wieder deutsch regiert – ganz so, wie es das Selbstbestimmungsrecht der Völker verlangt.

Clemenceau sieht das allerdings anders: „In 15 Jahren bin ich tot“, sagt er einem Kollegen. „Aber wenn Sie mir die Ehre erweisen, mein Grab zu besuchen, dann werden Sie mir sicher berichten können: Wir stehen immer noch am Rhein. Und da bleiben wir auch.“

Es bleibt nicht Wilsons einziges Zugeständnis. „Mit Freundlichkeit und vorgetäuschem Versöhnungswillen“, so kritisiert John Maynard Keynes, der ökonomische Berater der britischen Delegation, den amerikanischen Präsidenten, „können die Europäer Wilson immer wieder von seinen Positionen abdrängen. Er verpasst dann den Moment, an dem er spätestens die Zehen in den Boden graben müsste – und bevor er es selbst bemerkte, ist es zu spät. Er ist einfach zu langsam. Und zu schwer von Begriff.“

Wilson gibt den Italienern nach, als die ihr Staatsgebiet bis zum Brenner ausdehnen wollen – und akzeptiert damit, dass 250 000 deutschsprachige Südtiroler unter fremde Herrschaft geraten. Später wird er das Zugeständnis mit einer Unachtsamkeit beim Lesen seiner Europakarte entschuldigen.

Er gibt den Franzosen nach, die einen von Österreich gewünschten Anschluss an Deutschland verhindern möchten. Di-

Auf der anderen Seite stehen die Begehrlichkeiten: Frankreich will Togo, Südafrika will Deutsch-Südwest, Australien will Neuguinea und den Bismarck-Archipel, Italien will ein Stück Somalia. Ein Widerspruch, den die Friedensmacher nicht überbrücken können – allenfalls rhetorisch.

Am Ende ist es der eloquente südafrikanische Politiker Jan Smuts, Mitglied der Delegation des britischen Empire, der dem US-Präsidenten die Interessen der alten Kolonialmächte in politisch korrekter Formulierung serviert: „Große Reiche werden aufgelöst“, schreibt er in einem Memorandum, „und zurück bleiben mancherorts Völker, die noch vieler Fürsorge bedürfen, bis sie in die Unabhängigkeit entlassen werden können. Hier ist der Völkerbund gefordert.“ Wilson ist beeindruckt.

Vor allem das Schlüsselwort des Plans gefällt dem Moralisten gut: „Mandatsgebiete“ sollen die Kolonien fortan heißen, ein Begriff mit wohlwollendem Beiklang. Smuts unterteilt die

Wilson will den **Weltfrieden** – und bekommt Lippenbekenntnisse

rekt verbieten lassen mag er diese Ausdrucksform der nationalen Selbstbestimmung freilich nicht – doch Clemenceau setzt durch, dass erst der Völkerbund der Staatsverbindung zustimmen müsse. Einstimmig. Also mit französischem Vetorecht.

Vor allem im Osten Europas geraten Wilsons Prinzipien immer wieder in Konflikt mit den strategischen Interessen Clemenceaus: Der plant dort einen „Cordon Sanitaire“, einen Gürtel wehrhafter Staaten von Finnland bis zum Mittelmeer, der die Russen zurück- und die Deutschen von Osten her in Schach halten soll. Dazu wollen die Franzosen die Grenzen der neuen Länder nach strategischen Erfordernissen ziehen – nicht, wie Wilson, nach ethnischen.

Der Amerikaner lässt es ein ums andere Mal geschehen: In Polen entstehen etwa mit der Region Posen und dem Korridor zwischen Pommern und Ostpreußen jene von Millionen Deutschen bewohnten Enklaven, die später so viel Verbitterung hervorrufen werden. In Ostgalizien verweigert die Friedenskonferenz der weitgehend ukrainischen Bevölkerung das Recht auf Selbstbestimmung – damit das Gebiet mit seinen Ölfeldern dem von Frankreich protegierten Polen zugeschlagen werden kann. Zwischen Rumänien und Ungarn stiftet die Ergebnisse der Friedensverhandlung eine lang anhaltende Feindschaft. Und mit dem Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen bestätigen die Großmächte zudem einen Vielvölkerstaat, der auf Dauer nicht bestehen kann.

Hauptsache, der Vertrag zur Schaffung des Völkerbundes nimmt keinen Schaden – so sieht es der US-Präsident. Denn nur wenn alle Nationen ihm zustimmen, werde dieses neue Organ der kollektiven Sicherheitspolitik später in der Lage sein, etwaige Ungerechtigkeiten rechtzeitig zu korrigieren.

UND WAS SOLL MIT DEN DEUTSCHEN KOLONIEN geschehen? Natürlich: In Wilsons neuer Weltordnung ist kein Platz für anektierte Überseegebiete, deren Bodenschätze die Wirtschaft der Kolonialmächte sanieren und deren Bevölkerung unter europäischem Kommando in europäische Kriege ziehen muss.

Regionen nach ihren Entwicklungsstadien in drei Kategorien, die rückständigsten sollen zu ihrem eigenen Wohl von ihren Paten-Staaten beinahe wie ein Teil ihres eigenen Territoriums behandelt werden. Nicht für immer, sondern für eine Pachtzeit von 999 Jahren. Und selbstverständlich überwacht durch den Völkerbund, dem jährliche Berichte über den Fortschritt der Schützlinge zuzuleiten sind.

Der Kompromiss kommt allen entgegen: Er beruhigt Wilsons Gewissen und dient den Interessen der übrigen Siegermächte. Der große Gewinner aber ist der Südafrikaner Smuts: Er gilt dem US-Präsidenten seit seinem Vorschlag als integrier Verbündeter im Kampf für eine gerechte Weltordnung – und hat sich dabei die Vormacht über Deutsch-Südwestafrika gesichert.

Nur das kleine Belgien, das von deutschen Truppen in vier Jahren Besatzung verwüstet worden ist, wird bei der Verteilung der Kolonien zunächst übergangen. Erst nach heftigen Protesten werden am Ende der Konferenz zwei Stücke Land vom ehemals deutschen Ostafrika abgeteilt und den Belgern als Mandatsgebiete zuerkannt: die Territorien von Ruanda und Burundi.

AM LÄNGSTEN ABER STREITEN sich die Alliierten ums Geld. Hier ist die Lage paradox: Das Land des Kriegsverlierers bleibt weithin unbeschädigt. In Frankreich dagegen liegen 4000 Ortschaften in Trümmern, 20 000 Fabrikanlagen wurden demonstriert oder zerstört, Bergwerke geflutet. In Belgien herrscht eine Arbeitslosigkeit von 80 Prozent, vor allem, weil die Deutschen alle Industrieanlagen fortgeschafft haben. Großbritannien hat bei den Amerikanern fast fünf Milliarden Dollar geliehen, um seine Kriegskosten zu decken. Frankreich steht mit vier Milliarden in der Schuld der Amerikaner – und mit drei Milliarden bei den Briten.

Das deutsche Kaiserreich dagegen hat seine Kriegsanstrengung allein mit inländischen Schuldverschreibungen finanziert – und die wird die neue Republik angesichts der hohen Inflation kaum real zurückzahlen müssen. Sollen ausgerechnet aus dem Krieg die Verlierer als stärkste Wirtschaftsmacht des

Kontinents hervorgehen? Nein, sie müssen für den Schaden aufkommen, da sind sich die Alliierten einig. Aber wie?

Zu hohe Forderungen würden die deutsche Wirtschaft kollabieren lassen – was vor allem den britischen Export-Interessen zuwiderlaufen würde. Zu niedrige Reparationen aber dürften die öffentliche Meinung in den Siegerländern gegen die allzu sanften Friedensmacher aufstacheln – und die Unterhändler ihre Ämter kosten.

Was ist mit den kriegsbedingten Steuerausfällen? Dem getöteten Vieh? Den gestohlenen Kunstwerken? Und: Darf Deutschland die notwendigen Lebensmittel-Lieferungen mit Gold bezahlen, wie es die USA als Exporteur wünschen? Doch dann würde ein großer Teil des kaiserlichen Staatsschatzes schon vergeben sein, noch bevor die Franzosen und die Belgier ihre Forderungen geltend machen können.

Monatelang spielen die Staatsmänner mit Milliardenbeträgen „wie kleine Kinder mit Holzbauklötzen“, notiert ein Journalist. Die Briten wollen die Gesamtsumme der Forderungen bei 120 Milliarden Dollar festsetzen, die Franzosen bei 220 Milliarden, die Amerikaner bei 22 Milliarden. Und der Weltökonom John Maynard Keynes warnt die Politiker, dass die deutsche Republik höchstens zehn Milliarden zahlen könne.

Doch auf welcher Grundlage können die Reparationen berechnet werden? Wilson hat sich auch in diesem Punkt schon vor dem Waffenstillstand festgelegt: Nur die Kosten für zivile Schäden werde man den Deutschen abverlangen, keine Strafzahlungen, keine Beiträge zu den Kriegskosten der Alliierten. Die Franzosen stimmen dem nach kurzem Zögern zu; Denn so würden ihnen fast drei Viertel aller Reparationen zustehen.

Lloyd George, in dessen Heimat man vor allem „die Hunnen zahlen lassen“ will, mag das nicht akzeptieren. Wenn Wilson seinen Plan durchsetzen kann, wird Großbritannien nur Entschädigung für ein paar versenkte Handelsschiffe erhalten, viel größer sind die zivilen Schäden auf der Insel nicht (auch wenn die britische Regierung mehr Geld als alle anderen Alliierten für den Krieg ausgegeben hat).

Der Brite setzt erneut auf Jan Smuts aus Südafrika, dessen salomonische Formulierungen Präsident Wilson schon einmal so beeindruckt haben. Der löst das Problem mit gewohnter Eleganz: Wenn Wilson nur zivile Schäden in die Rechnung einbeziehen will, dann gehören dazu sicher auch die Witwen- und Waisenrenten für die Angehörigen gefallener Soldaten, die in Großbritannien einen großen Teil der Kriegskosten ausmachen. „Eine absurde, unlogische Forderung“, murren die US-Experten. Doch Wilson hat Gefallen an der moralisch aufgeladenen Argumentation des Südafrikaners gefunden: „Logik? Ich

pfeife auf die Logik. Die Deutschen sollen auch die Witwenrenten bezahlen.“

Das Ergebnis der fiktiven Transaktion stellt David Lloyd George zufrieden: Der britische Anteil an den deutschen Wiedergutmachungszahlungen erhöht sich schließlich auf 28, der französische sinkt auf 52 Prozent.

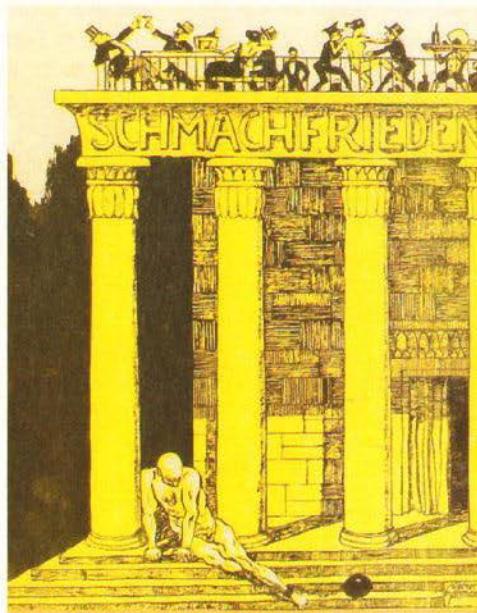
Dass sich die Summe der von den Deutschen zu leistenden Entschädigungen damit – zumindest theoretisch – glatt verdoppelt, fällt für den britischen Premier, der kurz zuvor noch Mäßigung gepredigt hat, nicht mehr ins Gewicht: Ein Gesamtbetrag aller geforderten Reparationen wird in der Endfassung des Vertrages ohnehin noch nicht erscheinen – aus Furcht vor der öffentlichen Meinung. Und jeder der Unterhändler weiß genau, dass die Deutschen sowieso nicht sämtliche Forderungen werden bedienen können.

Moralische Schuld und finanzielle Leistungsfähigkeit: Ein junger Anwalt von der Wall Street, Mitglied der amerikanischen Delegation, wird beauftragt, das politische Dilemma juristisch irgendwie zu lösen: John Foster Dulles, der spätere US-Außenminister, entwirft zwei Artikel des Vertragstextes, mit denen er allen Seiten gerecht zu werden glaubt. Laut Artikel 231 sollen die Deutschen ihre moralische Schuld am Krieg und seinen Folgeschäden eingestehen, um die aufgebrachte Bevölkerung in den Siegerstaaten zu besänftigen. Und in Artikel 232 sollen die Alliierten einräumen, dass Deutschland längst nicht alle diese Schäden wird ersetzen können – und so die junge Republik vor allzu hohen Forderungen schützen.

Die Friedensmacher halten das für einen fairen Kompromiss. Niemand sieht voraus, dass es vor allem diese Klauseln sind, die den Vertrag für die Deutschen unerträglich machen. Die Siegermächte bestellen die deutschen Vertreter für den 28. April nach Versailles – und hoffen auf eine reibungslose Abwicklung.

ALS AUSSENMINISTER VON BROCKDORFF-RANTZAU mit 180 Diplomaten und Journalisten in einem Sonderzug durch das verwüstete Nordfrankreich rumpelt (im Schritttempo, wie Clemenceau persönlich angeordnet hat), ahnen die deutschen Politiker bereits, dass die Bedingungen der Alliierten hart ausfallen werden. Ministerpräsident Philipp Scheidemann (SPD) hat seinem Abgesandten die strikte Anweisung mit auf den Weg gegeben, die Kriegsschuld-Frage möglichst auszuklammern – und den Siegermächten in konkreten Sachfragen Zugeständnisse abzuringen.

Um die Unterkunft ihrer ehemaligen Kriegsgegner, das heruntergekommene „Hôtel des Réservoirs“, haben die Franzosen einen Zaun aus rohen Latten aufgestellt – wie es heißt, um Übergriffe auf die Gäste zu verhindern, die jetzt eigenhändig Kisten voller Dokumente, Landkarten



Wie Samson liegt Deutschland in Ketten.
Der biblische Held tötete einst alle Heuchler
(Kladderadatsch, Januar 1920)

und Memoranden auf ihre Zimmer schleppen: Unterlagen für eine Verhandlung zwischen Siegern und Besiegten, die es niemals geben wird.

Tag und Nacht feilt die deutsche Delegation an ihren Positions-papieren, übertönt ihre Sitzungen mit Grammophonmusik aus Wagner's „Tannhäuser“, um französischen Agenten das Abhören zu erschweren. Die Deutschen glauben immer noch, bei den Alliierten Gehör für ihre Vorschläge zu finden, in denen sie vor allem die Gebietsverluste für das Reich begrenzen – und dafür lieber höhere Entschädigungen zahlen wollen.

Umso schockierter sind die Abgesandten, als sie das gedruckte Vertragswerk am 7. Mai endlich in Händen halten. Als ein Delegierter an diesem Abend die wichtigsten Punkte per Telefon nach Berlin durchgibt, brüllt er vor Empörung so laut in den Hörer, dass der französische Geheimdienst seinen Redeschwall nur teilweise verstehen kann: Elsass-Lothringen, Posen, das Melland und fast ganz Westpreußen vom Reich abgetrennt, das linke Rheinufer besetzt von alliierten Truppen, Volksabstimmungen in Oberschlesien, Eupen-Malmedy und Nordschleswig. 13 Prozent des deutschen Territoriums gehen verloren.

Das Saargebiet wird dem Völkerbund unterstellt – und die Franzosen dürfen 15 Jahre lang die Kohlegruben ausbeuten. 75 Prozent der deutschen Eisenerzvorkommen gehen in den Besitz der Sieger über. Alle Kolonien müssen abgetreten werden. Ebenso fast die ganze Handelsflotte. Das deutsche Heer wird verkleinert: 100 000 Soldaten, 15 000 Matrosen, 4000 Offiziere sind fortan die Obergrenze. Flugzeuge, Panzer und U-Boote sind verboten.

Der Kaiser soll als Kriegsverbrecher ausgeliefert werden, ebenso wie weitere, von den Alliierten beschuldigte Deutsche. Und das Reich muss den Alliierten einen Blankoscheck für ihre finanziellen Forderungen unterschreiben, deren Höhe eine Kommission erst später bestimmen soll.

„Der lange Vertragstext wäre ganz unnötig gewesen“, sagt Außenminister Brockdorff-Rantzau resigniert: „Sie hätten auch einfach schreiben können: Deutschland gibt sein Recht zu existieren auf.“

Auch im Lager der Alliierten, wo viele der Unterhändler den Vertrag erst jetzt komplett in Händen halten, wagen sich die Kritiker nach vorn. Die Briten beschuldigen Franzosen und Italiener, den Vertrag zu hart gestaltet zu haben. Eine Gruppe junger Amerikaner, einst begeisterte Adepten ihres idealistischen Präsidenten, quittiert aus Protest den diplomatischen Dienst.

Und gegen vier Uhr morgens treffen sich in einer leeren Pariser Straße drei ruhelose Fußgänger: der Südafrikaner Smuts,



der britische Ökonom Keynes und der amerikanische Koordinator für Hilfslieferungen, der spätere Präsident Herbert Hoover. Sorgen haben sie aus ihren Hotelbetten getrieben. „Wir waren uns einig“, erinnert sich Hoover später, „dass viele der Bestimmungen des Friedensvertrages geradewegs ins Verderben führen würden.“

IN DEUTSCHLAND treffen die Nachrichten aus Paris auf schieres Unverständnis. Seit dem Waffenstillstand im November hat die Bevölkerung das Ausmaß der Niederlage schlicht verleugnet. Die meisten Deutschen glauben immer noch, was die Propaganda der Obersten Heeresleitung ihnen eingeschärft hat: dass ihre Truppen sich vor allem verteidigt haben und auf dem Schlachtfeld unbesiegt geblieben sind. Diese kollektive Selbstausschüttung heizt die Wut über den „Diktatfrieden von Versailles“ an.

Hatte nicht der amerikanische Präsident vor Monaten einen Frieden

ohne Rache in Aussicht gestellt? Und jetzt will er den Deutschen plötzlich allein die Schuld an diesem Weltkrieg anlasten?

Reichspräsident Friedrich Ebert stellt sich an die Spitze der Empörten: Der Amerikaner habe sein „heiligstes Versprechen“ gebrochen und so den deutschen Soldaten „die Waffen aus der Hand gelogen“. Philipp Scheidemann eröffnet die Debatte über die deutsche Unterschrift unter den Vertrag mit einer Festlegung: „Welche Hand müsste nicht verdorren, die sich und uns in solche Fesseln legte? Der Vertrag ist unannehmbar.“

Vor allem Artikel 231, jene als Teil einer Kompromissklausel gedachte Formulierung des jungen John Foster Dulles, wird schnell als ehrenrühriger „Kriegsschuldparagraph“ berüchtigt. Hunderttausende Demonstranten entladen in Berlin ihre Wut auf Präsident Wilson.

Thomas Mann, aufgewühlt von den Ereignissen, schreibt in seinem Tagebuch: „Ich bin imstande, auf die Straße zu laufen und zu schreien: Nieder mit der westlichen Lügendorikratie!“ – und spekuliert dann über eine Verbrüderung der Deutschen mit den Bolschewiken. Der Soziologe Max Weber ruft die Politiker auf, den ehrabschneidenden Frieden nicht auch noch mit der deutschen Unterschrift zu adeln: „Wir lehnen den Vertrag ab. Kommt doch und besetzt unser Land und seht, ob ihr Euer Geld bekommt.“

Der deutsche Unterhändler von Brockdorff-Rantzau setzt in Versailles noch immer auf mündliche Verhandlungen. Doch alle Eingaben und Petitionen, die er im Mai den Siegermächten vorlegt, werden abgeschmettert – obwohl die Deutschen in der Sache durchaus zu Konzessionen bereit sind. Schließlich hatte auch das Kaiserreich in früheren Kriegen sei-

nen Gegnern überharte Friedensbedingungen aufgezwungen – den Russen noch 1917 im Frieden von Brest-Litowsk und den Franzosen 1871, ebenfalls in Versailles.

Vermutlich ist es Brockdorff-Rantzaus aggressive Strategie, durch die er die ohnehin nur geringen Chancen auf Gehör für die Deutschen letztlich verspielt. Unablässig zeigt er die Widersprüche in den Vertragswerken auf, beschuldigt die Alliierten, die Ideen Wilsons immer nur dort angewendet zu haben, wo sie ihnen selbst und nicht den Deutschen nutzen.

Vor allem der US-Präsident will von dieser Art Kritik nichts wissen. Brockdorff habe ausgesprochen, so analysiert John Maynard Keynes später, was Wilson über Monate erfolg-

Invasion zu stoppen und in ganz Paris Salut schießen zu lassen – zum Zeichen, dass der Krieg beendet ist.

DER SPIEGELSAAL IM SCHLOSS VON VERSAILLES, 28. Juni 1919. Es ist ein strahlender Sommertag. Mehr als 1000 Delegierte und Gäste sind in jenem Raum versammelt, wo 48 Jahre zuvor die Deutschen den Franzosen einen Frieden aufgezwungen hatten. Der Friedensvertrag liegt in einer Lederschattule auf einem zierlichen Louis-XV-Schreibtisch zur Unterschrift bereit, daneben ist für die Signatoren ein großes Tintenfass im Stil des Rokoko aufgestellt. In einer Fensternische der Galerie, gleich gegenüber dem Tisch, an dem die Allier-

Die Deutschen hoffen auf **Versöhnung** – und fühlen sich verraten

reich vor sich selbst verborgen habe: dass er seine Prinzipien dem Kompromiss geopfert hat. „Und so hat er auch die letzte Chance verstreichen lassen, wieder Boden zu gewinnen – indem er den Franzosen zugestand, dass die Deutschen nicht gehört werden sollen.“

Die Alliierten stellen den Deutschen ein Ultimatum für die Zusage der Unterschrift. Die Regierung Scheidemann hält dem Druck nicht stand und tritt zurück, unfähig, den „Schandfrieden“ zu signieren. 42 alliierte Divisionen machen sich zum Marsch nach Deutschland bereit. Im Hafen von Scapa Flow auf den schottischen Orkney-Inseln versenken deutsche Kapitäne im Protest die 72 dort festgesetzten Kriegsschiffe der kaiserlichen Marine.

Am Nachmittag des 23. Juni, um 17.40 Uhr, knapp anderthalb Stunden vor Ablauf der gesetzten Frist, geht im Rat der Vier in Paris eine Nachricht aus Deutschland ein. Die neue Regierung unter dem Sozialdemokraten Gustav Bauer lenkt ein. Minuten später gibt Clemenceau die Anweisung, die geplante

ten Platz genommen haben, hat der französische Regierungschef fünf gesichtsverstümmelte Soldaten positionieren lassen, die ohne Augen, ohne Nase oder mit zerfetztem Kinn aus den Grabenkämpfen zurückgekehrt sind. Eine drastische Illustration der französischen Leiden.

Um 15 Uhr wird es still im Saal. „Bringt die Deutschen herein“, sagt Clemenceau. Geführt von vier Offizieren der Siegermächte, betreten der neue deutsche Außenminister Hermann Müller und der Verkehrsminister Johannes Bell den Saal. Sie schreiten über die Teppiche zu ihren Plätzen, den Blick starr zum Deckenfries gewendet. „Sie sehen nicht aus wie die Repräsentanten eines brutalen Militarismus“, notiert ein britischer Diplomat. „Der eine ist schmächtig, mit rötlichen Augenlidern: Typ zweite Geige in einem Kleinstadtchorchester. Der andere hat ein Mondgesicht und sieht leidend aus: Typ Privatdozent. Das Ganze ist höchst peinlich.“

Nachdem Clemenceau die Versammlung mit krächzender Stimme eröffnet hat, werden die Deutschen zu den bereits

WUNDER

»DER KLEINE FRIEDEN IM GROSSEN KRIEG«
VON MICHAEL JÜRGES.

352 Seiten, € 22,90 (D)
www.bertelsmann-verlag.de

»Michael Jürges' emphatischer, hinreißender Bericht über das Wunder an der Westfront 1914 klingt wie ein modernes Märchen, wie eine schöne Utopie in den Zeiten des Krieges.« **DIE ZEIT**



Westfront 1914: Soldaten der verfeindeten Nationen verlassen die Schützengräben, singen, legen die Waffen nieder und feiern gemeinsam Weihnachten. Michael Jürges erzählt die Geschichte von einem Sieg der sogenannten kleinen Leute über den großen Hass. **Eine unglaubliche Geschichte, wie sie in keinem Krieg je wieder geschah.**

C.Bertelsmann
Mehr erleben. Alles erfahren.

mit den Siegeln aller Siegerstaaten versehenen Urkunden geleitet. Sie haben ihre eigenen Füllfederhalter mitgebracht, um den Vertrag nicht mit französischer Tinte unterschreiben zu müssen.

„Allgemeine Anspannung. Sie unterzeichnen. Allgemeine Entspannung“, notiert ein Anwesender. Die Delegierten der Kriegsgegner Deutschlands reihen sich ein, um ebenfalls die Dokumente zu signieren. Hermann Müller und Johannes Bell sitzen derweil allein an ihrem Tisch. Bis ein Bolivianer und zwei Kanadier sie um ihre Autogramme auf dem ausgelegten Programm der Zeremonie bitten. Als Souvenir.

Später, im Hotel, wird der deutsche Außenminister schweißüberströmt zusammenbrechen. Clemenceau reicht Gratulanten seine behandschuhte Hand. „C'est une belle journée“, sagt er. In seinen Augen stehen Tränen.

WAR DER FRIEDENSVERTRAG VON VERSAILLES tatsächlich das „Finale Verbrechen“ des 20. Jahrhunderts, wie es das britische Magazin „Economist“ im Dezember 1999 erklärt hat? Waren wirklich die Härte der Bestimmungen – und die Verbitterung, die sie hervorriefen – am Ende die Ursache dafür, dass 20 Jahre nach dem Friedensschluss ein zweiter ausbrach? Die meisten Historiker sind sich heute einig, dass diese These nicht zu halten ist.

Wahr ist, dass die Unterhändler von Versailles mit ihrem Vertragswerk ein Abkommen völlig neuen Typs schließen wollten und dass sie sich dabei auf kein historisches Vorbild stützen konnten. Wilson, Clemenceau, Lloyd George und Orlando hatten nicht nur vor, wie seit Jahrhunderten üblich, die Sieger eines Krieges auf Kosten der Verlierer zu belohnen. Zugleich mussten sie als demokratisch gewählte Regierungschefs auch ihre Wähler zufrieden stellen, moralische Prinzipien achten und eine weltweite Friedensordnung für die Zukunft schaffen.

Am Ende sind sie mit diesem Vorhaben gescheitert: an der komplizierten Verteilung der Völker in Europa, die mit dem Prinzip der nationalen Selbstbestimmung von vornherein kaum in Einklang zu bringen war. An der Unvereinbarkeit von politischer Vernunft, nationalem Machtstreben und den Emotionen nach einem Krieg von nie bekannter Brutalität. Und nicht zuletzt auch an mangelnder Einfühlung in die Seelenlage eines gefallenen Großreiches, dessen Bevölkerung den Niedergang noch nicht verinnerlicht hatte.

Das Ergebnis ist ein Vertrag, der streng und mild zugleich war – und zwar in einer unheilvollen Kombination.

So streng, dass er den Kriegsverlierer demütigte – und so zum Gegenstand der nationalistischen Propaganda in Deutschland wurde. Fast die gesamte Bevölkerung der Weimarer Republik fand sich geeint in ihrer Wut gegen das „Diktat von Ver-

sailles“. Und als Adolf Hitler schließlich damit begann, die Vertragsbestimmungen eine nach der anderen zu missachten, geschah das unter dem Deckmantel einer scheinbaren Kontinuität: Längst war es für deutsche Politiker jeglicher Couleur selbstverständlich geworden, den „Schandfrieden“ und die „Kriegsschuldlüge“ tilgen zu wollen.

Doch gleichzeitig ermöglichte der Frieden von Versailles den gedemütigten Deutschen, im Gegensatz etwa zu Österreich, ihren raschen Wiederaufstieg zu einer Großmacht – ohne Einbindung in eine tragfähige europäische Friedensordnung. Denn auf Dauer konnten und wollten die Siegermächte die Durchsetzung der einzelnen Vertragsbestimmungen nicht erzwingen.

1921 wurde die Summe der Reparationen auf 132 Milliarden Goldmark festgesetzt. 1932 stellte das Deutsche Reich die Zahlungen nach mehreren Revisionen des Tilgungsplans mit Zustimmung der Siegermächte endgültig ein. Bis dahin war etwa ein Sechstel der Forderungen an die Alliierten überwiesen – in der Summe nach Schätzungen von Historikern etwas weniger, als die Franzosen den Deutschen nach dem Krieg von 1871 hatten bezahlen müssen.

Präsident Wilson, für viele der großen Verlierer der Versailler Konferenz, wurde für das Jahr 1919 mit dem Friedensnobelpreis geehrt. Tatsächlich hat er, langfristig gesehen, viel erreicht: Erstmals legte ein internationaler Vertrag fest, dass die Kolonialherrschaft der Großmächte die Selbstständigkeit der Kolonien zum Ziel haben muss. Die Internationale Arbeitsorganisation (ILO), ebenfalls im Vertrag von Versailles vorgesehen, arbeitet bis heute nach fast unveränderten Statuten. Und mit der Gründungsakte des Völkerbundes wurde erstmals in der Geschichte der Menschheit jeder Krieg, jede Bedrohung des Friedens als eine Angelegenheit der gesamten Staatengemeinschaft definiert. Es ist der erste Versuch eines weltweiten kollektiven Sicherheitssystems und das institutionelle Vorbild für die Gründung der Vereinten Nationen.

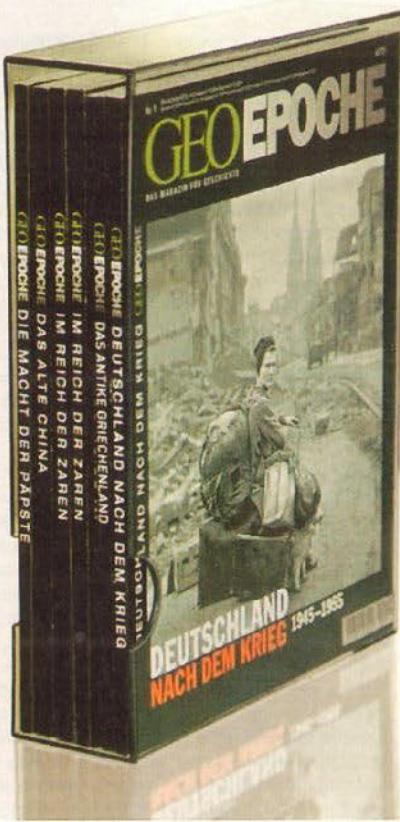
Dass Wilsons „League of Nations“ selbst den Frieden nicht sichern konnte, ist unter anderem dem amerikanischen Senat anzulasten: Der weigerte sich, den Vertrag von Versailles zu ratifizieren, weil viele der Senatoren am Ende befürchteten, Amerika werde durch das neuartige kollektive Sicherheitssystem erneut in europäische Konflikte verstrickt. So trat die Weltmacht USA dem Völkerbund nicht bei.

Woodrow Wilson hat bis an sein Lebensende geglaubt, der Frieden von Versailles sei „eine 99-prozentige Versicherung gegen einen neuerlichen Krieg“. Er starb im Februar 1924 nach einer Serie von Schlaganfällen, von denen der erste ihn bereits bei den Verhandlungen in Paris geschwächt haben soll. □

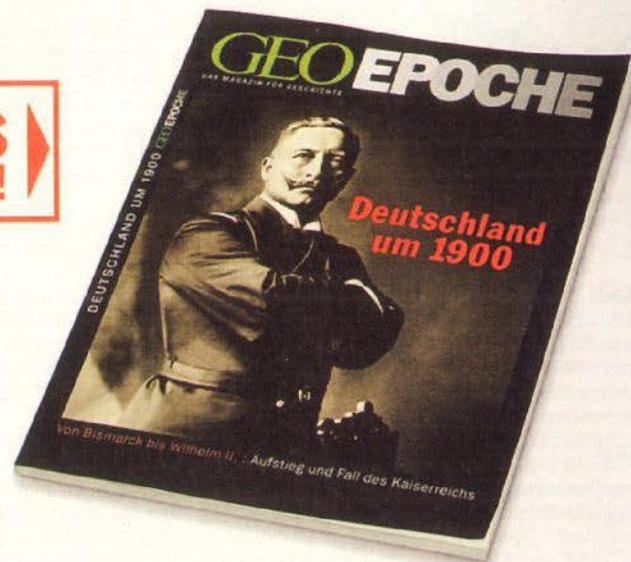


Prometheus wird gemartert, weil er göttliches Feuer stahl. Im »Kladderadatsch« trägt er die Mütze des Deutschen Michel – und sein Peiniger ist der gallische Hahn

Jens Schröder, 31, ist GEO-Redakteur.



**Gratis
zur Wahl!**



1. Acryl-Schuber

Diese praktische Sammelbox schützt Ihre wertvolle Sammlung vor Staub und gibt bis zu 7 Heften einen sicheren Stand.

2. GEO EPOCHE Nr. 12 – Deutschland um 1900

Erleben Sie eine wichtige Epoche deutscher Zeitgeschichte: Von Bismarck bis Wilhelm II. – verfolgen Sie den Aufstieg und Fall des Kaiserreiches.

Hier wird Geschichte lebendig – mit 13 % Ersparnis + Geschenk!

GEO EPOCHE ist das Geschichtsmagazin von GEO. In jedem Heft erfahren Sie mehr über Alltag, Kultur, Gesellschaft und Wissenschaft wichtiger historischer Perioden. Jetzt 4x im Jahr frei Haus zum Selberlesen oder Verschenken!

GEO EPOCHE
GESCHICHTE ERLEBEN MIT GEO

Ihre GEO EPOCHE-Abo-Vorteile

- 1 Geschenk Ihrer Wahl gratis!
- Über 13 % sparen!
- Lieferung frei Haus!
- Nach 4 Ausgaben jederzeit kündbar!
- Geld-zurück-Garantie für zu viel bezahlte Hefte!

So einfach erreichen Sie uns:

in Deutschland
Tel.: 040/37 03 38 03
Fax: 040/37 03 56 57
E-Mail: Geopoeche-Service@guj.de

in Österreich
Tel.: 0820/00 10 85
E-Mail: geo-epoch@abo-service.at

in der Schweiz
Tel.: 041/329 22 20
E-Mail: geo@leserservice.ch
Bitte Bestellnummern aus dem Antwortcoupon angeben.

Preise gelten nur in Deutschland. Auslandspreise auf Anfrage. Das Angebot ist gültig, solange der Vorrat reicht.

Antwortcoupon

Ja, ich bestelle GEO EPOCHE 4x jährlich zum Preis von zzt. € 6,90 (statt zzt. € 8,-) pro Heft, zzt. € 27,60 im Jahr (D) / zzt. € 7,60 (statt zzt. € 8,80) pro Heft, zzt. € 30,40 im Jahr (A) / zzt. Fr. 13.80 (statt zzt. Fr. 15.80) pro Heft, zzt. Fr. 55,20 im Jahr (CH). Zum Dank für meine Bestellung erhalte ich 1. Acryl-Schuber oder 2. GEO EPOCHE Nr. 12/04 „Deutschland um 1900“ gratis (bitte nur ein Kreuz). Die Lieferung der Zugabe erfolgt nach Zahlungseingang. Die Lieferung aller Hefte erfolgt frei Haus. Ich gehe kein Risiko ein, denn ich kann nach Erhalt der 4. Ausgabe jederzeit kündigen. Das Geld für bezahlte, aber nicht gelieferte Ausgaben erhalte ich zurück.

Meine Adresse:

Name, Vorname

Straße/Nr.

PLZ

Wohnort

Telefon-Nr.

Ja, ich bin damit einverstanden, dass Sie mich ggf. per E-Mail oder Telefon über weitere Gruner + Jahr-Angebote informieren.

Ich zahle bequem per Bankeinzug:

Bankleitzahl

Kontonummer

Geldinstitut

Datum

X
Unterschrift

245900

E-Mail

Adresse des Geschenkempfängers:

Name

Vorname

19
Geburtsdatum

@

19
Geburtsdatum

Straße/Nr.

PLZ

Wohnort

245899

Der Erste Weltkrieg

Daten und Fakten

1882

20.5. Die Mittelmächte Deutschland, Österreich-Ungarn und Italien schließen den „Dreibund“, um Frankreich zu isolieren.

1904

8.4. Großbritannien und Frankreich vereinbaren die „Entente Cordiale“, die 1907 durch ein anglo-russisches Abkommen zur „Tripel-Entente“ erweitert wird. Daraus erwächst auch eine militärische Kooperation. Deutschland sieht sich eingekreist.

1905

Dezember. Der deutsche Generalstabschef Alfred Graf von Schlieffen legt einen geheimen Aufmarschplan für den Fall eines Zweifrontenkrieges gegen Frankreich und Russland vor, der die Invasion Belgiens und somit den Bruch der Neutralität des Landes vorsieht. Nur wenig abgewandelt, bestimmt der „Schlieffenplan“ die deutsche Strategie zu Beginn des Ersten Weltkriegs.

1908

6.10. Österreich-Ungarn annexiert Bosnien und die Herzegowina vom Osmanischen Reich (Türkei).

1913

Als Antwort auf den Schlieffenplan (der durch Nachrichtendienste bekannt geworden ist) entwickelt der französische Generalstab „Plan XVII“: Bei einem deutschen Angriff sollen französische Einheiten über Lothringen

gen ins Reich vordringen, um die kaiserlichen Truppen dort zu einer Entscheidungsschlacht zu zwingen.

1914

28.6. Der bosnisch-serbische Student Gavrilo Princip erschießt den österreichisch-ungarischen Thronfolger Franz Ferdinand und dessen Frau Sophie in Sarajevo. Die politischen Ziele des Attentäters sind die Beendigung der Wiener Herrschaft über Bosnien und die Herzegowina sowie die Vereinigung aller Südslawen unter serbischer Führung. Österreich macht Serbien für den Mord verantwortlich.

4.-6.7. Alexander Graf von Hoyos, Kabinettschef im k.u.k. Außenministerium, sondiert die Haltung Wilhelms II. zu einem Krieg der Donaumonarchie gegen Serbien. Der Kaiser garantiert Österreich-Ungarn rückhaltlose Unterstützung („Blankoscheck“).

23.-25.7. Österreich-Ungarn stellt Serbien ein auf 48 Stunden befristetes, praktisch unannehmbares Ultimatum. Obwohl Belgrad dennoch fast alle Forderungen akzeptiert, bricht Wien die diplomatischen Beziehungen ab.

25.7. Zar Nikolaus II. spricht sich vor seinem Generalstab für die Unterstützung Serbiens aus.

28.7. Österreich-Ungarn erklärt Serbien den Krieg.

30.7. Generalmobilmachung Russlands.

31.7. Generalmobilmachung Österreich-Ungarns. Berlin verkündet den „Zustand drohender Kriegsgefahr“.

1.8. Das Deutsche Reich erklärt Russland den Krieg. Generalmobilmachung Deutschlands und Frankreichs. Italien und Bulgarien erklären ihre Neutralität.

2.8. Deutschland und das Osmanische Reich schließen einen Bündnisvertrag. Großbritannien mobilisiert seine Kriegsflotte. Deutsche Truppen marschieren in Luxemburg ein. Berlin verlangt von Belgien die Erlaubnis zum Durchmarsch seiner Truppen, um gemäß dem Schlieffenplan Frankreich „niederzukämpfen“, bevor die russische Mobilmachung abgeschlossen ist.

3.8. Belgien verweigert dem deutschen Heer den Durchmarsch. Deutschland erklärt Frankreich den Krieg. Rumänien erklärt seine Neutralität.

4.8. Deutsche Truppen überschreiten die belgische Grenze. Deshalb bricht Großbritannien, eine der Garantimächte der Neutralität Belgiens, die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland ab und tritt in den Krieg ein. Der Reichstag in Berlin bewilligt Kriegskredite; die Parteien schließen einen „Burgfrieden“: keine öffentlichen Auseinandersetzungen für die Dauer des Krieges.

5.-16.8. Deutscher Angriff auf das ostbelgische Lüttich, das dabei vom Luftschiff „Cöln“ bom-

bardiert wird; erstmals kommt schwere Artillerie [u. a. Minenwerfer und der „Dicke Berta“ genannte 42-cm-Mörser der Firma Krupp] zum Einsatz.

6.-8.8. Österreich-Ungarn erklärt Russland, Serbien und Deutschland den Krieg.

6./7.8. Britische und französische Truppen besetzen Teile der deutschen Westafrika-Kolonie Togo; am 28. August wird sie an Großbritannien übergeben.

7.8. Montenegro erklärt Österreich-Ungarn und Deutschland (12.8.) den Krieg.

9.-16.8. Ein britisches Expeditionskorps – insgesamt 100 000 Männer – landet in Frankreich.

10.8. Französische Truppen, die das elsässische Mühlhausen (1871 von Deutschland annexiert) besetzt haben, werden von deutschen Einheiten vertrieben.

11.8. Frankreich erklärt Österreich-Ungarn den Krieg.

12.8. Großbritannien erklärt Österreich-Ungarn den Krieg.

12.-21.8. Serbische Einheiten schlagen an der Drina die erste Offensive der k.u.k. Armee zurück.

13.8. Unter Leitung des AEG-Aufsichtsrats (und späteren Außenministers) Walther Rathenau nimmt die deutsche Kriegsrohstoffabteilung ihre Arbeit auf. Sie organisiert die Verteilung von Material an die Industrie.

15.8. Russische Truppen marschieren in Ostpreußen ein. Mit der raschen Mobilisierung der russischen Armee ist das Gelingen des Schlieffenplans fraglich.

16.8. Der deutsche Konteradmiral Wilhelm Souchon wird Chef der osmanischen Flotte.

19.-20.8. Nach der Schlacht bei Gumbinnen (Ostpreußen) gegen russische Truppen weicht die deutsche Armee nach Westen zurück. Deutsche Einheiten besetzen Brüssel.

20.-22.8. Französische Truppen, die in das 1871 von Deutschland annexierte Lothringen vorgedrungen sind, ziehen sich nach schweren Verlusten wieder hinter die Grenze zurück.

22.8. General a. D. Paul von Hindenburg wird Chef der 8. Armee an der Ostfront, Generalmajor Erich Ludendorff sein Stabschef. Russische Truppen marschieren ins österreichisch-ungarische Galizien (heute im Süden Polens und im Westen der Ukraine) ein.

10.8. In den anschließenden Schlachten verliert das k.u.k. Heer ca. 300 000 Soldaten (Tote, Verwundete und Vermisste) und räumt Ostgalizien.

23.8. Das mit Großbritannien verbündete Japan erklärt Deutschland den Krieg, nachdem das Reich sich geweigert hat, seine Schiffe aus asiatischen Gewässern abzu ziehen und das deutsche Pachtgebiet Kiautschou an der chinesischen Nordostküste mit der Stadt Tsingtau an Japan herauszugeben. Österreich-Ungarn erklärt Japan den Krieg. Britisch-Indien und die britischen Dominions Kanada, Australien, Neuseeland und Südafrika treten in den Krieg ein.

25.-28.8. Als Vergeltung für einen angeblichen Überfall belgischer Freischärler zerstören deutsche Soldaten große Teile der Universitätsstadt Löwen (Leuven), töten 248 Zivilisten und deportieren 1500 Belgier ins Reich.

26.8. Deutsche Truppen erobern die französische Festung Longwy.

26.-30.8. Bei Tannenberg (Ostpreußen) besiegen deutsche Truppen die russische Narew-Armee.

28.8. Österreich-Ungarn erklärt Belgien den Krieg. Britische Schlachtkreuzer greifen die deutschen Sicherungsstreitkräfte in der Helgoländer Bucht an.

August. Frankreich setzt Tränengas gegen deutsche Truppen ein.

2.-5.9. Die Deutschen überschreiten die Marne und bedrohen Paris. Die französische Regierung flieht nach Bordeaux (bis November).

5.9. Frankreich, Großbritannien und Russland wandeln die „Tripel-Entente“ in ein offizielles Kriegsbündnis um, dem weitere Staaten beitreten können („Entente“).

5.-12.9. Erste Marne-Schlacht: Nach einem französischen Gegenangriff zwischen Verdun und Paris lässt der deutsche Generalstabschef Helmuth von Moltke (der Jüngere) den Rückzug befehlen. Damit ist der Schlieffenplan gescheitert.

Anstelle Moltkes wird der preußische Kriegsminister General Erich von Falkenhayn Chef der Obersten Heeresleitung (OHL, 14.9.).

6.-15.9. Während der Schlacht an den Masurischen Seen räumt die russische Njemen-Armee Ostpreußen. Mehr als 30 000 russische Soldaten kommen in Kriegsgefangenschaft. Schon im Oktober erobern die Russen die Provinz zurück.

9.9. Das „Septemberprogramm“ der deutschen Reichsleitung sieht als Kriegziel unter anderem die territoriale Umstrukturierung Mitteleuropas unter deutscher Hegemonie vor.

15.9. Der „Wettlauf zum Meer“ beginnt: Nach der verlorenen Marne-Schlacht befiehlt Falkenhayn den Vorstoß zur Kanalküste, um für die Versorgung des briti-

schen Expeditionskorps wichtige Häfen einzunehmen und die alliierten Armeen von Norden her einzukreisen. Gleichzeitig wollen die Alliierten die Deutschen an der Küste umfassen. Beide Absichten scheitern, aus dem Bewegungs- wird ab November endgültig ein Stellungskrieg.

22.9. Das deutsche Unterseeboot „U 9“ versenkt vor der niederländischen Küste drei britische Kreuzer.

4.10. Ein von 93 deutschen Wissenschaftlern und Künstlern unterzeichnete Aufruf „An die Kulturwelt“ erscheint in allen großen deutschen Tageszeitungen. Tenor: Deutschland treffe keinerlei Kriegsschuld. Einige Unterzeichner distanzieren sich später.

9.10. Deutsche Truppen besetzen das belgische

Antwerpen. Die belgische Regierung flüchtet ins französische Le Havre (13.10.).

20.10. Beginn der Ersten Flandern-Schlacht (bis Mitte November). Bei Ypern und Langemarck (10.11.) erleiden überwiegend aus kriegsfreiwillingen Lehrlingen, Studenten und Reserveoffizieren bestehende deutsche Bataillone im Kampf gegen britische Soldaten hohe Verluste. Die osmanische Flotte bombardiert russische Häfen am Schwarzen Meer.

29.10. Das Osmanische Reich erklärt Russland und Frankreich den Krieg.

1.11. Hindenburg und Ludendorff erhalten den Oberbefehl über die Ostfront. Sie bilden aus den eroberten Gebieten den Besatzungsbezirk „Ober-Ost“, der für die deutsche Kriegswirtschaft ausge-

beutet werden soll. Das deutsche ostasiatische Kreuzergeschwader besiegt einen britischen Verband bei Coronel (Chile). 1600 britische Matrosen fallen; Wilhelm II. verleiht 300 Eiserne Kreuze an seine Seeleute.

2.-6.11. Russland, Großbritannien (5.11.) und Frankreich (6.11.) erklären dem Osmanischen Reich den Krieg.

3.-5.11. Die Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika (etwa das Gebiet der heutigen Staaten Tansania, Burundi und Ruanda) besiegt britische Einheiten bei Tanga.

7.11. Der deutsche Marinestützpunkt Tsingtau kapituliert vor den Japanern.

9.11. Der kleine Kreuzer „Emden“ wird, nachdem er im Indischen Ozean 23 Handelsschiffe zerstört hat, bei den Kokosinseln

vom australischen Kreuzer „Sydney“ versenkt.

14.11. Sultan Mehmed V. Resad ruft in Konstantinopel (heute Istanbul) den Heiligen Krieg (Dschihad) gegen die Entente aus. Serbien erklärt dem Osmanischen Reich den Krieg.

21.11. Britische Truppen erobern die osmanische Stadt Basra (heute im Irak).

Dezember. Kanadische Einheiten treffen in Frankreich zur Verstärkung der alliierten Truppen ein.

2.12. Die k.u.k. Armee erobert Belgrad, verliert es jedoch 13 Tage später wieder; allein im ersten Kriegsjahr kommen fast 180 000 Serben ums Leben. Karl Liebknecht (SPD) lehnt als einziger Abgeordneter im Reichstag die Bewilligung weiterer Kriegskredite ab.

6.12. Deutsche Truppen nehmen Lodz ein.

8.12. Das deutsche Ostasiengeschwader wird bei den Falkland-Inseln im Südatlantik von britischen Kriegsschiffen bis auf einen Kreuzer vernichtet.

17.-20.12. Erste französische Offensive im Artois. Der Vorstoß bleibt ebenso erfolglos wie die Zweite und Dritte Artois-Offensive (9.5.-18.6. und 25.9.-11.10. 1915).

20.12. Osmanische Truppen rücken unter dem deutschen Oberstleutnant Friedrich Kreß von Kressenstein zum Suezkanal vor. Der Versuch, den Kanal zu nehmen, scheitert im Januar 1915.

24.12. Heiligabend: An vielen Abschnitten der 750 km langen Westfront zwischen Nordsee und Schweizer Grenze schweigen die Waffen, die Gegner beschenken

einander und spielen gemeinsam Fußball.

1915

Januar. In Deutschland werden die Lebensmittel knapp: Milch wird meist mit Wasser verdünnt, Brot gibt es bald nur noch auf Bezugsschein und statt frischer Ware oft nur nährstoffarme Ersatznahrungsmittel.

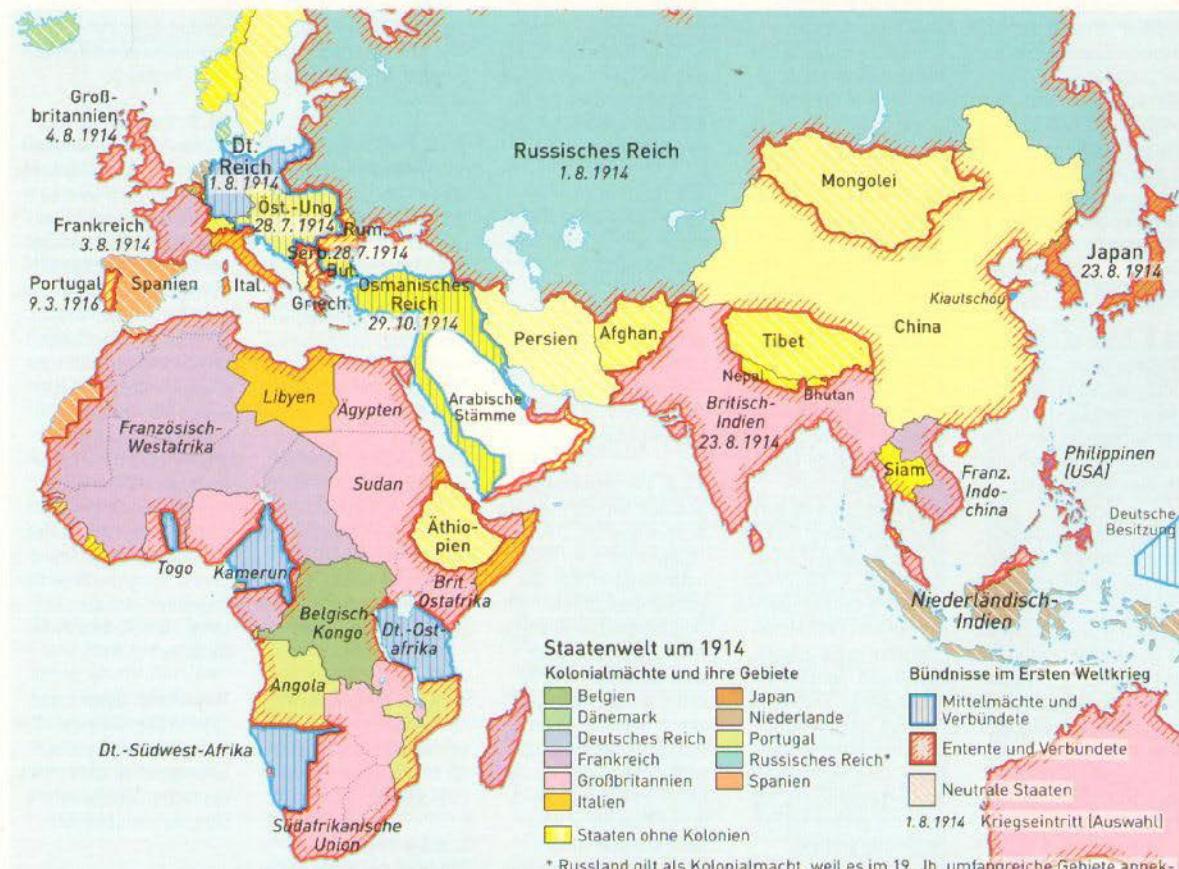
Januar bis April. Die k.u.k. Armee versucht, die russische Front in den Karpaten zu schwächen. Gleichzeitig wollen zaristische Einheiten über das Mittelgebirge nach Ungarn gelangen. Bei den ergebnislosen Kämpfen verliert allein Österreich-Ungarn fast 800 000 Soldaten.

24.1. Segefecht auf der Doggerbank (Nordsee) zwischen der deutschen und der britischen Marine: Der deutsche Panzerkreuzer „Blücher“ wird versenkt, 954 deutsche und 14 britische Seeleute verlieren ihr Leben.

31.1. Der erste deutsche Gasangriff an der Ostfront bei Boliow bleibt wegen der niedrigen Temperatur wirkungslos.

4.2. Deutschland erklärt die Gewässer um Großbritannien zum Kriegsgebiet.

7.-24.2. Winterschlacht in Masuren: Die zaristische Armee muss sich endgültig aus Ostpreußen zurückziehen; 100 000 russische Soldaten geraten in Gefangenschaft. Doch kann Russland eine neue Frontlinie bei Grodno (heute: Hrodna/Weiß-



GEO-Grafik

Staatenwelt um 1914

Kolonialmächte und ihre Gebiete

- Belgien
- Dänemark
- Deutsches Reich
- Frankreich
- Großbritannien
- Italien
- Staaten ohne Kolonien
- Japan
- Niederlande
- Portugal
- Russisches Reich*
- Spanien

Bündnisse im Ersten Weltkrieg

- Mittelmächte und Verbündete
- Entente und Verbündete
- Neutral Staaten

1.8.1914 Kriegseintritt (Auswahl)

* Russland gilt als Kolonialmacht, weil es im 19. Jh. umfangreiche Gebiete annexiert hat, die unmittelbar an das Zarenreich grenzen (»Kontinentale Expansion«).

Am Vorabend des Ersten Weltkrieges ist der Globus geteilt: Deutschland und seine späteren Verbündeten kontrollieren Zentraleuropa und den Nahen Osten. Die Tripel-Entente beherrscht riesige Territorien in Europa, Asien und Afrika. Nur wenige Staaten bleiben letztlich neutral.

russland] aufbauen – ein Versuch, diese zu durchbrechen, scheitert Anfang März.

16. 2.–20. 3. Winterschlacht in der Champagne: Sie führt zu keiner wesentlichen Veränderung der Lage.

22. 2. Als Reaktion auf die britische Seeblockade befiehlt die deutsche Marineleitung, auch Handelschiffe ohne Vorauswarnung zu torpedieren. Die USA protestieren scharf gegen den „uneingeschränkten U-Boot-Krieg“, der indes bis Anfang 1917 nur geringe militärische Bedeutung erlangt.

Frühjahr. US-Präsident Woodrow Wilson schickt einen Unterhändler nach London, Paris und Berlin, um Friedensgespräche einzuleiten. Die Mission scheitert an der Haltung Deutschlands.

April. Die osmanische Staatsführung befiehlt die Ausrottung der christlichen Armenier – weil sie angeblich mit Russland kooperieren. Tatsächlich aber ist dieser Genozid, einer der ersten des 20. Jahrhunderts, schon länger geplant gewesen. Ihm fallen mindestens eine Million Menschen zum Opfer – durch Hinrichtungen und Hunger, auf Todesmärchen und in Vernichtungslagern.

22. 4. Während der zweiten Flandern-Schlacht (April/Mai) setzt Deutschland an der Westfront bei Ypern Chlorgas gegen französische Truppen ein: 3000 Soldaten werden verletzt und 1200 sterben. In der zweiten Jahreshälfte führt das deutsche Heer eine Gasmaske aus gummiertem Stoff ein.

25. 4. Beginn der Gallipoli-Kampagne: Briten, Franzosen und das Australian and New Zealand Army Corps (ANZAC)

wollen die Dardanellen besetzen, um den Seeweg über das Schwarze Meer nach Russland zu öffnen. Sie müssen nach Kämpfen osmanischen Truppen weichen.

26. 4. Italien sagt zu, auf Seiten der Entente in den Krieg einzutreten; Rom soll dafür nach Kriegsende unter anderem Südtirol und das Protektorat über Albanien erhalten.

2. 5. Beginn einer österreichisch-deutschen Offensive bei Gorlice-Tarnów (heute Südpolen): Deutsche Truppen drängen die russischen aus Galizien und der Bukowina zurück und erobern Russisch-Polen mit Warschau und Brest-Litowsk sowie Kurland und Litauen. Im September besteht von Riga bis Rumänien eine neue geschlossene Frontlinie. Die russische Armee verwüstet bei ihrem Rückzug ganze Landstriche.

7. 5. Ein deutsches U-Boot versenkt den britischen Passagierdampfer „Lusitania“, 1198 Menschen sterben, darunter mehr als 100 US-Bürger. Große Empörung in den USA. Aus Sorge vor einer weiteren Belastung der Beziehungen zu Washington wird der U-Boot-Krieg zunächst eingestellt (18. 9.).

13. 5. Südafrikanische Truppen unter Louis Botha besetzen Windhuk, die Hauptstadt Deutsch-Südwestafrikas (heute Namibia). Am 9. Juli kapituliert die deutsche Kolonie.

31. 5. Erster deutscher Zeppelinangriff auf London. Da die Briten ihre Luftabwehr verbessern, setzen die Deutschen ab 1917 wendigere Flugzeuge ein. 300 Tonnen Bomben werden während des Krieges auf Großbritannien abgeworfen. Das Royal Flying Corps wirft 660 Tonnen Bomben auf deutsche Ziele.

23. 6. Beginn der ersten Schlacht zwischen Italien

und Österreich-Ungarn am Isonzo (Fluss zwischen den Julischen Alpen und dem Golf von Triest). Erst Ende Oktober 1917, nach insgesamt zwölf Schlachten, ziehen sich die Italiener zurück. 450 000 Soldaten sterben an der Isonzo-Front.

September. In Großbritannien wird der Prototyp des ersten Panzers fertig gestellt – wegen seiner Ähnlichkeit mit großen Wasserbehältern „Tank“ genannt. Ein deutscher „Sturmpanzerwagen“ ist erst im Frühjahr 1918 einsatzbereit.

6. 9. Deutschland und Österreich-Ungarn schließen mit Bulgarien einen Freundschafts- und Bündnisvertrag: Sofia soll Serbisch-Mazedonien und für den Fall des Kriegseintritts Griechenlands auf Seiten der Entente auch Griechisch-Mazedonien als Kriegsbeute erhalten. Auf Anregung des griechischen Ministerpräsidenten Eleftherios Venizelos hin verlegt die Entente britische und französische Verbände in die nordgriechische Hafenstadt Saloniki (5. 10.).

22. 9.–6. 11. Die Herbstschlacht in der Champagne bleibt trotz des Einsatzes mehrerer Millionen Granatengebnislos. Insgesamt fallen 250 000 Soldaten.

6. 10. Beginn einer deutsch-österreichischen Offensive gegen Serbien. Wenige Tage später erklärt auch Bulgarien Serben den Krieg. Nach dem Fall der Städte Belgrad (9. 10.) und Niš (5. 11.) flüchten die Reste der serbischen Armee und zahlreiche Zivilisten in die albanischen und montenegrinischen Berge. Die Mehrheit von ihnen wird auf die von Frankreich annexierte griechische Insel Korfu evakuiert, wo auch die serbische Exilregierung ansiedelt.

12. 10. In Brüssel verurteilt ein deutsches Militägericht die britische

Krankenschwester Edith Cavell zum Tod durch Erhängen, weil sie alliierten Kriegsgefangenen zur Flucht verholfen hat. Ihr Tod gilt als Symbol für die Brutalität der deutschen Besatzer.

15. 10. Großbritannien, Montenegro und Frankreich (16. 10.) erklären Bulgarien den Krieg.

Dezember. Die ersten deutschen Stahlhelme werden zur Erprobung ausgegeben. Die bis dahin gebräuchlichen Helme aus Leder, Filz oder Blech boten kaum Schutz gegen Kopfverletzungen durch Granatsplitter.

21. 12. 20 Reichstagsabgeordnete der SPD stimmen gegen die Bevollmächtigung weiterer Kriegskredite und werden im folgenden Jahr aus der Fraktion und 1917 aus der Partei ausgeschlossen.

1916

1. 1. Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg (beide SPD) gründen die „Gruppe Internationale“ (später Spartakusbund), die für die sofortige Beendigung des Krieges wirbt.

4. 1. Österreichische Verbände greifen Montenegro an, das am 23. Januar kapituliert.

18. 2. Waffenstillstand in der deutschen Kolonie Kamerun. Die deutsche „Schutztruppe“ hat sich bereits im Januar zurückgezogen.

21. 2. Die zehnmonatige Schlacht um die Festung Verdun beginnt. Deutsche Truppen nehmen innerhalb weniger Tage das schwer bewaffnete Fort Douaumont (nordöstlich von Verdun) ein. Doch bald bleibt der Angriff in der waldreichen Landschaft stecken – eine monatelange Materialschlacht beginnt. Im Juni fällt Fort Vaux, ein deutscher Durchbruchsversuch scheitert indes. Nachdem die Entente ei-

ne Großoffensive an der Somme begonnen hat (1. 7.), werden deutsche Verbände von Verdun abgezogen. Die genaue Zahl der bei Verdun Gefallenen und Verwundeten ist unbekannt – sie wird auf insgesamt 700 000 geschätzt.

9. 3. Das Deutsche Reich erklärt Portugal den Krieg, da Lissabon internierte deutsche Schiffe an Großbritannien herausgegeben hat.

15. 3. Alfred von Tirpitz tritt als Staatssekretär des Reichsmarineamts („Marineminister“) zurück, weil Wilhelm II. und Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg aus Sorge um einen Kriegseintritt der USA vor dem uneingeschränkten U-Boot-Krieg zurückstrecken will aber später billigen). Sein Nachfolger wird Admiral Eduard von Capelle.

29. 4. Ein britisches Expeditionskorps kapituliert bei Kut al-Amara (140 km südöstlich von Bagdad) vor der osmanischen Übermacht.

15. 5. Beginn einer österreichisch-ungarischen Offensive in Südtirol – bis 1918 Schauspiel eines verbissenen Hochgebirgskrieges.

22. 5. Die Reichsregierung bildet das Kriegernährungsamt für die Sicherstellung der Lebensmittelversorgung.

27. 5. In einer Rede vor der „League to Enforce Peace“ entwickelt US-Präsident Wilson die Idee vom „Frieden ohne Sieger und Besiegte“ und regt die Gründung eines „Völkerbundes“ an.

31. 5.–1. 6. Seeschlacht vor dem Skagerrak: In der bislang größten Seeschlacht der Geschichte fallen 6094 britische und 2551 deutsche Seeleute.

4. 6. bis August. Zwischen Wohynien und der Bukowina erzielt Russland mit der Ersten Brus-

silow-Offensive Geländegewinne; 200 000 k. u. k. Soldaten geraten in Gefangenschaft.

5. 6. Der Emir von Mekka, Husain Ibn Ali, beginnt einen Aufstand gegen die osmanische Herrschaft. Unterstützt wird er dabei vom britischen Agenten Thomas Edward Lawrence (später Lawrence von Arabien). Im Oktober 1918 ziehen die Aufständischen in Damaskus ein. Die Hoffnung der Araber auf Unabhängigkeit erfüllt sich nicht – Frankreich und Großbritannien haben das osmanische Erbe im Sykes-Picot-Abkommen längst aufgeteilt (16. 5.).

1. 7.–25. 11. Britisch-französische Durchbruchsversuche an der Somme misslingen. Mehr als eine Million Soldaten werden verwundet oder getötet.

27. 8. Rumänien tritt an der Seite der Entente in den Krieg ein. Im September beginnen die Mittelmächte ihrem Rumänien-Feldzug.

29. 8. Hindenburg löst Falkenhayn als Generalstabschef des Feldheeres ab; Ludendorff wird sein Erster Generalquartiermeister. Angesichts der Materialschlachten an der Westfront fordern sie im „Hindenburg-Programm“, die Rüstungsproduktion drastisch zu steigern. Auch Frauen sollen zur Arbeit in kriegswichtigen Betrieben verpflichtet werden.

Im Dezember werden diese Forderungen zum Teil im „Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst“ umgesetzt. In den folgenden Monaten erlangt die OHL fast diktatorische Macht.

November. Beginn des „Steckrübenwinters“. Der Nährwert der täglichen Lebensmittelration eines deutschen Großstadters sinkt auf ca. 1000 Kilo-



Die Mittelmächte bilden nach dem Beitritt Bulgariens eine Achse von der Nordsee bis zum Persischen Golf. Doch werden sie von vielen Rohstoffen, wie Öl im Mittleren Osten, abgeschnitten. Zudem müssen sie an mehreren Fronten zugleich kämpfen – kriegsent scheidende Nachteile

kalorien. Infolge einer Missernte gibt es zu wenig Kartoffeln, die wöchentliche Fettration wird auf 70 g festgesetzt; viele Menschen sind auf wässrige Suppe angewiesen, die in Straßenspeisungen ausgegeben wird. Während des Krieges sterben rund 800 000 Deutsche an Unterernährung.

5.11. Die Mittelmächte proklamieren das Königreich Polen, vor allem um polnische Hilfsgruppen gegen Russland zu gewinnen.

21.11. Nach dem Tode Franz Josephs I. wird dessen Großneffe Karl, der einen Sonderfrieden mit den Alliierten befürwortet, österreichischer Kaiser.

Dezember. Robert Nivelle löst den französischen Generalstabschef Joseph Joffre ab, der für die Misserfolge und hohen Verluste an der Somme und bei Verdun verantwortlich gemacht wird.

6.12. Bukarest wird von deutschen Truppen besetzt.

7.12. Der britische Kriegsminister David Lloyd George folgt Herbert Asquith als Premierminister. Er fordert den totalen Sieg über die Mittelmächte als Voraussetzung für einen Frieden („knock-out blow“).

12.12. Die Mittelmächte erklären Woodrow Wilson ihre Bereitschaft zum Frieden. Der US-Präsident regt Friedensgespräche an – Bedingung: Alle Beteiligten sollen ihre Kriegsziele offen legen (18.12.). Die Mittelmächte lehnen dies kurz nach Weihnachten ab.

1917

Januar. Die osmanischen Truppen müssen die Halbinsel Sinai räumen und verteidigen Palästina jetzt an der Linie Gaza – Tell Schechia – Beerscheba gegen die Alliierten.

9.1. Auf Anraten der OHL ordnet Wilhelm II. zum 1. Februar erneut den eingeschränkten U-Boot-Krieg an – mit dem Ziel, Großbritannien innerhalb von sechs Monaten zu besiegen. Daraufhin brechen Washington, die Mehrzahl der lateinamerikanischen Staaten und China Anfang Februar die diplomatischen Beziehungen zum Reich ab.

12.1. Hungerprotest vor dem Hamburger Rathaus. Im Laufe des Jahres kommt es wegen der schlechten Lebensmittelversorgung auch zu

Streiks (u. a. in Berlin und Leipzig), die zunehmend politischer werden.

16.1. In einer telegrafischen Note stellt Arthur Zimmermann, Staatssekretär des Berliner Auswärtigen Amtes, Mexiko die Rückgewinnung der im 19. Jahrhundert an die USA verlorenen Territorien Texas, New Mexico und Arizona in Aussicht, falls es auf Seiten Deutschlands in den erwarteten Krieg gegen die USA zieht. Der britische Geheimdienst dechiffriert das Telegramm und informiert Washington.

Februar/März. „Unternehmen Alberich“: Deutsche Truppen verkürzen die Front beiderseits der Somme zwischen Arras und Soissons („Siegfried-Stellung“) durch einen strategischen Rückzug um 45 Kilometer und setzen so 13 Divisionen frei. Beim Rückzug werden sämtliche Straßen,

Eisenbahnlinien, Brücken, Brunnen sowie rund 200 Ortschaften zerstört und 100 000 Zivilisten deportiert.

8.3. [23. 2. nach dem Julianischen Kalender] Beginn der Februarrevolution in Russland: Arbeiter der Hauptstadt Petrograd (St. Petersburg) streiken für die sofortige Beendigung des Krieges. Am 15. März dankt der Zar ab. Russland wird nun mehr von einer provisorischen bürgerlichen Regierung sowie von Arbeiter- und Soldatenräten (Sowjets) regiert. Mitte April kehren Wladimir Iljitsch Lenin und andere Sozialisten mit Unterstützung deutscher Behörden aus dem Schweizer Exil nach Petrograd zurück.

Die Deutschen hoffen, Russland werde durch einen von Lenin initiierten Umsturz geschwächt.

11.3. In einem Notenaustausch definieren Frankreich und Russland ihre Kriegsziele neu: Paris will nicht nur die 1871 Deutschland angegliederten elsässischen und lothringischen Landesteile zurück, sondern sich unter anderem auch das deutsche Saargebiet einverleiben; Moskau will seine Westgrenze „nach Belieben“ festlegen.

6.4. Die USA erklären Deutschland, später auch Österreich-Ungarn (7.12.), den Krieg. In Gotha gründen sozialdemokratische Kriegsgegner die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands (USPD), die bis 1918 etwa 120 000 Mitglieder gewinnt.

7.4. In seiner „Osterbotschaft“ kündigt Wilhelm II. die Modifikation des preußischen Dreiklassenwahlrechts nach Kriegsende an. Im Mai beginnen Beratungen über die Reform der Reichsverfassung. Kuba und Panama treten auf Seiten der Entente in den Krieg ein.

9.4. Mit dem Angriff alliierter Streitkräfte auf deutsche Stellungen beginnt die „Nivelle-Offensive“ um Arras und am Chemin des Dames (Departement Aisne). Während der erfolglosen Kämpfe verliert Frankreich 271 000 Soldaten; demoralisierte Truppen meutern. Auch die kurz

darauf begonnene Dritte Champagne-Schlacht endet weitgehend ergebnislos (25. 5.). Schon zuvor wurde der erfolglose Nivelle von dem 61-jährigen General Henri Pétain als Oberbefehlshaber abgelöst. Nach der Reorganisation der Truppen verdrängt Pétain die deutschen Verbände vom Chemin des Dames.

23. 4. Auf Druck der OHL erweitern die Mittelmächte ihre Kriegsziele („Kreuznacher Programm“): Große Gebiete Russlands sollen unter deutsche, weitere Teile des Balkans unter österreichische Vorherrschaft kommen; im Westen soll unter anderem die flandrische Küste Deutschland zufallen.

19. 5. Der Sozialrevolutionär Alexander Kerenskij wird russischer Kriegsminister. Eine von ihm vorbereitete Offensive ge-

gen die Mittelmächte scheitert; die russische Armee bricht zusammen - Soldaten verweigern den Gehorsam und desertieren in Massen.

7. 6. bis November. Im Wytschaete-Bogen leiten die Briten die Dritte Flandern-Schlacht ein. In der Nacht vom 12. auf den 13. Juli setzen die Deutschen dort erstmals Senfgas ein; durch diese und weitere Attacken erkranken in den folgenden drei Wochen 14 200 Soldaten, 489 davon sterben.

27. 6. Griechenland tritt der Entente bei und erklärt dem Deutschen und dem Osmanischen Reich sowie Österreich-Ungarn und Bulgarien den Krieg.

6. 7. Der Reichstagsabgeordnete Matthias Erzberger (Zentrum) initiiert die Gründung eines „Interfraktionellen Ausschusses“ aus Abgeordneten

des Zentrums, der Fortschrittlichen Volkspartei und der SPD, der auf einen Verständigungsfrieden und innere Reformen drängt und für Verabschiedung einer Friedensresolution im Reichstag am 19. 7. eintritt. Lawrence von Arabien erobert mit arabischen Aufständischen die Hafenstadt Akaba am Roten Meer.

13. 7. Auf Veranlassung Hindenburgs und Ludendorffs entlässt Kaiser Wilhelm II. Reichskanzler Bethmann Hollweg. Sein Nachfolger wird der Verwaltungsbeamte Georg Michaelis, den der bayerische Politiker und Sozialphilosoph Georg Graf von Hertling am 1. 11. ablöst.

22. 7. Siam (Thailand) tritt auf Seiten der Entente in den Krieg ein.

1. 8. In einer Note fordert Papst Benedikt XV. einen

Frieden ohne Annexionen und Kontributionen.

1./2. 8. In Wilhelmshaven verweigern Matrosen der deutschen Hochseeflotte erstmals den Befehl - wegen der schlechten Lebensmittelversorgung und Spannungen zwischen ihnen und ihren Vorgesetzten.

4. 8. Liberia schließt sich der Entente an.

14. 8. China erklärt dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn den Krieg.

2. 9. Alfred von Tirpitz und Wolfgang Kapp gründen die rechtsextreme Deutsche Vaterlandspartei, die gegen einen Verständigungsfrieden agitiert und Annexionen fordert.

16. 9. Alexander Kerenskij, seit dem 21. Juli Ministerpräsident einer

sozialistisch-liberalen Regierung, proklamiert die Republik Russland.

15. 10. In Vincennes bei Paris wird die niederländische Tänzerin Mata Hari, die als Doppelagentin für Frankreich und Deutschland spioniert hat, hingerichtet.

26. 10. Brasilien erklärt dem Deutschen Reich den Krieg.

2. 11. Der britische Außenminister Arthur J. Balfour stellt die „Schaffung einer nationalen Heimstätte für das jüdische Volk“ im (noch osmanischen) Palästina in Aussicht („Balfour-Deklaration“).

7. 11. (25. 10. nach dem Julianischen Kalender) „Oktobерrevolution“: In Petrograd stürzen Bolschewiken die Regierung Kerenskij. Der Rat der Volkskommissare unter

Führung Lenins übernimmt die Regierung und setzt sich für einen Waffenstillstand ein (8. 11.).

20. 11. Erster Großeinmarsch britischer Panzer bei Cambrai: Die Tanks brechen in die deutschen Verteidigungslinien der Siegfried-Stellung ein.

6. 12. Finnland löst sich von Russland.

9. 12. Die Briten rücken nach dem Abzug osmanischer Truppen in Jerusalem ein.

15. 12. Waffenstillstand zwischen Sowjetrussland und den Mittelmächten.

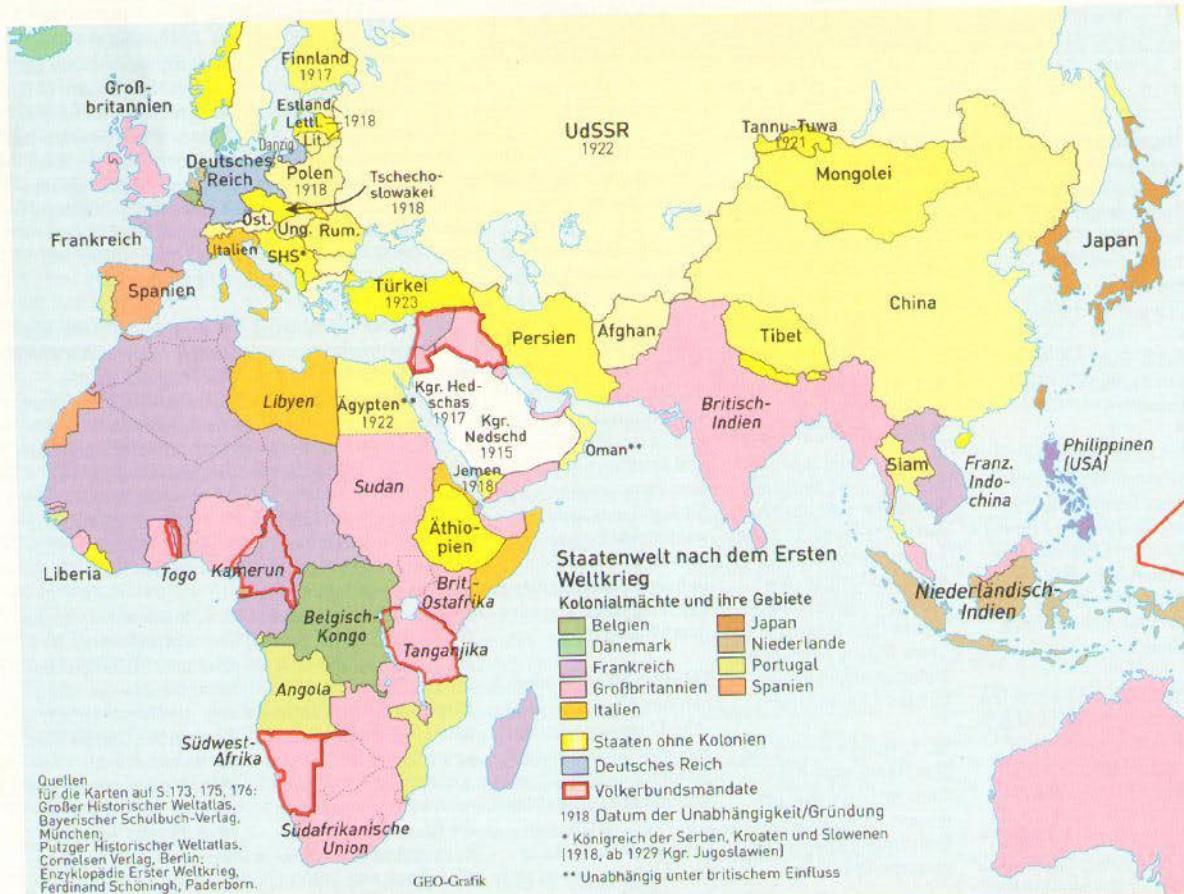
18. 12. Die Filmproduktionsfirma Ufa wird als Propagandainstrument der OHL gegründet.

1918

8. 1. Präsident Woodrow Wilson legt dem US-Kongress ein 14-Punkte- (Friedens-) Programm vor, das unter anderem die Räumung der von Deutschland und Österreich-Ungarn besetzten Gebiete, die Wiederabtretung Elsass-Lothringens, die Rüstungsbegrenzung aller Staaten, die Geltung eines „Selbstbestimmungsrechts der Völker“ und die Einrichtung eines Völkerbundes vorschlägt. Da die Mittelmächte ihre Lage nach dem Zusammenbruch Russlands gestärkt sehen, weisen sie Wilsons Forderungen zurück (24. 1.).

28. 1.-2. 2. In Berlin, Hamburg und anderen Industriezentren streiken Arbeiter für einen raschen Friedensschluss ohne Annexionen, für demokratisches Wahlrecht und bessere Lebensmittelversorgung („Januarstreiks“).

3. 3. Friede von Brest-Litowsk zwischen Sowjetrussland, Deutschland und seinen Verbündeten: Russland verzichtet auf Polen, Litauen sowie Kurland und erkennt die Ukraine und Finnland als



Nach dem Krieg verändert sich das Antlitz der Alten Welt. Deutschland und die Türkei sind in ihrer Macht beschnitten, Österreich-Ungarn ist komplett zerschlagen worden. Viele neue Nationen sind in Europa entstanden, Afrika und Südostasien jedoch bleiben Kolonialgebiete

selbstständige Staaten an. Estland und Livland werden durch einen Er-gänzungsvertrag (27.8.) von Russland unabhän-gig. Die armenischen Ge-biete Ardahan, Kars und das georgische Gebiet Batumi werden dem Os-manischen Reich zur „Neuordnung“ überlas-sen. Damit verliert Russ-land mehr als ein Viertel seines europäischen Herrschaftsgebiets.

21.3. Mit der „Michael-Offensive“ in der Picardie beginnen deutsche Streitkräfte die Zweite Marne-Schlacht, stoßen bis zu 60 Kilometer vor, nehmen 90 000 Gefange-ne und erbeuten zahlrei-che Geschütze. Doch an-gesichts hoher Verluste (230 000 Mann) und mas-siver Nachschubproble-me bricht die OHL die Of-fensive am 6. April ab. Mit einer am 18. Juli be-gonnenen Gegenoffensive drängen französische und amerikanische Divi-sionen die Deutschen von der Marne bis an die Aisne zurück, wo die-sie sich nahezu in den Positionen von Septem-ber 1914 verschanzen.

26.3. General Ferdinand Foch wird Oberbefehlshaber der alliierten Trup-pen an der Westfront.

21.4. Der „Rote Baron“ Manfred von Richthofen, mit 80 Abschüssen der erfolgreichste deutsche Jagdflieger, stürzt in der Nähe von Vaux-sur-Somme ab.

28.4. Gavrilo Princip, nach dem Attentat von Sarajevo zu einer 20-jährigen Haftstrafe verur-teilt, stirbt im Gefängnis.

7.5. Rumänien schließt mit den Mittelmächten in Bukarest einen Sonder-frieden. Es muss die Do-brudscha an Bulgarien abtreten und Deutschland die Nutzung der Öl-quellen einräumen.

15.-25.6. Die letzte Groß-offensive der k.u.k. Trup-pen in Italien bei Asiago und an der unteren Piave (Golf von Venedig) schei-

tert. Nach einer alliierten Offensive am 24. Oktober bei Vittorio Veneto bricht die österreichische Front zusammen.

17.7. Der Zar und seine Familie werden in Jekaterinburg von den Bolschewiken ermordet.

8.8. „Schwarzer Tag des Heeres“: Großangriff der Alliierten bei Amiens – unter anderem mit 450 britischen Tanks. Die deutsche Verteidigung bricht auf breiter Linie zusammen. Dennoch erklärt Ludendorff dem Kaiser eine knappe Woche später, das Schlimmste sei über-standen, es werde ge-lingen, den „Kriegswillen des Feindes allmählich zu lähmen“.

25.9. Bulgarien kapitu-liert nach einer Offensive von Briten, Franzosen, Griechen, Serben und Ita-lienern, die in Maze-donien gelandet waren (15.-24.9.).

26.9. Beginn der Maas-Argonnen-Offensive: Vor allem amerikanische Verbände greifen die Deutschen zwischen den Argonnen und der Maas an. Zwar gelingt ihnen kein großräumiger Durch-bruch, doch die Deutschen müssen die Front weiter zurücknehmen.

29.9. Ludendorff und Hindenburg fordern von der Reichsregierung die Aufnahme von Waffen-stillstands- und Frie-densverhandlungen: Die Front könne innerhalb von 24 Stunden zusam-menbrechen.

30.9. Wilhelm II. kündigt an, im Reich ein parlamentarisches Sy-stem einführen zu wollen, Reichskanzler Hertling tritt zurück. Prinz Max von Baden wird sein Nachfolger (3.10.).

Oktober. In Wien und an-deren Teilen Österreich-Ungarns brechen revolutionäre Unruhen aus – der Anfang vom Ende der k.u.k. Monarchie: Die Tschechoslowakische Republik wird ausgerufen (28.10.), die kaiserliche

Regierung tritt zurück, Karl dankt am 11.11. als Kaiser von Österreich, zwei Tage später auch als König von Ungarn ab, und die Republik Deutsch-Österreich wird ausgerufen (12.11.).

3.10. Die Reichsregie-rung bittet Woodrow Wil-son um einen Waffenstill-stand und die Einleitung von Friedensverhandlun-gen auf Grundlage seiner „14 Punkte“ (siehe 8.1.). Da die USA jetzt unter an-derem auch die Abdan-kung des Kaisers fordern, kommt es zu keinen Ver-handlungen. Trotz hoff-nungsloser militärischer Lage verlangt die OHL die Wiederaufnahme der Kampfhandlungen (24.10.). Doch nach Lu-dendorffs Entlassung (26.10.) und Osterreichs Akzeptanz der alliierten Waffenstillstandsbedin-gungen (27.10.) ist dies keine Option mehr.

28.10. In Wilhelmshaven weigern sich Matrosen der Kriegsmarine, zu ei-ner letzten Seeschlacht auszulaufen. Am 3. November meutert die Marine auch in Kiel. Der Aufstand erfasst bald das ganze Reich. Arbeiter- und Soldatenräte übernehmen weithin die Macht („Novemberrevo-lution“), die Reichsfürs-ten danken ab.

Am 9. November verkün-det Max von Baden den Thronverzicht des Kai-sers und übergibt die Regierungsgeschäfte an Friedrich Ebert (SPD); kurz nacheinander rufen Philipp Scheidemann (SPD) die „Deutsche Re-publik“ und Karl Lieb-knecht die „Freie Sozia-listische Republik Deutschland“ aus. Am folgenden Tag geht Wilhelm II. ins Exil in die Niederlande; unter Eberts Vorsitz wird der Rat der Volksbeauftrag-ten zur neuen Regierung.

30.10. Nachdem briti-sche Truppen Palästina erobert haben, schließen das Osmanische Reich und die Entente einen Waffenstillstand. Im November besetzen die

Siegermächte einen großen Teil des Reichs.

3.11. Das österreichisch-ungarische Militärober-kommando schließt mit den Alliierten einen Waffenstillstand.

11.11. Der Zentrumspoli-tiker Matthias Erzberger unterzeichnet für das Deutsche Reich bei Com-piègne den Waffenstill-stand. Józef Piłsudski wird Staatschef der neu-en Republik Polen.

16.11. Die Ungarische Republik wird ausgerufen.

25.11. Der Chef der Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika, General Paul von Lettow-Vorbeck, ka-pituliert.

1.12. Das Königreich der Serben, Kroaten und Slo-wenen wird ausgerufen (Kraljevstvo Srba, Hrvata i Slovenaca; SHS-Staat). Es wird 1929 in Königreich Jugoslawien umbenannt.

1919

11.2. Friedrich Ebert wird deutscher Reichs-präsident.

5.3. Der Sozialdemokrat Karl Seitz wird Präsident Österreichs.

28.4. Die Siegermächte des Ersten Weltkriegs nehmen auf der Pariser Friedenskonferenz die Satzung des Völkerbun-des an. Der Bund soll die internationale Kooper-a-tion fördern, in Konflikt-fällen vermitteln und die Einhaltung von Friedens-verträgen überwachen. Mit wenigen Ausnahmen, darunter die USA, treten ihm die Siegermächte so-wie 13 neutrale Staaten bei; bis 1937 erwerben 21 weitere Länder die Mitgliedschaft, darunter Österreich und Bulgarien (1920), Ungarn (1922), Deutschland (1926) und die Türkei (1932). Der Völkerbund nimmt im Januar 1920 seine Arbeit auf und wird im April 1946 aufgelöst.

28.6. Deutschland unterzeichnet im Versailler Schloss den Friedensvertrag mit den Alliierten. Darin werden „Deutsch-land und seine Verbünde-

ten als Urheber aller Verluste und aller Schä-den verantwortlich“ ge-macht (Artikel 231). Das Reich muss 13 Prozent seines Staatsgebiets abtreten: im Westen unter anderem Elsass-Lothringen an Frank-reich, im Norden Nord-schleswig an Dänemark sowie im Osten unter anderem große Teile der Provinzen Posen und Westpreußen an Polen. Danzig wird als „Freie Stadt“ wie die deutschen Kolonien dem Völker-bund unterstellt; das Saargebiet gehört bis zur Volksabstimmung von 1935 wirtschaftlich zu Frankreich und wird eben-falls vom Völker-bund verwaltet. Außer-dem zahlt das Deutsche Reich bis 1932 rund 53 Milliarden Goldmark an Reparationen.

29.6. Hindenburg tritt als Chef der OHL zurück.

11.8. Reichspräsident Ebert unterzeichnet die Weimarer Reichsver-fassung.

10.9. Österreich unter-zeichnet den Friedens-vertrag von St-Germain: Wien muss unter anderem Südtirol bis zum Brenner und ein Territo-rium um Triest an Italien sowie weitere Gebiete an den SHS-Staat abtreten und die Unabhängigkeit Ungarns, der Tschecho-slowakei, des SHS-Staats sowie Polens anerken-nen. Die ehemalige Groß-macht ist zu einem Klein-staat geworden – dem die Vereinigung mit dem Deutschen Reich verbo-ten wird. Die Republik Deutsch-Österreich muss sich in Republik Österreich umbenennen.

27.11. Bulgarien unter-zeichnet den Friedens-vertrag von Neuilly: Sofia muss Gebiete im Westen an den SHS-Staat abtre-ten, der bis dahin bulga-rische Teil Thrakiens fällt an Griechenland.

1920

4.6. Ungarn verpflichtet sich im Versailler Palais

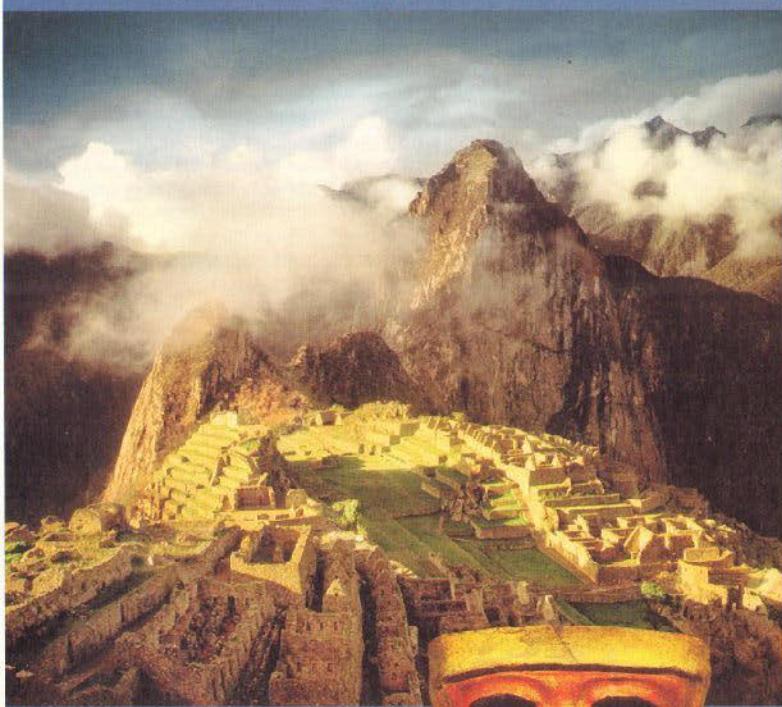
Grand Trianon unter an-derem, seine slowaki-schen Landesteile an die Tschechoslowakei, Kro-a-tien-Slawonien und Teile des Banats an den SHS-Staat herauszugeben sowie das Burgenland an Österreich und Sieben-bürgen an Rumänien ab-zutreten. Jetzt lebt jeder dritte Ungar im Ausland – rund fünf Millionen.

10.8. Das Osmanische Reich unterzeichnet den Friedensvertrag von Sèvres. Demnach werden unter anderem die Dar-denellen internationali-siert; Ost-Thrakien und die Stadt Smyrna (Izmir) samt ihrer Umgebung so-wie fast alle unter osma-nischer Kontrolle stehenden Ägäis-Inseln sind an Griechenland abzutreten (bis auf den Dodekanes, der an Italien fällt). Kili-kienn (heute südöstliche Türkei) und Syrien wer-den französische Man-datsgebiete, Palästina und Mesopotamien (heute Irak) kommen unter britische Verwal-tung. Kurdistan erhält das Recht auf Selbstbe-stimmung (wird 1923 jedoch zwischen der Tür-kei, Irak und Syrien ge-teilt); Armenien wird un-abhängig und später zwischen der Türkei und der Sowjetunion geteilt). Der Vertrag von Sèvres wird von der türkischen Nationalversammlung nicht bestätigt. Stattdes-sen kommt es zum be-waffneten Konflikt mit Griechenland, das 1922 Ost-Thrakien und Smyrna räumt. 1921 verzichten die Franzosen auf Kili-kienn. Die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den Alliierten und dem Osmanischen Reich werden erst 1923 mit dem Frieden von Lausanne beendet, der dem osmanischen Nachfolgestaat Türkei den Gewinn der früher grie-chischen Gebiete weit-gehend bestätigt.

10.11. Die Verfassung der Republik Österreich tritt in Kraft.

Nina Daebel/Olaf Mischer

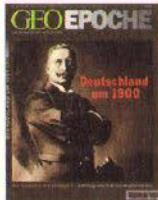
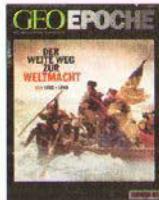
MAYA, INKA, AZTEKEN



Die Andenstadt Machu Picchu wird nie von Konquistadoren entdeckt. Dennoch fallen die Indianerreiche unter dem Sturm der Spanier. Von den Ureinwohnern bleiben nur stumme Zeugnisse – wie das Bildnis des Azteken-Gottes Xochipilli



Zuletzt erschienene Ausgaben (siehe auch Seite 171):



Die folgenden Ausgaben:

- 8. Mai 1945 – das Kriegsende (2. März 2005)
- Das kaiserliche Japan (1. Juni 2005)
- Die Renaissance (31. August 2005)
- Das Judentum (30. November 2005)

FOTOVERMERK NACH SEITEN:

Anordnung im Layout: l. = links, r. = rechts, o. = oben, M. = Mitte, u. = unten

TITEL: J. M. Liles/Corbis

SEITE 3: Werner Bartsch: 3 o.; Markus Seewald: 3 u.

INHALT: SV-Bilderdienst: 4 o. und 4 r. m.; BPK: 4 l. m.; Archives Photographiques/Ministère de Culture: 4 u.; AKG: 5 o.; Corbis: 5 l. m. und 5 r. m.; Ullstein: 5 u.

BILDESSAY: HultonArchive/Getty: 6/7; SV-Bilderdienst: 8/9; Art Archive: 10/11; Imperial War Museum: 12/13; BPK: 14/15, 18/19; Corbis: 16/17, 20/21

KRIEGSBEGINN 1914: BPK: 24, 31, 32 l.; SV-Bilderdienst: 26, 27, 33; AKG: 28 o., 32 r., 34/35, 36; Corbis: 28 u., 37; HultonArchive/Getty: 38, 39

WALTHER RATHENAU: Ullstein: 40, 41 o.; DHM: 41 o.

KRIEG IM WESTEN – VERDUN: Roger-Viollet: 42/43, 45 r., 50, 56 u., 59 u.; Bridgeman Art Library: 44; SV-Bilderdienst: 45 l., 48/49; Imperial War Museum: 46; Interfoto: 48; HultonArchive/Getty: 51; Ullstein: 53, 60/61; Rue des Archives: 54/55, 56 o., 59 o.; Interfoto: 57; AKG: 60 u.; aus: Kamerad im Westen, F. a. M. 1930: 62, 63

PROPAGANDA: AKG: 64/65, 66 l. o., 68 u., 70 l. o.; Art Archive: 66 r. o. und 66 u., 68 l. m.; Library of Congress: 67, 70 l. o.; DHM: 68 r. o.; Interfoto: 69; Corbis: 70 r., 72 u.; Mary Evans Picture Library: 71; Snark/Art Resource: 72 l. o.; Granger Collection: 72 r. o.; Plakatsammlung der ÖNB, Wien: 73

GLOBALISIERUNG: Corbis: 74 – 77, 79, 80, 84; BPK: 78; Collection Verney: 81; Ullstein: 82, 85; Imperial War Museum: 83

GIFTGAS: SV-Bilderdienst: 86; Corbis: 87

LITERATUR: Artothek/c) VG Bild-Kunst, Bonn 2004: 89 – 92; BPK: 95

KOLONIEN: BPK: 96; Imperial War Museum: 97, 99; aus: Hermann J. Hiery, Bilder der Südsee (1884–1914), Paderborn, Ferdinand Schöningh 2004: 98 o.; Ullstein: 98 u.

KRIEG IM OSTEN: BPK: 100, 101; AKG: 102; SV-Bilderdienst: 103, 110 o.; Staatsarchiv für Film, Fotographie und Dokumente, St. Petersburg: 104/105; Ullstein: 106, 108/109, 111; Corbis: 107, 110 u., 112

AUTOCHROME: ECPAD: 114/115, 121 u.; Photos12.com – SFP: 116 o., 120 u., 123; CMN: 116 u., 117 u., 118, 119, 120 o.; CMN, Paris: 117 o.; Archives Photographiques/Ministère de Culture: 116; ECPAD: 121 o.; SFP: 122

RUSSLAND – LENIN: Corbis: 124/125, 126, 128 l., 131 u., 134; Staatsarchiv für Film, Fotographie und Dokumente, St. Petersburg: 127, 129; DHM: 128 r.; BPK: 130; AKG: 131 o., 132

OSMANISCHES REICH: Corbis: 138–140, 142; HultonArchive/Getty: 141, 143

KRIEGSENDE 1918: DHM: 144/145, 158; Ullstein: 146/147, 152, 157; Corbis: 148/149; AKG: 151, 153, 160; SV-Bilderdienst: 154

VERSAILLER VERTRAG: HultonArchive/Getty: 160; Kladderadatsch: 161, 163, 165, 170; Mary Evans Picture Library: 166

VORSCHAU: Jim Erickson/Corbis: 178 o.; Charles Lenars/Corbis: 178 u.

KARTEN: Stefanie Peters: 173, 175, 176

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.

© GEO 2004, Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.

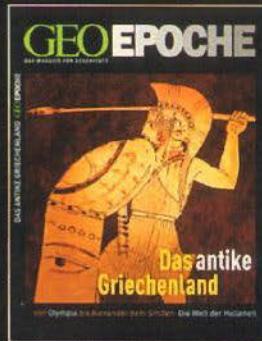
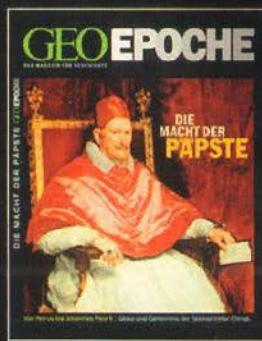
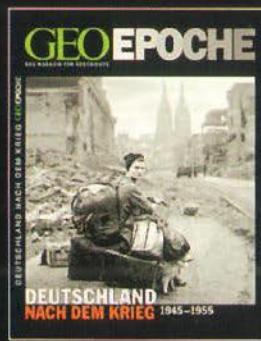
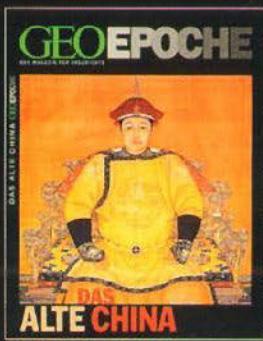
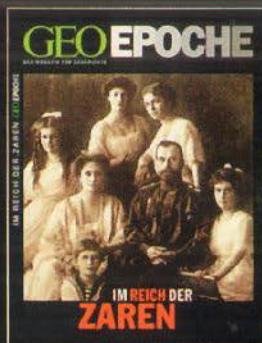
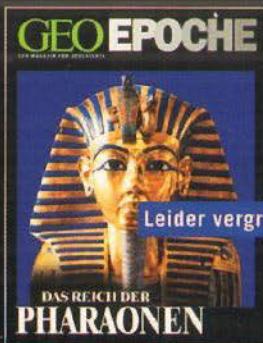
Einem Teil dieser Auflage liegen folgende Beilagen bei: **GEO EPOCHE**, **GEO**, **Zeitverlag**, **Weltbild-Archiv**, **Archiv-Verlag**, **WBG Wissenschaftl. Buchgesellschaft**.

Berühr mich.



Für Menschlichkeit in der Altenpflege

Eine Aktion der Evangelischen Kirchen und ihrer Diakonie in Niedersachsen. www.menschlichkeit-in-der-altenpflege.de



Manchmal bekommt man im Leben eine zweite Chance. Von **GEO EPOCHE**.

Jetzt im **ausgesuchten Buch- und Zeitschriftenhandel**. Falls Sie eines dieser Hefte verpasst haben, bieten sich jetzt folgende Möglichkeiten: Sie können zum Zeitschriftenhändler Ihres Vertrauens gehen und danach fragen. Sie können sich direkt an **GEO** wenden – Tel. 040/ 37 03-38 03 oder Fax 040/ 37 03-56 57. Sie können im Internet unter www.geo-webshop.de nachschauen. Oder Sie können sich auf das neue Heft freuen.

GEO EPOCHE

Sehen Sie weitere **GEO**-Produkte im Internet unter www.geo-webshop.de

www.geo-webshop.de